This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Ger. II A. 73

# Briefe, die Neueste Litteratur betreffend.

V ter Theil.

Berlin, 1760.
Bey Friedrich Nicolai.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

# Inhalt der Briefe des fünften Theils.


Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländischer Ausgabe. S. 3.

Acht und siebenzigster Brief. Herr Prof. Sulzers Schreiben von dem Unterschiede seines Wörterbuchs der schönen Wissenschaften und des Gottschedischen Handlexicons. S. 23.

Neun und siebenzigster Brief. Ob Brutus kurz vor seinem Tode die Tugend verwünschet habe. S. 65.

Achtzigster Brief. Beurtheilung der satyrischen Versuche des Herrn Löwen, wie auch der Götter und Helden, gespräche eben dieses Schriftstellers. S. 69.

Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weisse Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der dritte. S. 81.

Zwey und achtzigster Brief. Weitere Ausführung einer Anmerkung des Herrn Schlegels, in seiner neuen Ausgabe der Einschränkung der schönen Künste ꝛc. des Batteux. Untersuchung der Natur des Eckels, und ob derselbe gleich andern unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung gefallen könne. S. 97.

Drey und achtzigster Brief. Unterschied zwischen dem Eckel und dem höchsten Grade des Entsetzlichen. Dieser unterfällt in der äusserlichen Vorstellung oder dem pantomimischen Theile des Trauerspiels. S. 104.

Vier und achtzigster Brief. Die Pantomime muß sich beym Trauerspiele in den Schranken einer Hülfskunst halten. Anmerkung über den Schakespeare. S. 109.

Fünf und achtzigster Brief. Von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie Beurtheilung der Schlegelschen Erklärung des Schäfergedichts. S. 113.


Sechs-

Sechs und achtzigster Brief. Fernere Beurtheilung derselben. Versuch einer neuen Erklärung des Schäfergedichts; nebst einer vierfachen Eintheilung desselben. Fehler einiger Kunstrichter, bey der Lehre von der Schäferpoesie. Wie man die niedrigen Züge in dem Schäfergedichte veredeln kann. S. 120.

Sieben und achtzigster Brief. Ueber des Herrn Schlegels Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie. Vergleichung der Erklärung des Herrn Schlegels von der Dichtkunst, mit der Baumgartenschen Erklärung. Anzeige einiger Unzulänglichkeit in der erstern. S. 137.

Acht und achtzigster Brief. Ueber des Herrn von Moser Schrift, der Herr und der Diener. S. 145.

Neun und achtzigster und neunzigster Brief. Anzeige der Ungereimtheiten in des Herrn Schade Einleitung in die höhere Philosophie. Beweis, daß Herr Professor Gottsched der Verfasser des Candide sey. S. 161.

Hundert und neunzigster Brief. Mordax opprobriis falsis, mutemve colorem? Horat. S. 193.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

Fünfter Theil.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

### I. Den 3. Januar. 1760.

## Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Ecce iterum Criſpinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Duſch gefloſſen iſt.

- - - Et eſt mihi ſaepe vocandus
Ad partes. - - -

und wie oft werde ich dieſes abermals, abermals brauchen müſſen! Herr Duſch hat geſchrieben, ſchreibt, und wird ſchreiben, ſo lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordiſche und bald allgemeine Magazine; bald ſatyriſche, bald hämiſche Schriften; bald verliebte, bald

freymüthige bald moraliſche Briefe; bald Schilderungen, bald Ueberſetzungen; und Ueberſetzungen bald aus dem Engliſchen, bald aus dem Lateiniſchen.

- - Monſtrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm iſt alle Critik umſonſt. Ja man ſollte ſich faſt ein Gewiſſen machen, ihn zu critiſiren; denn die kleinſte Critik, die man ſich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und ſo macht ſich ja der Criticus ſeiner Sünden theilhaft? — Zwar von dieſen ſeinen Streitbüchern, ſage ich Ihnen dieſesmal nichts. Sie ſind noch ſchlechter als ſeine Ueberſetzungen; und das Beſte muß ich Ihnen doch zuerſt bekannt machen.

Eine Duſchiſche Ueberſetzung alſo abermals! Und der Abwechſelungen wegen, nicht ſowohl aus dem Engliſchen als aus dem Lateiniſchen! Eine Zwitterüberſetzung aus beiden; wenn man ſie recht benennen ſoll. — Leſen Sie den Titel davon am Rande. * — „Aber wo „ſteht

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critiſchen und oeconomiſchen Erklärungen Hrn.

„ſteht denn da etwas von Herr Duſchen?
„Sie werden ſich irren.“ — Nicht doch;
ich irre mich nicht. Das Buch iſt ja ſo dicke;
und ſcheinet mit einer ſo liebenswürdigen Ge-
ſchwindigkeit translatiret zu ſeyn! Wer
kann aber dickere Bücher geſchwinder trans-
latiren, als Herr Duſch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieſer Beweis,
weil er in Deutſchland geführet wird, nicht
bündig genug ſcheinet: — Hier iſt ein ande-
rer! „Der Jugend beſſer fortzuhelfen, ſagt
Herr Duſch in der Vorrede, „und in eben
„der Abſicht, worin Herr Martin ſeinem la-
„teiniſchen Texte eine engländiſche Ueberſetzung
„beygeſetzet hat, habe ich eine eigene deutſche
„Ueberſetzung unternommen. — Aus dieſer



D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu
zu Cambridge, und anderer der berühmteſten
Ausleger. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung
und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schu-
len, um die Jugend zu einer frühen Erlernung
der Haushaltungskunſt zu ermuntern. Ham-
burg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle.
1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

eigenen deutschen Ueberſetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet ſo! — Sie erinnern ſich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe *, eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Duſch getadelt habe, welche eine Beſchreibung der herbſtlichen Nachtgleiche ſeyn ſollte? „Itzo „wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schalen, und der Stand der Sonne theilet „den Erdkreis in Licht und Finſterniß. Sie erinnern ſich doch, daß dieſe Beſchreibung nach zwey Zeilen des Virgils ſollte gemacht ſeyn, die Herr Duſch nicht verſtanden hatte?

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun ſind dieſe Zeilen aus dem erſten Buche Georgicorum; und ich weiß ſelbſt nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Ueberſetzung derſelben zu allererſt ſahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden „des Schlafs gleich gemacht, und den Erd„kreis in Licht und Finſterniß getheilet hat.“

D Herr

* S. den ein und vierzigſten Brief im zweyten Theil.

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Nr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben; und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der

Parallelſtelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat coelo & *medium* ſol igneus *orbem*.
Hauſerat

hat er das medium orbem richtig überſetzt; ob es gleich auch hier Rudus falſch verſtehet, indem er medium orbem hauſerat durch ficcaverat medium orbem giebt, aus welchem ficcaverat es unwiderſprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verſtanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Duſch hier ſein Martin eben ſowohl kann zurechte gewieſen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieſer Stelle ſehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede ſey, weil Virgil ſage, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Duſch bey der Ueberſetzung ſeinen Martin würde vergeſſen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie ſollen gleich meiner Meinung ſeyn. —

Denn,

Denn, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn „die Waage die Tage und die Stunden des „Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis „in Licht und Finsterniß getheilet hat„ noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares &c.

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei? Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage „und die Stunden des Schlafes gleich macht? Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Duschen in Einem Jahre ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes

gleichgemacht ꝛc. Iſt denn das nicht ganz etwas anders? — Dieſer Fehler des Herrn Duſch iſt alſo unwiderſprechlich. Und ich ſetze dazu: unverzeihlich; denn wenn er ſich der Anmerkung ſeines Martin noch erinnert hätte, wenn er ſich Zeit genommen hätte, ſie wieder nachzuleſen: ſo hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den „alten Römern, ſagt Martin, endigte ſich „der Genitiv der fünften Declination in es: „alſo war Dies eben das, was wir itzt Diei „ſchreiben. Oft wurde es Die geſchrieben, „welches an dieſer Stelle alle Herausgeber „annehmen. Ich aber habe, auf Glauben „des Aulus Gellius, Dies dafür geſetzt; „er ſagt nehmlich, diejenigen, die Virgils „eigenes Manuſcript geſehen, hätten verſi„chert, daß es Dies geſchrieben wäre. Q. En„nius in ſexto deimo annali *Dies* ſcripſit pro „*diei* in hoc verſu:

*Poſtrema longinqua dies confecerit ætas.*

„Ciceronem quoque affirmat Cæſellius in ora„tione, quam pro P. Seſtio fecit, *dies* ſcrip„ſiſſe pro *diei*, quod ego impenſa opera con-

qui-

„quiſitis veteribus libris plusculis ita, ut Cæ„ſellius ait, ſcriptum inveni. Verba ſunt hæc „Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies „poenas.* Quo circa factum hercle eſt, ut „facile iis credam, qui ſcripſerunt idiographum „librum Virgilii ſe inſpexiſſe, in quo ita ſcrip„tum eſt:

*Libra* dies *somnique pares ubi fecerit horas;*

„id eſt: *Libra diei somnique.* — Denken Sie doch nur! Dieſe lange Anmerkung ſchreibt Herr Duſch auf dem Bogen E. von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er ſie ſchon wieder vergeſſen. Was ſoll man von ihm ſagen? Iſt es nicht offenbar, daß er ohne zu denken ſchreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Ueberſetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier ſeinen Martin vergeſſen hatte; eben ſo gut hätte er ihn ja auch bey dem hauſerat medium orbem vergeſſen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr O. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich theile sie „dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie „manchem, sowohl von dem schreibenden, „als lesenden Theile der so genannten Ge„lehrten, nützlich seyn können. * — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Dusch anderes Ich, oder sein critischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen O formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel, an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile, nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die blosse Nachläßigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Verstellung, nicht das aller-

* S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe.

allerkleinſte Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypotheſen, zu machen wiſſen. Hier iſt ein neues recht luſtiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und ſagt:

Hic vertex ſemper nobis ſublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, ſagt er, iſt uns ſublimis; der andere iſt uns ſub pedibus, und dieſen, der uns ſub pedibus iſt, den ſehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher ſeyn? Und doch war es Herrn Duſchen nicht deutlich genug, denn er überſetzt: „Ein Pol „iſt uns allezeit erhaben, den andern aber „ſehen der Styx und die Manes, unter ihren „Füſſen. — Die Mannes, unter ihren Füſſen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Duſch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt ſich immer noch eher etwas ſehen, als unter den Füſſen. — Der Ueberſetzer hat ſich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation

des

des Kuäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi:

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, & umbræ infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Kuäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schliessen zu können? „daß sie elend ist!„ — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie sich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text ge„bunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten „die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht

ſicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte ſich dieſe Sklaverey gegen den Text auch ſo weit erſtrecken, daß die Worte der deutſchen Ueberſetzung dem Schüler kaum ſo viel helfen, als ob er ſie nach und nach aus dem Wörterbuche zuſammen geſtoppelt und ſo hingeſchrieben hätte? Daß er nunmehr für:

\- - - tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam. *

weiter nichts zu leſen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einſt deine Füſſe verſuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte ſie gar ſo weit gehen, daß Herr Duſch im Deutſchen lieber zu einem ganz andern Verſtande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho * *

überſetzt Herr Duſch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermiſchten Honigſeim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es iſt wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil ſagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutſchen reif zu Weine ſetzen

setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

- - - - annua magnæ
Sacra refer Cereri, lætis operatus in herbis:
Extremæ sub casum hyemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, & tunc *mollissima vina.* ***

Und Herr D. übersetzt: Feyere der grossen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 10. Januar. 1760.

### Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem „Herr Dusch, die Mühe zu erleichtern sucht,“ wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr

Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt Myrtus? du findest ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heisse ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

——— cingens materna tempora myrto *

durch: „Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heisse eine Ziege. Denn er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Cæditur. **

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wör-

* Lib. I. c. 38. ** Lib. II. 380.

Wörterbuch, und ſchlage nach, was heißt pernox? Du findeſt übernächtig. Und Herr ſagt, es heiſſe hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochſen ſagt, der in dem blutigen Kampfe mit ſeinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque ſuperbi
Victris, tum quos amiſit inultus amores:
Et ſtabula aſpectans regnis exceſſit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* inſtrato ſaxa cubili:

ſo überſetzt Herr Duſch: Der Ueberwundene gehet davon, und ſcheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beſeufzet kläglich ſeine Schmach, die Wunde, die er von dem ſtolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor; ſchauet den Stall an, und ſcheidet aus dem Reiche ſeiner Väter. Dann giebt er ſich alle Mühe, ſeine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Sieheſt du, Herr Duſch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr Duschen zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Uebersetzung, mit der Bleyfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. III. daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen grossen Dienst erzeige,

— qui ne gravidis procumbat culmus aristis,
Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos æquant suta.

dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezo-

gen

gen hat, und ſind alſo auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft das niedrigſte. Wie kann alſo die Saat zur Höhe dieſes niedrigſten Theiles des Ackers wachſen? Die Furchen ſtehen hier für den Acker überhaupt; und æquare heißt hier eben machen. Der Dichter will alſo ſagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; ſie gleichſam mit einem ausgeſpannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers verſteckt liegt. Daß æquare aber eben machen heiſſe, hätten Sie aus dem 175 Verſe eben deſſelben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti æquanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entſchuldigung auch ſchon das ventos æquante ſagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Ueberſetzer muß ſehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige ſeinem Acker eine erſprießliche Wohlthat:

. . . Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena.

Præsertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo,
Unde cavæ tepido sudant humore lacunæ.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt, und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie

haben

haben dieſen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, inſtar paludis. Aber entſchuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Urſache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und ſagt, es ſey geſchehen:

Ut varias uſus meditando excuteret artes
Paulatim et ſulcis frumenti quæreret herbam.

So wie in der erſten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verſchiedenen Künſte hervorgebracht werden ſollten: ſo zeigt es auch ſulcis in der zweyten an. Die Menſchen ſollten durch ackern, ſich Getraide verſchaffen lernen. Sie überſetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachſinnen nach und nach verſchiedene Künſte mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides ſuchen möchte. Hier iſt alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

——— tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera funda:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemsen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

——— pecudesque locutæ,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das

das Adverbium, oder die Interjection, wie sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram.
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach rederen. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klösse beständig zerschlagen, und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen, oder sie unterzuhacken befiehlet?

tet? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

——— omne levandum
Fronde nemus *

ist von dem so genannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

——— Hylæum Lapithis craterе minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern, wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß?

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457.

Gruß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumoſis calculus arvis *

Ah, Sie haben Gries wollen ſchreiben! Es iſt doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal beſſer verſtehet, als ich. Daß dumoſus noch etwas mehr als büſchicht heiſſe, will ich ſo hingehen laſſen.

Auch las ich von ohngefehr die erſten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anſtößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindiſch Sie dieſe Zeilen:

——— Tentanda via eſt, qua me quoque poſſim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora. **

überſetzt haben: Auch ich muß es verſuchen, mich auf einer neue Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es eigen ganz ſchielenden Verſtand macht, wenn Sie:

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas. ***

über-

* Lib. II. v. 180. ** Lib. III. v. 8. 9. *** Lib. v. 12.

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel die fragen? Es ist kein bloßes poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Græcia cestu. *

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen: als

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

——— ah nimium ne sit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegenheiten

* Lib. III. v. 19. 20.

heiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe streiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu &c. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß ihr Martin selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Eben so wenig hätten Sie sich, bey dem 58ten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Columella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet seyn müsse, und setzt endlich hinzu

- - quæque ardua tem. *

Sie

* Lib. III. c. 58.

Sie übersetzen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox, ardensque oculis & sibila colla
Arduus attollens &c.

Und noch von einem andern Pferde:

Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstutte, wo er sich weniger zweyfelhaft ausdrücket:

Illi ardua cervix &c.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotz bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch

Auch ſollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas ſagen. Wo Sie gute Leute ausgeſchrieben haben, da ſind ſie ſo ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften verſuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erſcheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweiſe; wo die Worte: nec gratia terræ nulla eſt, quam inaratæ terræ, ein ſauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität ſind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er iſt höchſt fehlerhaft, und ohne eine beſſere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So ſtehet injuſta für injuſſa; ſperantia für ſpirantia &c. — Doch das ſind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür müſſen wir Ihnen freylich verbunden ſeyn. —

Gnug mit dem Herrn Duſch geſprochen! Was unſere galanten Briefſteller die courtoiſie nennen, das iſt nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin ꝛc.

A.

## Druckfehler.

In dem vorhergehenden Bogen auf der 9ten Seite, lese man in der vierten Zeile von unten auf, für in Einem Jahre, in Einem Herbste, als von welcher Jahrszeit, wie man leicht sehen wird, einig und allein die Rede ist.

## Bey dem Verleger ist zu haben:

Pauke J. S. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, gr. 8vo. Berlin, 1760. 12 Gr.

Reinhardts A. F. Abhandlung von der besten Welt, aus dem Französischen übersetzt, von J. A. F. v. G. 4to. Greifswald, 1757.

Klefeckeri, Jo. Curæ geographicæ, 8vo. *Hamburgi.* 1758.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 17. Januar. 1760.

### Acht und siebenzigster Brief.

Ihre Vermuthung, mein wertheſter Freund, iſt richtig eingetroffen. Als ich Ihnen von der Ankündigung des Gottſchediſchen Wörterbuchs der ſchönen Wiſſenſchaften Nachricht gab, vermahnten Sie mich, meine Arbeit keinen Augenblick liegen zu laſſen, weil Sie vermutheten, daß dieſes Werk das meinige in keinem Stücke würde entbehrlich machen. Jetzo habe ich dieſes Handlexicon geſehen, und

* Da wir dieſen uns von unſerm Freunde, dem Herrn von N** abſchriftlich mitgetheilten Brief drucken laſſen, ſo, ſcheinet es wegen gewiſſer Leute, nöthig zu ſeyn zu erklären, daß der berühmte Verfaſſer deſſelben an den übrigen Briefen gar keinen Antheil habe.

O.

und bey deſſen Durchblätterung die Richtigkeit ihres Urtheils erfahren. Er hat weder in der Anlage noch in der Ausführung die geringſte Aehnlichkeit mit dem meinigen, und ich werde meine Arbeit fortſetzen, als wenn das Gottſchediſche Werk gar nicht in der Welt wäre.

Ich vermuthete anfänglich, der Hr. Pr. G. habe die Ankündigung meines Werks geſehen, und nach ſeinem bekannten Eifer für die Ehre der Deutſchen, ſich dadurch bewegen laſſen mir vorzukommen, um zu verhindern, daß ein ſo wichtiges Werk nicht durch einen Halbdeutſchen, einen Schweizer, ausgeführet werde. Denn er ſteht in Gedanken, daß die Schweizer die wahren Verderber des guten Geſchmacks ſeyen; daher auch der Ausdruck Schweizeriſch, oder nach ſeiner höflichen Art zu reden, alpiniſch bey ihm ſo viel bedeutet, als abgeſchmackt oder ungereimt. Unter ſeinen mannigfaltigen Verdienſten hält er dieſes für das vornehmſte, daß er ſich mit aller Macht, und ſelbſt zu ſeinem gröſten Schaden, der Ausbreitung desjenigen Geſchmacks

als

als ein dicker Damm entgegen setzt, den einige Kunstrichter in der Schweiz, als den wahren und guten Geschmack der Natur anpreisen. Ich stund also in Gedanken, daß die Absicht des Herrn. Professors gewesen, mir die Feder aus der Hand zu winden. Allein ich sehe aus seiner Vorrede, daß ich mich hierin betrogen habe, und daß sein Verleger der eigentliche Urheber dieser Unternehmung ist. Der Verfasser hat von meinem Vorhaben eher nichts erfahren, als bis sein Werk schon beynahe fertig gewesen.

Wenn es Ihnen fremd vorkommen solte, daß ein Mann, dessen ernsthafteste Bemühungen auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften in Deutschland gerichtet sind, und die einigermaassen als der Vormund der hierin noch unmündigen Deutschen muß angesehen werden, die Ankündigung eines so wichtigen Werks, welche vor seinen Ohren geschehen ist, nicht sollte erfahren haben; so wird es Sie noch mehr befremden, daß ihm noch weit wichtigere Nachrichten aus dem Reiche des Geschmacks unbekannt geblieben sind. Sie

werden mit Verwunderung finden, daß ihm unsre besten Dichter, Haller, Kleist, Klopstock, Bodmer, Lessing, Wieland u. a. entweder gar nicht oder nur durch ein dunkles und zweydeutiges Gerücht bekannt worden. Dadurch wird es allerdings wahrscheinlich, daß er von meinem Vorhaben nichts gewußt, oder daß er vermuthet hat, da mein Werk in dem dritten und vierten Jahr nach seiner Ankündigung noch nicht herausgekommen ist, daß ich es der grossen Schwierigkeiten halben aufgegeben habe, oder gar darüber verstorben sey. Denn wie konnte er, der von dem Tage an, da er seinen Versatz gefaßt, ihn in Jahres Frist ausgeführet hat, glauben, daß ein andrer etliche Jahre dazu nöthig haben würde?

Sollte aber doch dieser berühmte Mann von meinem Vorhaben und dem Fortgange desselben hinlänglich unterrichtet gewesen seyn, so sehe ich doch bey mehrerm Nachdenken, daß seine Absicht wirklich nicht gewesen ist, durch eine übereilte Ausgabe seines Wörterbuchs, das meinige zu hemmen. Er hat bey seiner

Arbeit

Arbeit ganz andere Absichten gehabt, als ich bey der meinigen habe. Dieses zeiget sich in der Ausführung ganz deutlich, da in dem ganzen Werk keine Spuhr anzutreffen ist, daß er nach den Grundsätzen gearbeitet habe, die mir zum Leitfaden dienen. Der Hr. Pr. hat zwar nicht für gut gefunden, in der Vorrede uns von seiner Absicht zu unterrichten. Er läßt sich nur so weit heraus, daß es scheinet, er habe die ganze Arbeit aus Gefälligkeit für den Buchführer unternommen, dieser aber muß nicht für nöthig erachtet haben, uns seine Absichten durch eine Vorrede zu entdecken. Wenn er nur diese gehabt hat, ein Buch von ansehnlicher Grösse, unter dem Titel und in der Form eines Handlexicon, mit dem Namen eines berühmten Mannes gezieret, binnen Jahresfrist, ehe ein anderes Werk über diese Materie erscheinen konnte, in seinem Laden zu haben, so ist die ganze Absicht dieses Werks vollkommen erreicht, und kein Mensch ist befugt den Hrn. Prof. G. über die Ausführung desselben zur Rede zu stellen. Aus diesem Gesichtspuncte muß man ohne Zweifel

die sonst sehr seltsam und für die Verdienste eines solchen Mannes zu demüthig scheinende Anmerkung beurtheilen, womit er die Vorrede beschließt. Er hoft desto zuversichtlicher, sagt er, daß dieses Handbuch wird wohl aufgenommen werden, da er selbst den wenigsten Antheil daran hat. Seine Hofnung ist also, daß man dem Verleger zu gefallen, das Werk für gut finden werde.

Sie sehen hieraus, mein werther Freund, daß dieses Handlexicon mich nicht zurück halten wird, mein Werk mit dem Eifer fortzusetzen, mit welchem ich bis dahin daran gearbeitet habe. Sie können mithin auch allen den Freunden, die gegen Sie einige Furcht geäussert haben, daß ich jetzo zurücke stehen werde, die Versicherung geben, daß ich fortfahre eben so zu arbeiten, als wenn das Gottschedische Werk gar nicht in der Welt wäre. Ich habe diese Arbeit nicht dieserwegen unternommen, weil ich der erste seyn wollte, der ein deutsches Werk unter diesem Titel herausgäbe; folglich kann es mich auch nicht abschrecken, daß ich nicht mehr der erste bin.

Auch die Gefahr erschreckt mich nicht, in dem Wettlauf mit einem so berühmten und im Bücherschreiben alt gewordenen Manne, zu unterliegen. Denn in diese Gefahr kann ich nicht kommen, weil wir beyde nicht nach einem Ziele laufen. Er mag sich seine Lorbeern nehmen, die, nach denen ich strebe, sind an einem ganz andern Orte aufgesteckt, dahin sein Weg nicht leitet.

Sie wissen ohngefehr, nach was für einem Plane ich arbeite, aber es wird Sie doch nicht verdriessen, hier noch einige besondere Nachrichten von meinem Verfahren und meinen Absichten zu lesen. Da ich Ihnen in dem verwichenen Jahre so selten geschrieben habe, so nehmen Sie nun einen langen Brief für die ganze Zahl derer, die ich Ihnen in diesem unruhigen Jahre schuldig geblieben bin.

Meine erste Sorge geht darauf, daß ich die eigentliche Natur und Beschaffenheit dessen, was in den Künsten schön, angenehm, gefällig und einnehmend ist, oder überhaupt die Natur des ästhetischen genau untersuche, und es in seinen verschiedenen Gestalten meinen

Lesern recht kennbar mache. Zu dem Ende mußte ich in allen Werken des Geschmacks, von der Baukunst an, bis auf die Dichtkunst, alles auszeichnen, was Kenner für schön, oder für ästhetisch gut halten. Aus der Vergleichung dieses Schönen, wie es sich in den Werken von so verschiedener Art zeiget, mußte ich sein Wesen und seine wahre Beschaffenheit erkennen lernen, und also das, was der Geschmack undeutlich fühlt, dem Verstande deutlich machen. Dieses gab mir zu andern wichtigen Untersuchungen Gelegenheit. Wenn man die Natur des Schönen erkennet hat: so kann man anfangen zu untersuchen, warum es gefällt. Es muß in der Natur der menschlichen Seele, ja sogar aus der allgemeinen Natur eines denkenden Wesens etwas seyn, woraus die Wirkung des Schönen oder des ästhetisch guten auf die Einbildungskraft und die Sinnen kann erklärt werden. Es ist eine meiner grössesten Sorgen bey meiner Arbeit, diese Untersuchungen so weit zu treiben, als nur möglich ist.

Dadurch werde ich nicht nur den Weltweisen ein weites Feld zu neuen phychologischen Untersuchungen eröfnen, sondern auch den Kunstrichtern den Weg bahnen, die Theorie des Geschmacks zu einer Gewißheit zu bringen, die der mathematischen nahe kommen kann. Was Leibnitz von seinen Grundsätzen der Metaphysik gehoffet hat, daß durch ihre Hülfe die Sittenlehre zu einer mathematischen Gewißheit kommen würde, dieses hoffe ich von den Untersuchungen wozu mein Werk die Gelegenheit geben wird.

Dergleichen Untersuchungen waren fern von der Absicht des Herrn Pr. G. Sie werden in seinem ganzen Wörterbuche keine Spuhr davon finden. Er hat nicht einmal so weit gehen wollen, daß er die verschiedene allgemeine und besondere Eigenschaften die eigentlich den Werth eines Werks der Kunst ausmachen, blos den Namen nach angezeiget hätte, geschweige, daß er ihre Beschaffenheit hätte näher untersuchen, oder gar ihre Verhältniß gegen die Natur der Seele erforschen wollen. Schlagen Sie auf, wo Sie wollen,

so werden Sie finden, daß er hieran nicht gedacht hat. Die Artikel Gebäude, Gemälde, Gedicht, Rede, Gesang u. s. w. lassen Sie in der gänzlichen Unwissenheit über die Dinge, wodurch diese Werke der Kunst schön oder vollkommen werden; die Artikel Richtigkeit, Pracht, Reichthum, Zierlichkeit, Regelmäßigkeit, und hundert andere, welche die allgemeine Eigenschaften der Werke der Kunst enthalten, sind in diesem Handlexicon gar nicht angezeiget, in dem meinigen, sind dieses lauter Hauptartikel.

Nach diesem lasse ich mir angelegen seyn das Schöne nicht blos nach allgemeinen Begriffen, auch nicht nur nach einer einzeln Form desselben, sondern nach den verschiedenen Gestalten, die es annimmt, kennbar zu machen. Ich lasse es z. B. nicht dabey bewenden, daß ich erkläre was die Schönheit überhaupt ist, sondern ich bemühe mich deutlich zu beschreiben, was die Schönheit ist in einzeln Figuren, was sie in Zusammensetzung vieler Figuren sey; worinn die Schönheit eines Gedankens, und einer ganzen Rede bestehe,

stehe, was ein schönes Gebäude, eine schöne Musik, einen schönen Tanz u. s. f. ausmache. Und eben diese Methode beobachte ich bey jeder besondern Eigenschaft eines ästhetischen Werks, dadurch wird jeder Künstler in Stand gesetzt, nicht nur das Schöne, welches sein Werk an sich haben muß, deutlicher zu kennen, sondern er wird oft aus den Werken andrer Künste, Vortheile für die seinige lernen. Jede Kunst hat eine eigenthümliche Bequemlichkeit, gewisse Schönheiten vorzüglich darzustellen. Die Richtigkeit, Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung aller Theile auf ein Ganzes, müssen alle Künstler von dem Baumeister lernen. Der Historienmaler muß allen zum Beyspiele einer guten Anordnung, der Contraser und des Lichts und Schattens dienen. So wie hingegen wegen anderer Vortheile bald der Dichter, bald der Tonsetzer, und bald der Redner, an der Spitze der Künstler stehen, die Ausübung gewisser Regeln, durch sein Beyspiel andern deutlich zu machen.

Hiezu kommt auch, daß ich bey jedem Handgriff einer besondern Kunst auf das fleis-

sigste nachforsche, ob die andern Künste in ihrer Art etwas ähnliches haben. Wann ich z. B. sehe, was für grosse Annehmlichkeiten der Tonsetzer durch die mißstimmende Töne und deren geschickte Auflösung, in seine Werke hineinbringt, so untersuche ich, ob der Dichter, der Maler u. s. f. ähnliche Handgriffe in seinen Werken anbringen könne, und wenn ich gefunden habe, wo dieses angehen kann, so stelle ich ihnen den Tonsetzer zum Muster der Ausübung desselben vor. Diese beständige Vergleichung aller Künste mit einander dienet auch dazu, daß gewisse feine Schönheiten, die sich kaum beschreiben, aber sehr wohl fühlen lassen, dadurch desto deutlicher können empfunden werden, wenn man sie, je nachdem der Fall es mitbringt, entweder in einem Gesange, in einem Gemälde, oder in einem andern Werke der Kunst, wo sie am deutlichsten sind, gleichsam mit dem Finger zeiget.

Es müssen einem Kunstrichter, und selbst dem Künstler manche Vortheile verborgen bleiben, wann er nicht die Theorie und Ausübung

übung aller Künste zugleich vor Augen hat. So werden Sie z. B. in meinem Werke Proben finden, daß die Baukunst mir Gelegenheit gegeben hat, dem Redner und dem Dichter gewisse Regeln vorzuschreiben, oder sie ihm deutlich zu machen. Dieses alles war gänzlich ausser dem Plane und der Absicht des Verfassers des Handlexicon, welcher dergleichen Untersuchung ferne von sich hat seyn lassen. Nun muß ich Ihnen aber auch sagen, worinn sein Plan weitläuftiger und ausführlicher ist, als der meinige. Er hat sich viel Mühe gegeben, sein Werk mit historischen Nachrichten auszufüllen, und darinn hat er mich unendlich weit übertroffen. Sie werden eine so ansehnliche Liste von deutschen Dichtern aus dem 16ten Jahrhundert finden, daß Sie sich darüber verwundern werden. Dies ist die glänzende Seite seines Werks. Ich habe in der Ankündigung des meinigen, auch historische Nachrichten versprochen, und werde dies Versprechen auch halten. Da es aber eine unendliche Arbeit seyn würde, die Lebensumstände und Werke aller Künstler

aus

aus allen Nationen und Weltaltern zu erzählen, so habe ich mich, hierinn sehr enge eingeschränkt. Ich führe keinen Künstler in einem besondern Artikel auf, als die von denen ich urtheile, daß sie als Beyspiele zum Guten oder Bösen müssen angeführt werden. Diejenige, durch deren Fleis die Kunst näher an ihre Vollkommenheit gebracht worden, die, welche zuerst richtige Schönheiten, oder Vortheile hineingebracht, die, deren Werke, als Meisterstücke in ihrer Art, andern Künstlern zu fleißigem Nachdenken müssen angepriesen werden, und denn einige Hauptverderber des guten Geschmacks, die Marino und Lohensteine von jeder Art, werden zur Warnung andrer, ihre besondere Artikel haben. Was aber den grossen Haufen der guten Künstler betrift, so gedenke ich sie allemal truppweise, bey Beschreibung der Werke, worin sie sich hervor gethan haben, anzuführen, aber in wenig Worten, die, so viel möglich ist, ihre Verdienste sollen zu erkennen geben. So werden in dem Artikel Trauerspiel, alle die Dichter angeführt werden, die mit

Ruhm

Ruhm in dieſer Art gearbeitet haben, ſo weit nämlich meine Kenntniß derſelben gehet. Ich kann mich nicht entſchlieſſen, jeden Reimer, oder jeden ſchlechten Kupferſtecher nur dem Namen nach anzuführen, geſchweige denn ihm einen beſondern Artikel zu geben. Deſto genauer und weitläuftiger aber werde ich über die Artickel von dem Anwachſe und der Ausbreitung der Künſte ſeyn, und ich hoffe, daß mir hierüber wenig wichtiges entgehen würde. So weitläuftig der Herr Pr. G. in ſeinen hiſtoriſchen Nachrichten von deutſchen und italieniſchen Dichtern geweſen, ſo wenig hat er über den Anwachs und die Ausbreitung der Künſte geliefert. Man kann leicht merken, warum er ſich nicht hat können in dieſes Feld einlaſſen. Drey oder vier Artikel von dieſer Art, erfodern mehr Zeit und Mühe, als er auf dieſes ganze Werk nach der Abſicht ſeines Verlegers hat wenden können. Dieſer ließ ihm nur ſo viel Zeit, als nöthig war, das was hiſtoriſch iſt, aus den bequemſten Urkunden zuſammen zu ſchreiben. Eine kritiſche Ueberlegung konnte da nicht

ſtatt

statt haben. Die Zeit war zu kurz. Ich habe also hierinn den Vortheil, daß kein Verleger mir die Zeit vormißt, mithin nehme ich mir selbst so viel, als ich nur nöthig habe, um die viele und weitläuftige historische Nachrichten, welche ich gesammelt habe, in die Kürze zu ziehen, in welcher sie einem kritischen Leser gefallen werden.

Die Fortsetzung folgt.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Klefekeri Curæ Geographicæ, 8vo. *Hamb.* 1759. 3 Rthlr.

L'Heureuse victime ou le triomphe du plaisir, 8vo. à la *Haye*, 1760. 6 Gr.

Pensées Philosophique, 8vo. *Londr.* 5 Gr.

La Mort du Maréchal Comte de Saxe, 8vo. *Paris*. 1759. 4 Gr.

Löwens, Joh. Fr. satyrische Versuche, 8vo. Leipzig. 1760. 6 Gr.

Patzke, J. S. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, 8vo. Berlin. 1760. 12 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 24. Januar. 1760.

### Beschluß des acht und siebenzigsten Briefes.

Nur noch eins. Da ich, gleich von Anfange meiner Arbeit, alle Künste aus einerley Gesichtspunkt betrachtet habe, so sind sie mir auch alle gleich werth geworden. Ich habe die Schönheiten eines Gebäudes mit eben dem Fleiß erforschet und betrachtet, die ich auf die Beurtheilung einer Epopee gewendet habe. Sie werden also in meinem Werke eine gleiche Sorgfalt für alle bemerken können. Ich habe mir auch Mitarbeiter gewählt, welche für Meister in den Künsten, darauf sie sich gelegt haben, gehalten werden. Auch dieses ist ein Vortheil, den der Hr. Pr. G. nicht gehabt hat. Man sieht wohl, daß die Dichtkunst ihren andern Schwestern sehr weit vorgezogen

worden, welches eben den Urſachen zuzuſchreiben, die ich kurz vorher erwähnt habe. Und daher iſt es auch gekommen, daß in dem Gottſchediſchen Handbuche keine allgemeine Unterſuchungen über das Weſen der Künſte, keine allgemeine Grundſätze, die auf alle insgeſammt können angewendet werden, Statt gehabt. Dasjenige alſo, was mir die meiſte Mühe gemacht, was die ſtrengſte und ſorgfältigſte Ueberlegungen erfodert, was die meiſte Zeit wegnimmt, kam in dem Plane des Hrn. Pr. G. gar nicht in Betrachtung. Daher haben Sie noch weniger Urſache ſich zu verwundern, wie ſein Werk ſobald zu Stande gekommen. Wenn Sie es werden geſehen haben, ſo werden Sie vielmehr denken, daß ihrer ſo viele die daran gearbeitet, es längſtens in drey Monaten hätten zu Stande bringen können.

Vielleicht erwarten Sie von mir, mein Wertheſter, daß ich bey dieſer Gelegenheit einmal ohne weitere Zurückhaltung Ihnen ſage, wie bald denn mein Werk wird zu Stande kommen. Ich weiß es, daß einige

unſrer

unſrer Freunde dieſes Zögern mir zur Laſt legen. Aber dieſe bedenken nicht, was das für eine Arbeit iſt, die ich unternommen habe. Sie wiſſen nicht, daß ich oft viel leſen und einige Wochen nachdenken muß, um einen Artikel aufzuſetzen, der keinen halben Bogen anfüllen wird. Sie müſſen nicht bedenken, daß in einer genauen und philoſophiſchen Unterſuchung über die Schönheit in den Künſten, ihren Urſprung und ihre Wirkung, Fragen vorkommen, zu deren richtiger Beantwortung Jahre lang dauernde Überlegungen erfordert werden. Sie müſſen nicht bedenken, wie wenig Hülfe man von ſeinen Vorgängern zu einer ſolchen Arbeit hat. Die Critik hat bis jetzo hauptſächlich nur die Dichtkunſt zu ihrem Augenmerk gehabt, und es erfordert groſſe Mühe und lange Zeit, die Grundſätze, welche bey Gelegenheit der Dichtkunſt, von den Kunſtrichtern feſtgeſetzt worden, allgemein zu machen, das mangelnde zu ergänzen, die Anwendung der Regeln in den Werken der andern Künſte aufzuſuchen, und ihre eigentliche Einſchränkung aus der Vergleichung aller Künſte zu beſtimmen.

Laſſen Sie mir alſo hierin, ich bitte Sie, meinen Willen. Mich dünkt, daß ich es Ihnen ſchon einmal geſagt habe: das Werk, woran ich arbeite iſt das einzige, mit welchem ich vor die Augen der Nachwelt zu kommen gedenke. Warum ſolte ich mich damit übereilen? Wenn es nur gut wird, ſo kann es niemals zu ſpäte kommen. Ich will lieber, daß man mir ſage, warum ſo ſpät, als warum ſo früh? Auf die erſte Frage werde ich allemal eine vernünftige Antwort zu geben wiſſen, auf die andere nicht. Denn was ſolte ich zu meiner Entſchuldigung hervorbringen? Daß der Verleger nicht länger warten wollen? Pfuy, würden vernünftige Leute ſagen, was iſt dieſes für ein Grund. — Daß ich gerne habe wollen der erſte ſeyn, der dem wertheſten deutſchen Vaterland mit einem Wörterbuch über die Künſte gedient? Dies mag Hr. G. ſagen. Ich aber möchte ſagen können, daß ich das beſte Werk von dieſer Art gemacht habe. Halten Sie mir alſo meine Langſamkeit zu gute. Durch Uebereilung konnte ich allen Nutzen meiner bisherigen Arbeit verlieren. Das geringſte,

ringste, was ich mir vorsetze ist, ein Werk zu verfertigen, das künftig zur Grundlage eines vollkommenen Werks dienen könne; eine Arbeit zu verrichten, die einem künftigen Liebhaber solcher Untersuchungen Lust erwecke, auf meinen Grund weiter zu bauen, ihm seine Arbeit merklich zu erleichtern, und also den ersten festen Grund zu einer vollkommenen Aesthetik gelegt zu haben. Wenn ich dieses Zwecks verfehlen solte, so hätte ich seit sechs Jahren des Sisyphus Stein gewälzt. Daß es aber schwer sey, auch nur diese Absicht zu erreichen, können Sie aus dem Gottschedischen Werke urtheilen. Denn ungeachtet ein Mann, der in der Critik grau geworden ist, den Plan dazu gemacht, und und viele berühmte Männer zu Mitarbeitern gehabt hat, so hat ers doch bey weitem nicht so weit gebracht, daß ein vernünftiger Mensch, der dieses Werk gelesen hat, sich wird einbilden können, es sey nunmehr leichter als vorher, ein vollständiges und gründliches Werk über die Theorie aller Künste zu schreiben.

Ich bin also noch nicht im Stande, Ihnen zu sagen, wie bald ich mit meiner Arbeit ans Ende zu kommen hoffe. Sie wissen, daß ich überdem Amtsgeschäfte und Zerstreuungen habe, die mir nicht erlauben, Meister meiner zeit zu seyn. Ich muß, da ich nun schon so lange mit dieser Arbeit umgehe, selbst am besten wissen, wie weitläuftig sie ist. Mein Wörterbuch wird der vielen Arbeit, die ich darauf wende, ungeachtet, noch unvollkommen genug bleiben, und man wird mir einmal Dank dafür wissen, daß ich hierin weniger Hitze gezeiget habe, als der Hr. P. G.

Darf ich Ihnen noch, und zwar nach meiner Art, gerade heraus sagen, daß Sie sich auch darin irren, da Sie meinen, ich hätte besser gethan, wenn ich, anstatt eines Wörterbuchs, eine systematische Encyclopädie der Künste geschrieben hätte? Sie sind wirklich etwas zu schnell gewesen, dem Urtheil der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften beyzutreten. Ueberlegen Sie folgendes, und alsdenn fällen Sie das Urtheil. Es ist eine meiner Hauptabsichten bey diesem

Werke,

Werke, den Künsten mehr Kenner, mehr wahre Liebhaber zu verschaffen. Denn je häufiger diese sind, je mehr blühen die Künste. Nun ist gewiß, daß ich durch ein systematisches Werk diesen Endzweck niemals würde erreicht haben. Sehr wenig Liebhaber haben die Geduld oder die Fähigkeit, die Theorie der Künste nach einer systematischen Ordnung zu lernen. Je genauer ein System in allen seinen Theilen verbunden, je schärfer alles darin erwiesen ist, desto mehr wird der gröste Theil der Leser davon abgeschreckt. Die meisten Menschen wollen gleich beym ersten Ansatz, nach der geringsten Bemühung, einiges Licht haben, das sie wenigstens obenhin befriediget. Sie wollen lieber bey der ersten Lust, die Sache, die sie zu erkennen verlangen, nur von weiten geschwinde sehen, als durch mühsame Umwege, sich nahe dazu führen lassen. Wann ich ein System geschrieben hätte, so hätte ich nothwendig bey den abstraktesten Untersuchungen über die sinnlichen Vorstellungen anfangen müssen; ich hätte hernach zeigen müssen, wie die verschiedene Arten der sinn-

lichen Vorstellungen, die verschiedene Arten der angenehmen Empfindungen hervorbringen. Wie überhaupt durch ein Werk der Kunst diese verschiedene Vorstellungen hervorzubringen sind u. s. w. Wie viel Liebhaber meinen Sie, würde ich gefunden haben, die mir durch alle diese dunkele Untersuchungen würden gefolget seyn?

Bedenken Sie dieses wohl. Wer sich nicht vorgenommen hat, sein ganzes Leben einer Wissenschaft zu widmen, der fängt seine Erkänntniß derselben nicht so methodisch an. Erst hört er verschiedentlich bald von einem, bald von dem andern Punkt sprechen, und denkt hernach den Sachen weiter nach, oder sucht irgend in einem Buche Erläuterung darüber. Denn fängt er an, selbst einige Fragen aufzuwerfen, Zweifel vorzutragen u. s. f. bis er die meisten Materien sich etwas bekannt gemacht hat. Alsdenn läßt er sich in nähere Untersuchungen ein, er will mehr Gewißheit, bestimmtere Begriffe haben, und steigt endlich bis auf die ersten Grundsätze der Wissenschaft hinauf, und hört da auf, wo das Sy-

stem

ſtem anfängt. Auf dieſe Weiſe wird er niemals müde; er wird nicht durch eine Menge von Schwierigkeiten und dunkele Unterſuchungen abgeſchreckt.

Durch eine ſolche analytiſche Methode wird ein Liebhaber die Theorie der Künſte aus meinem Werk, wenn ich nur im Stande bin, es gut auszuführen, leicht und mit Luſt lernen können. So bald er angefangen, irgend einigen Geſchmack an einer Kunſt zu haben, und auf ihre Gegenſtände Achtung zu geben, ſo wird er Luſt bekommen, über verſchiedene Regeln, oder über verſchiedene Schönheiten dieſer Kunſt ein näheres Licht zu haben. Da darf er nur das Wörterbuch aufſchlagen, er findet ohne Mühe, was er ſucht; er wird ſchon näher unterrichtet, er fängt an, etwas heller zu ſehen. Hat er genug Luſt und Scharfſinnigkeit, ſo wird er in den aufgeſchlagenen Artikeln finden, daß ſie ſich zu völliger Erläuterung der Sache auf andere beziehen. Dieſe ſchlägt er auch nach, er bekommt noch mehr Licht, ſeine Luſt wird gröſſer und endlich verfolgt er die Regel, oder die Erklärung,

oder das Urtheil, bis auf die erſten Grundſätze, woraus ſie hergeleitet worden, und wird zuletzt eben ſo gründlich denken, als der andere, der nach einer ſynthetiſchen Methode ſeinen Weg von dem andern Ende hergenommen hat.

Hiernächſt merke ich noch dieſes an. Ein alphabetiſches Werk bekömmt an ſich mehr Liebhaber, als ein Syſtem, denn man erwartet ſchon darin einen leichtern Unterricht. Mancher, der ſich bis dahin wenig um die Künſte bekümmert hat, ſetzt doch ein Wörterbuch über dieſelben, auf allen Fall unter ſeine Bücher, vielleicht ohne Vorſatz, viel darin nachzuſuchen. Er kömmt in eine Geſellſchaft, worin von Gedichten, oder von Gemälden, von Gebäuden u. ſ. f. geſprochen wird. Er hört manchen Ausdruck, den er nicht verſteht, manches Urtheil, deſſen Grund er nicht einſieht. Kommt er nach Hauſe, ſo wird er oft Luſt bekommen, einige Erläuterung darüber zu haben. In einem Syſtem ſie zu ſuchen? das iſt ihm zu mühſam; aber ſein Wörterbuch kann ihm Dienſte thun. Er ſchlägt nach, er wird mehr oder weniger unterrichtet und befrie-

diget.

Meinen Sie nicht, mein Wertheſter, daß mancher ſich wird auf dieſe Weiſe verleiten laſſen, von einem Artikel zum andern zu gehen, bis er endlich einen beſtimmten Geſchmack an Sachen findet, für die er im Anfange faſt gänzlich gleichgültig geweſen?

Dieſes ſind Vortheile, die nur ein Wörterbuch geben kann, und ſie haben mich bewogen, die Theorie und Ausübung der Künſte, die ich im Syſtem überdacht habe, in abgeſonderte Artikel zu zerſchneiden und in alphabetiſche Ordnung zu bringen. Dieſer Entſchluß beruhet auf eben dem Grunde, aus welchem ich, wie Sie wiſſen, oft gewünſcht habe, daß man in Deutſchland einmal anfangen möchte, in dem Vortrage der Weltweisheit von der ſynthetiſchen Methode abzugehen. Sie wiſſen beſſer, als ich es Ihnen ſagen kann, wie wenig die wahre philoſophiſche Erkänntniß, durch unſre ſyſtematiſche Lehrgebäude unter die Menſchen gebracht worden. Nur wenige vorzüglich gründliche Köpfe ſind dadurch zu Philoſophen geworden. Alle die Schätze der Erkänntniß und der deutlichen Begriffe, die

Leib-

Leibnitz, Wolf, Baumgarten, mit so saurer Mühe aus der Dunkelheit ans Licht gezogen haben, liegen noch jetzo für die meisten Menschen in einer für sie undurchdringlichen Finsterniß begraben. Dies ist die Schuld derer, die noch immer fortfahren, sowol durch ihren mündlichen Vortrag auf hohen Schulen, als in ihren Schriften die synthetische Methode zu gebrauchen. Sie wissen, wie oft ich dem — — gerathen habe, einmal einen andern Weg einzuschlagen, und analytische Lectionen zu halten. Nach meiner Meinung solte er in seinen Lehrstunden wichtige Materien, z. B. die Unsterblichkeit der Seele, die Vollkommenheit der menschlichen Natur, die Moralität der menschlichen Handlungen, das Daseyn Gottes u. s. f. analytisch untersuchen, und von da an seine Zuhörer nach und nach in die Grundsätze der Ontologie hereinführen, um jeden an der Stelle vorzutragen, zu erläutern und zu bestätigen, wo er zur gänzlichen Entscheidung seiner Hauptfrage nöthig ist.

Bey dieser Gelegenheit entsteht bey mir der Wunsch, daß sich ein rechtschaffener und in

den

Syſtemen der Philoſophie recht bewanderter Mann finden möchte, der für dieſe Königin aller Wiſſenſchaften ſich die Mühe geben wolte, die ich mir zum Beſten der Künſte gebe. Ein philoſophiſches Wörterbuch nach einem ähnlichen Plane, wäre eines der allerwichtigſten Werke, die jemals unternommen worden. Hier iſt ein rühmlicherer Kranz zu erwerben, als der iſt, der am Ende meiner Laufbahne aufgeſteckt iſt. Glücklich, wer ihn bekömmt! Aber dies iſt ein Wunſch, mein werther Freund, den man nicht laut thun muß. Wie mancher Schmierer, dem dieſes noch nicht eingefallen iſt, könnte ſich dadurch verleiten laſſen, ein Werk zu unternehmen, das ſo ſehr über ſeine Kräfte geht? Laſſen Sie uns dieſen Wunſch unter uns behalten, aus Furcht, daß etwa ein andrer Verleger es einem andern flüchtigen Scribenten, wie Gottſcheds Verleger gethan, unter den Fuß geben möchte, zu eilen, um der erſte zu ſeyn, der ein ſolches Werk unternommen hätte.

Im übrigen — —

J. G. Sulzer.

## Bey den Verleger iſt zu haben.

Les Caracteres de Theophraſte avec les caracteres ou les Mœurs de ce Siecle par Mr. de la Bruyere II Tomes 12mo *Amſterdam* 1759. 2 Rthlr.

Candide ou l'optimisme par Mr. Voltaire 8vo. *Londr.* 1759. 9 Gr.

Modelles de Lettres ſur toutes ſortes de Sujets par dû Clos 8vo. *Goettinge* 1760. 8 Gr.

Sermons & Panegyriques par Abbadie III Tomes 8vo. *Amſterdam* 1760. 2 Rthlr. 20 Gr.

Le Cabriolet avec le Paſſe-Tems des Mouſqueteures 8vo. à la *Haye* 1760. 9 Gr.

Les Amours du bon vieux tems 8vo. *Paris* 1760. 5 Gr.

Quelques Lettres de Mr. le Maréchal Duc de Belle-isle à Mr. le Maréchal de Contades 8vo. 1758. 8 Gr.

L'Eſprit de Job ou Odes imitées du Livre de Job par Rouget 8vo. *Amſterdam* 1759. 10 Gr.

von Hainault chronologiſcher Auszug der Geſchichte von Frankreich 4to. Frankf. 1760. 2 Rthlr.

Patzkens, Joh. Sam. Sammlung einiger Predigten über verſchiedene der gewöhnlichen ſonntäglichen Texte gr. 8vo. Berlin 1760. 12 Gr.

Neue

Reaumur, des Herrn von, phisicalisch ökonomische Geschichte der Bienen, mit Kupfern, 4to Nürnb. 1759. 1 Rthlr. 8 Gr.

Pfeifers, Christ. Ludw. Briefe für das Frauenzimmer, nebst einer Anleitung zu deutschen Briefen für junge Mannspersonen, 8vo. Bamberg 1759. 12 Gr.

Das in Portugal wegen dem allervermessenst gewagten Königsmord bestiegene Chavot, mit Kupfern 4to. Frankfurt 1759. 6 Gr.

Leben und Ehrengedächtniß Herrn Ehwald Christian von Kleist 4to. Berlin 1760. 5 Gr.

## Druckfehler.

Seite 17. Zeile 7. lese man: als daß der junge Mensch. S. 19. Zeile 2. lese man: Und Herr D. sagt. Auf eben derselben Seite Zeile 9. lese man anstatt Victris, *Victoris* und Seite 23. Zeile 11 und 13 *meditando* statt meritando. Desgleichen fehlt Seite 28. Zeile 7. zwischen nur und aus, nicht.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

V. Den 31. Januar. 1760.

### Neun und ſiebenzigſter Brief.

Brutus ſoll kurz vor ſeinem Ende, als er ſich ohne Hofnung überwunden ſahe, die Augen gegen den geſtirnten Himmel gerichtet, und eine griechiſche Stelle ausgerufen haben, die in der Ueberſetzung alſo lautet: „O! elende „Tugend! du biſt ein bloſſer Schall. Ich „habe dich als ein Weſen verehret, und ſiehe, „du biſt dem Glücke unterthan.„ — Florus, und Dion, haben dieſe Stelle angeführt, die Volumius, ein Freund und Gefährter des Brutus, wie er ſelber erzählt, vergeſſen hatte, wie andere aber wollen, aus Ehrfurcht gegen die Tugend verſchwiegen haben ſoll. Was dünkt Ihnen von dieſer Stelle, die uns alle Verächter der philoſophiſchen Tugend ſo ſehr

aufmutzen? Mir scheinet sie dem Charakter des Brutus, den er nach diesem vorgeblichen Vorfalle noch so mannhaft behauptet hat, so sehr zu widersprechen, daß ich sie für eben so ungereimt halte, als das Märchen von dem Gespenste, das diesem Römer erschienen seyn soll. Man bedenke nur, wer Brutus gewesen! Nicht etwa ein Schulweiser, der über die Tugend speculirt, und bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung, aus Mangel der Erfahrung stutzet; nicht etwa ein verwegener Held, dessen Standhaftigkeit mit der Hofnung eines bessern Glückes verschwindet; Er war ein Römer, der Standhafteste unter den Römern, ein verfluchter Feldherr, ein wahrer Menschenfreund, ein Weltweiser; und was hätte er müssen gewesen seyn, wenn er diese alte Verwünschung der Tugend hätte ausstossen können? Gewiß! der unerfahrenste Jüngling, oder der abgefeimteste Betrüger. Du bist dem Glücke unterthan! Was für eine Entdeckung für Brutus! „So hast du denn bisher das Glück „für eine Begleiterin, oder wohl gar für eine „Nachtreterin der Tugend gehalten? hätte ihm

der

„der klügere Volumnius zurufen sollen: O „Brutus! wenn du das geglaubt hast; so hast „du die Tugend niemals, wie du sagst, als ein „Wesen verehrt, sondern ihr deine Aufwartung „gemacht, um die Gunst des Glückes, als ihren „vermeinten Nachtreterin, zu gewinnen.“

Die letzten Worte des Brutus, die sein Freund nicht vergessen hatte, bestätigen mich in der Meinung, daß jene Erzählung ein Märchen sey. Der weltweise und tugendhafte Mann erscheinet hier in seinem völligen Glanze. Ich habe ein grosses Vergnügen, sprach er in seiner Todesstunde, daß mir keiner von meinen Freunden untreu worden, und ich nichts zu bedauren habe, als das Unglück meines Vaterlandes. Ich schätze mich sowohl wegen des Vergangenen, als des Gegenwärtigen für weit glückseliger als die Ueberwinder, da ich einen Ruhm der Tugend hinter mir lasse, den die Sieger mit allen ihren Waffen und Reichthümmern nicht hinterlassen werden, indem man beständig sagen wird, daß sie als Ungerechte und Boshafte, uns gerechte

und redliche Männer umgebracht haben, und sich die Herrschaft widerrechtlich anmassen. (*) Ich erkenne hier eben den grossen Geist, der einige Zeit vorher mit dem Cassius, ehe sie die Losung zur Schlacht geben liessen, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Selbstmorde philosophirte. Wie reimt sich dieses mit der häßlichen Rolle, die man diesen grossen Mann zwischen diesen beiden Begebenheiten spielen läßt! O! lassen sie uns lieber aus Ehrfurcht gegen die Tugendhafte dasjenige nicht glauben, was Voluminius aus Ehrfurcht gegen die Tugend, wie man vorgeben will, verschwiegen haben soll.

Ich weiß wohl, daß die Römer unter Virtus nicht eben dasjenige verstanden, was wir unter dem Worte Tugend verstehen. Wir verbinden damit einen allgemeinen Begrif von der Vollkommenheit des Begehrungsvermögens, da der Grieche sein ἀρετὴ und der Römer sein Virtus blos auf die Tapferkeit und die Liebe zur Freyheit einschränkten. Man konnte ein braver Mann in dem heutigen Verstande seyn, und

(*) Plutarch. Leben des Brutus.

und dennoch dieſe Tugend für einen leeren Schall halten. Wenn alſo Brutus gleich die angeführte Stelle ausgerufen hätte; ſo würde diß dennoch ſeinen Charakter, wenigſtens in unſern Augen nicht ſonderlich beflecken. Allein was eine gemeine Seele nicht beſchimpft, das beſchimpft noch immer die Seele des Brutus. Es iſt nicht genug, daß ein Brutus als braver Mann ſtirbt, er muß als Held ſterben.

D.

## Achzigſter Brief.

Sollen wir wie er es ja von einem Menſchen glauben, daß er Zeit ſeines Lebens die Tugend geliebt, und in ſeiner letzten Stunde verwünſcht hat, ſo muß er der Lycander des Herrn Löwen (*) ſeyn. Dieſen hat ſein Schöpfer, Herr Löwen, mehr einfältig als tugendhaft ſeyn laſſen. Da er alſo in ſeinem Leben ſo viel Sottiſen begangen, iſt es faſt kein Wunder, daß er noch in der Todesſtunde eine begehet. Die erhabene tugendhafte That, dadurch er ſich ins Unglück geſtürzt haben ſoll,



(*) Satyriſche Verſuche von Johann Friedrich Löwen, Geſchichte eines Tugendhaften.

ist, daß er sich verführen lassen aus der ihm anvertraueten Chatoulle seines Fürsten eine ansehnliche Summe zu verborgen, um einem falschen Freund aus der Noth zu helfen. Sein Schuldner betrügt ihn darum, und er hat nicht Vermögen genug, die fehlende Summe zu ersetzen. Er wird, wie billig, seines Amts entsetzt, geräth in die äusserste Dürftigkeit, und stirbt. „Ein einziger Strohpfühl, erzelt Herr L. war sein Sterbebette. Neben ihm lag zu seiner Schande, eine Schrift, die er oft gelesen, und die es beweisen wollte, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Am Ende dieses Buchs hatte Lycander folgende Worte geschrieben. „Ich gestehe aufrichtig, itzt, da es „keine Zeit mehr ist zu heucheln, daß ich durch „das Gift, welches in diesem Buche herrscht, „angestecket, und in den elendesten Zustand ge„rathen bin. Ich Ohnmächtiger, nahm mir vor, „noch einmal vor meinem Ende die Gründe „des Verfassers zu prüfen, habe aber gefunden, „daß sie mit allen Tugenden, die man in der „Welt antrift, niemals Stich halten. Ich

„habe

„habe die Tugend auf eine gewisse Rechtschaf-
„fenheit, und auf ein innerliches Gefühl von
„Recht und Unrecht gebauet. Allein ich hätte
„sie auf den Vortheil bauen sollen, und die
„Belohnung würde nicht ausgeblieben seyn.
„Zwar, die innerliche Ruhe, die ich fühle,
„prophezeihet — — Weiter hatte vielleicht
Lycander aus Mattigkeit nicht schreiben
können.“

Wenn diese Geschichte, wie das Titelblat aussagt, eine Satyre seyn soll, so weis ich in der That nicht, ob Herr L. den Lycander, desselben Feinde, oder die Schrift von der Tugend hat satyrisiren wollen. Welches innerliche Gefühl, von Recht und Unrecht, welches giftige Buch von der Tugend hat den Lycander verführen können, das Geld seines Fürsten zu verborgen? Und wie elend hängen die Gedanken des Herrn L. zusammen! Die Schrift, die zur Schande Lycanders neben ihm lag, wollte beweisen, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Hat ihn dieser Satz verführt? O nein! der sterbende Lycander sagt noch,

daß die Belohnung nicht ausgeblieben seyn würde, wenn er die Tugend auf den Vortheil gegründet hätte. Er ist also durch einen ganz andern Satz, oder vielmehr durch seine eigene Einfältigkeit unglücklich geworden.

Und was meinen Sie, daß diese Geschichte dem Herrn L. beweisen soll? — Nichts geringeres als den Satz des Helvetius, daß die Tugenden der Menschen bloß auf das Interesse gegründet sind. Ich weiß zwar abermahls nicht, ob dis Ironie oder Ernst seyn soll, so schielend drückt sich der Verfasser in dem ganzen Aufsatze aus. Aber das möchte ich dem Herrn L. in beyden Fällen unmaßgeblich rathen, paradoxe Lehren für und wider welche so viele vortrefliche Federn beschäftiget gewesen, nicht so kahl abzufertigen, daß der Leser nicht weis, ob ihn der Schriftsteller überzeugen, oder zum Besten haben will.

Was mag z. B. eben derselbe Schriftsteller gedacht haben, als er in seinem siebenten Götter- und Heldengespräche den berüchtigten paradoxen Satz, daß die Künste

den

den Sitten schaden, zum Gegenstand wählte? Was war seine Absicht? Seine Leser von der Wahrheit dieses seltsamen Satzes zu überzeugen? Das wird der Himmel nicht wollen! Hat doch Rousseau durch seine vortrefliche Abhandlung, und durch alle Vertheidigungen derselben, den Herrn L. selbst, wie wir sehen, noch nicht bereden können, seine Sitten von den schönen Wissenschaften unbefleckt zu lassen — Er hat also seinen Lesern entweder zeigen wollen, wie man aus einer vortreflichen Abhandlung ein elendes Götter- und Heldengesprächelchen von neun Duodezseitchen machen könne; oder er hat sie abermals zum Besten gehabt.

Doch Herr L. hat nicht dem Genfer Bürger blos nachgebetet, er hat auch bewiesen, daß sich dessen Satz umkehren lasse. Das achte Götter- und Heldengespräch führt die Ueberschrift, daß die Sitten den Künsten schaden — Welche Sitten? fragen Sie, die Guten? die Bösen? oder beyderley? — Das weis ich selbst nicht. Ich dächte, wenn die Künste der Sitten schaden, so schaden sie

vermuthlich den Guten, denn an den Bösen läßt sich nicht viel verderben; daher sollten billig, aus Wiedervergeltung die guten Sitten auch den Künsten schaden. Doch lassen Sie uns nicht rathen, sondern lesen. Mars, Venus und Apoll. Die Göttin der Liebe behauptet, sie belebe die Musen durch ihren himmlischen Einfluß, durch die Empfindung, und verlangt eine Vorsteherin, und Schutzgöttin der Musen genennt zu werden. Apoll „du? Venus„ ja ich — u. s. w. „Du wareſt gezwungen bey dem Könige „Admetes, als Schäfer in Diensten zu gehen, „aber du würdeſt ein erbärmlicher Schäfer „gewesen seyn, wenn ich dir nicht beyge„standen. Apoll. Du mir beygestanden? „Venus. Freylich — — „Apoll. Warum sie denn die Daphne habe vor ihm fliehen lassen. Venus. Das wäre seine eigene Schuld. Er habe dem schüchternen Mädchen mit allzuviel Heftigkeit zugesetzt, ꝛc. ꝛc. — Das gehet noch alles weder die Sitten noch die Künste recht an. — Aber nun! Apoll „Mit einem Worte, Venus! Du schadeſt

„sowohl

„sowohl der Tugend als allen Künsten.
„Venus. Ich? die ich vielmehr den Kün-
„sten Preise setze, ja selbst der Preiß der
„Künste bin. Apoll. Ja, du magst den
„den Künsten wohl eben solche Preise setzen,
„als Mars; ihren völligen Untergang.
„Mars. Der Donner nicht einmal — u. s. w.
„— — Apoll. Sobald du mir einräumest,
„Mars, daß die Empfindung, und das, was
„man Gefühl nennet, keine Haupttugend
„im Kriege sey, und sie ist es wahrhaftig
„nicht, so bald ist es auch wahr; daß die
„ganze Aufführung, die du an den Helden
„so sehr billigst, und die doch nichts, als ein
„Abriß der rauhesten Sitten ist, den Künsten
„allerdings schade.„ — Und also hat der
GOtt der Weißheit einmal bewiesen, daß
die rauhen Sitten den Künsten schaden.
Er wendet sich bald darauf zun Venus,
und will eben dasselbe von den zarten Sitten
behaupten. „Venus. Den Beweis möchte
„ich hören. Apoll. Sogleich, Madame!
„die zärtliche Empfindung, die mit Heftig-
„keit in unserer Seele wohnet, beherrscht

„gemei-

„gemeiniglich unſern ganzen Geſchmack, und „lenket unſer ganzes Genie. Es iſt wahr; „ſie verfeinert beyde, aber ſie verfeinert ſie „auch dergeſtalt, daß ſie dieſelben endlich „verzärtelt. Dieſe Verzärtelung bekömmt „eine Gewalt über unſere Sitten und Hand„lungen. Ein jedes Vergnügen, das alsdenn „nicht von der wollüſtigen Vernunft aus„gekünſtelt iſt, wird ſogleich unſchmackhaft. „So weichlich, wie unſere Vergnügungen „ſind, ſo weichlich werden auch unſere Kün„ſte, und dieſe ſo oft geprieſene zärtliche „Empfindung iſt ein heimliches Gift, das „ſich in die Schriften der Dichter und Red„ner, und ſelbſt in die Werkſtuben der edel„ſten Künſtler einſchleicht. Würden die „größten Genies in Rom wohl die lüder„lichſten Verſe gemacht haben, wenn nicht „die verdorbenen Sitten ihrer Zeit ihnen „dieſen Geſchmack eingeflößt hätten? Venus: „du verſteheſt dich unvergleichlich darauf, „einer Sache einen Anſtrich zu geben, bloß wie es dir gefällt —„ Das dächte ich nun eben nicht, daß es der Apoll ſo gut verſtünde,

stünde, denn er hat es sehr schlecht gezeigt. Was? mein guter Apoll! Von der verzärtelten Weichlichkeit, die sich von den Sitten auf die Künste ausbreitet, weißt du kein besseres Exempel, als die lüderlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertiget worden sind? Kamen diese von einer allzuzärtlichen Empfindung her? Oder hat sie die wollüstige Vernunft ausgekünstelt? — Jedoch Mars ist ein Krieger, und Venus ein Frauenzimmer, und die nehmen es denn so genau nicht. Der Gott der Musen behält also recht.

Und also hat der Schriftsteller durch den Mund des Apoll selbst beweisen lassen, daß die Sitten den Künsten schaden? Sie fragen abermahls: Welche Sitten? die guten? die schlechten? oder beyderley? — Das weiß ich iezt eben so wenig als vorhin — Und was erinnern Sie auch den Herrn L. an seine Ueberschriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelblatte, oder in der Vorrede gethan

than hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mard in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht, und wenn Herr L. nicht so witzig ist als diese Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so seichte — Allein Herr L. war doch sonst kein so elender Schriftsteller? Seine Prophezeyungen für d. J. 1756 —— Nun ja doch! Eben der Beyfall, den diese Prophezeyungen nicht unverdient erhalten, scheinet ihn allzutreuherzig gemacht zu haben. Nunmehr höret er nicht auf Schrift über Schrift heraus zu geben, und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das zweyte Göttergespräch über den Geiz und die Dichtkunst, das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen Satyrischen Versuchen den Stof zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit ihn ans Stillschweigen zu erinnern, sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen!

D.

## Bey den Verleger iſt zu haben.

Hübners, Joh. vollſtändige Geographie, 3 Theile, 8vo. Hamburg 1756. 2 Rthlr. 8 Gr.

Wöchentlicher muſicaliſcher Zeitvertreib, Herbſt-Quartal, 1 bis 13 Stück, 8vo. Leipzig 1760. 1 Rthlr. 2 Gr.

Goezens, J. M. erbauliche Betrachtungen über die in dem herrlichen Sterbe-Liede: O du dreyeiniger GOtt, den ich mir auserleſen, ꝛc. enthaltene göttliche Wahrheiten, als eine Fortſetzung der wichtigſten Abſchnitte der Lehre vom Tode, 8vo. Gotha 1759. 20 Gr.

Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Auguſt Wilhelm, Prinzen von Preuſſen, und der Fürſtin Anna, Erb-Statthalterin der Niederlande. 25tes Stück. 4to. Franckfurt 1759. 3 Gr.

Eloge de l'enfer ouvrage critique hiſtorique & moral. 2 Tom. avec fig. gr. 12. *Haye 1759.* 2 Rthlr.

L'Eſprit de Monſieur de Voltaire, 8. *Londres* 1759. 16 Gr.

For-

Formei, Philoſophe payen ou penſées de Pline avec un comment litteraire & moral, 3 Tomes. gr. 12. *Leide 1759.* 2 Rthlr. 12 Gr.

Memoires & Lettres de Mad. de Maintenon, avec remarques critiques par M. de Voltaire, 15 Parties. 12. *Geneve 1759.* 9 Rthlr.

Hiſtoire de Madame la Marquiſe de Pompadour, 8. *Londres 1759.* 12 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 7. Februar. 1760.

### Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen. (*) Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch aufsahren — „Was? Ein Witzling, der den „Geist der anakreontischen Gedichte besitzet, „sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? „Der eine erschüttert das Herz; Schrecken



(*) Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.

„und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der „andere erregt ein kurzes Vergnügen über „einen unerwarteten Einfall; und wenn er „uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, „so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — „Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr „verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl „mit einander vertragen könnten. Ich we„nigstens (*). —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund, des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden; und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weise — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen

(*) S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein „unglückliches Schicksal, sagt er, hat bisher „über die deutsche Schaubühne gewaltet. „Einige dieser Lieblinge der Musen sind in „der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, „und haben uns durch ihre ersten Früchte „gezeiget, was für eine angenehme Hoff„nung wir mit ihnen verloren haben. — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brave erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das grössere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Andere, fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht „aus was für unglücklichen Ursachen, die

„Jahre des Genies vorbey fliehen: sie „schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen „sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des „Lebens überhäuffen, oder sie sich in andere „Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn

wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heiſſen, und es so selten sind. „Noch andern, heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; „sie haben niemals eine gute Schauspieler„gesellschaft gesehen, und kennen die drama„tische Dichtkunst blos aus den Aristoteles „und Hedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt „er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen „Schauspiele mehr. Was sind unsere Ver„sammlungen in dem Schauplatze, auch an „den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Ver„sammlungen des Volks zu Athen und zu „Rom? Die alten Bühnen konnten an die „achtzig tausend Bürger einnehmen. Die „Bühne des Scaurus war mit drey hundert



(*) Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„und sechzig Säulen, und mit drey tausend „Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber „eine grosse Menge von Zuschauern habe, „das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, „den die Menschen auf einander machen, „und aus der Mittheilung der Leidenschaften „abnehmen, die man bey Rebellionen wahr„nimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch „die grosse Anzahl derjenigen, welche daran „Theil nehmen, nicht höher steigen, muß „irgend ein heimliches Laster haben; es fin„det sich in seinem Charakter etwas Einsidle„risches, das mir nicht gefällt. Kann nun „ein grosser Zulauf vor Menschen die Rüh„rung der Zuschauer so sehr vermehren, wel„chen Einfluß muß er nicht auf die Ver„fasser, und auf die Schauspieler haben? „Welcher Unterschied, zwischen heut oder „morgen einmal, ein Paar Stunden, einige „hundert Personen, an einem finstern Orte „zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit ei„nes ganzen Volkes, an seinen feyerlichsten „Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner präch„tigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude

mit

„mit einer unzählbaren Menge umringt und „erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder „Langeweile von unsern Talenten abhangen „soll? — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem Deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die

es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Grossen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen

tragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Liebslinge Mortimer freye Hand zu haben hoften, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltravers und Gour„nay, die ihm als Wächter oder vielmehr „als Peiniger zugegeben waren, in sein letz„tes Gefängniß, in das Schloß zu Bar„kley brachten, nahmen sie tausend unanstän„dige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm „auf freyem Felde mit kaltem Wasser, wel„ches aus einem schlammigten Graben ge„nommen worden, den Bart putzen liessen. „So viel Beständigkeit er auch bis dahin be„zeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser „Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu „beweinen, und zu erkennen zu geben, wie „sehr er davon gerührt sey. Unter den Kla„gen und Vorwürfen, die er denjenigen „machte, welche ihn mit so vieler Grausamkeit

„begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch „machen, was sie wollten, ihm doch nicht „den Gebrauch des heissen Wassers nehmen „sollte, um sich den Bart putzen zu lassen. „Und indem ließ er zwey Ströme von heissen „Thränen aus seinen Augen die Wangen „herabfliessen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nehmlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person:

ſon: „Eine Bäuerin, erzählt er, ſchickte „ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem „benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward „dieſer Unglückliche von einem ſeiner Schwä„ger erſchlagen. Des Tages darauf ging ich „in das Haus, wo ſich der Fall zugetragen „hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine „Rede, die ich noch nicht vergeſſen habe. Der „Todte lag auf einem Bette. Die nackten „Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine „Frau lag, mit zerſtreuten Haaren, auf der „Erde. Sie hielt die Füſſe ihres Mannes, und „ſagte unter Vergieſſung von Thränen, und „mit einer Action, die allen Anweſenden Thrä„nen auspreßte: Ach, als ich dich hieher „ſchickte, hätte ich wohl geglaubt, daß „dieſe Füſſe dich zum Tode trügen!„ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umſtände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entſchuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmertzes und der Betrübniß nicht darinn ſuchen, daß die Perſon, welche ſie ſagt, eine vornehme, wohl erzogene, verſtändige und

auch

auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glüendes Eisen stiessen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund

Graf

Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderliche Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Grosmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnte ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen

henen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, aber ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnet ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; Sie vergrösserte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken

danken schiessen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch selbst seinen Charackteren und Situationen den grösten Schaden gethan. Charackter und Situationen sind die Contours des Gemähldes; die Sprache ist die Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch

unzäh-

unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten, in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geitz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Babarngleiche Wuth ihn in den Kercker stieß,
Wo man vielleicht noch itzt den Unglückseligen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

E.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 14. Februar. 1760.

### Zwey und achtzigster Brief.

Beym Durchlesen der Schlegelschen Uebersetzung von Batteux Einschränkung der schönen Künste ꝛc. davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegels, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheinet. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachahmung den höchsten Grad von Wohlgefallen erregen. Die Ursache, die er davon anführet, erinnere ich mich auch schon bey dem Aristoteles gelesen zu haben. „Die Natur, spricht der französische Schriftsteller, * mag noch so sorgfältig nach-

* II. Th. 5 C.

„geahmt

„gehmt seyn; so verräth sich doch allezeit die „Kunst, und benachrichtiget dadurch das „Herz, daß dasjenige, was man ihm vorstel„let, nichts als ein Blendwerk, nichts als ein „Anschein ist, und ihm also nichts wirkliches „gewähren kann. Dieß giebt in den Künsten, „denen Gegenständen Anmuth, die in der „Natur unangenehm sind.„ Bey dieser Gelegenheit bemerkt Herr Sch. in einer Note, daß der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges auszuschliessen sey. „Hier, spricht er, würde die Kunst alle ihre „Arbeit umsonst verschwenden. Die wohl„getroffenste Abschilderung eines unreinlichen „alten Weibes, die mir dasselbe mehr von „seiner widrigen, als von seiner lächerlichen „Seite zeigt, wird mir, ob in der Malerey? „das erkühne ich mich nicht zu beurtheilen; „doch gewiß in der Poesie wird sie mir einen „Schauer erwecken, dem das Vergnügen über „die Entdeckung der Aehnlichkeit nicht die Wage „halten, und den das Gefühl, daß es eine „gemachte Empfindung ist, nicht tilgen kann.„

„Woher

„Woher kömmt das? fähret Herr Sch. fort. „Sollte es nicht daher rühren, daß die Ein„drücke des Eckels zu gewaltsam sind? Eine „Gewaltsamkeit, die sich aus den langwierigen „Unordnungen schliessen läßt, welche oft „der Eckel, den die Natur erweckt, in dem „menschlichen Körper anrichtet! Sollte nicht „das die Ursache seyn, daß es noch stärker „auf die Einbildungskraft wirkt, als auf das „Herz? daß seine Eindrücke dauerhafter sind, „und ihre ganze Lebhaftigkeit länger behalten, als alle andere unangenehme Empfindungen? Oder streitet diese Empfindung „mit unserer Natur so sehr, daß wir auch „nicht einmal untersuchen mögen, warum „uns das Eckelhafte allezeit mißfällt, es sey „wahr oder erdichtet?„

Ich will nicht hoffen, daß Sie so delicat seyn werden, eine Untersuchung von dieser Art zu scheuen. Ich wage es also immer, die Natur des Eckels näher zu betrachten. Wenigstens habe ich bey dieser Gelegenheit die Freyheit Ihnen Ueberdruß zu erwecken, denn ich kann die Schuld auf meine Materie schieben.

Wir wollen zusehen, wie diese widrige Empfindung natürlicher Weise zu entstehen pfleget. Welche Sinne sind derselben am meisten ausgesetzt? Mich dünkt der Geschmack, der Geruch, und das Gefühl. Jene beyde durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzugrosse Weichheit der Körper, die den berührenden Fiebern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, das sie dem Geschmacke, dem Geruche, oder dem Gefühle verursachen. Eigentlich zu reden aber, giebt es keine Gegenstände des Eckels für das Gesicht. Endlich kann die blosse Vorstellung eckelhafter Gegenstände, wenn sie lebhaft genug ist, an und für sich selbst schon Widerwillen erregen, und zwar, welches wohl zu merken ist, ohne daß sich die Seele die Gegenstände als würklich vorzustellen nöthig hat.

Hier zeigen sich schon handgreifliche Ursachen, warum der Eckel von der unange-

nehmen

nehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges ausgeschlossen sey. Vors erste, ist der Eckel eine Empfindung, die ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, blos den allerdunkelsten Sinnen, als dem Geschmack, dem Geruche und dem Gefühle zukommen, und diese Sinne haben überhaupt nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste. Die Nachahmung in den Künsten arbeitet blos für die deutlichere Sinne, für das Gesicht und das Gehör. Das Gesicht aber, hat keine eigene ekelhafte Gegenstände; und das Gehör? Vielleicht ist der einzige Eckel, der für diesen Sinn statt findet, eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen, die mit der übermäßigen Süßigkeit in Ansehung des Geschmacks einige Aehnlichkeit zu haben scheinet. Die Tonkünstler vermeiden dieselbe zwar sehr sorgfältig; allein die Kritik der Tonkunst ist noch allzuwenig erleuchtet, als daß wir von allen ihren Regeln sollten verständlichen Grund angeben können. —

Jedoch ich finde noch einen weit wichtigern Unterschied zwischen dem Eckel, und denjenigen unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen. Die Vorstellungen der Furcht, der Traurigkeit des Schreckens, des Mitleides u. s. w. können nur Unlust erregen, in so weit wir das Uebel für würklich halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen aufgelöset werden. Die widrige Empfindung des Eckels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für würklich gehalten werden, oder nicht. Was hilfts denn beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entspringt nicht aus der Voraussetzung, daß das Uebel würklich sey, sondern aus der bloßen Vorstellung desselben, und diese ist würklich da. Die Empfindungen des Eckels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.

Die

Die unangenehme Leidenschaften der Seele haben aber noch einen dritten Vorzug vor dem Eckel und andern widrigen Empfindungen des Körpers, dadurch sie ausser der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters schmeicheln. Dieser ist, daß sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hofnung entblößt; den Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseeligkeit verknüpft, und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit sich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen Theile einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben, und woher käme es

denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, und dem Traurigen seine Unmuth lieber ist, als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenkt?

Ganz anders aber verhält es sich mit dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennet in denselben keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnet die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur, noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurück weichen sollte.

D.

## Drey und achtzigster Brief.

Herr Schlegel behauptet in eben derselben Note, der höchste Grad des Entsetzlichen habe eben dieselbe widrige Wirkung, als der Eckel. „Man lasse einen Sterbenden, sagt er, „auf dem Schauplatze so vorstellen, wie er „sich öfters in der Natur findet. Er röchle; „er verdrehe die Augen; er schäume; er

„werfe

„werfe die Glieder gewaltsam herum; er „sterbe unter ängstlichen Verzuckungen. Und „der Anblick wird allen Zuschauern zu schmerz„haft werden; sie werden fliehen.„

„Zur Vorstellung des Todes, führt er eine Stelle aus der Abhandlung seines ältern Bruders, von der Unähnlichkeit in der Nachahmung an; Zur Vorstellung des „Todes, darf man nur ganz gelinde Bewe„gungen brauchen; ein Hauptneigen, wel„ches mehr einen schläfrigen Menschen anzu„zeigen scheint, als einen, der mit dem Tode „kämpft; eine Stimme, welche zwar unter„brochen wird, aber nicht röchelt. Kurz, „man wird selber eine Art des Todes schaf„fen müssen, die sich jedermann wünschen „möchte, und niemand erhält.„

Diese Anmerkung ist eben so bekannt, als richtig; allein man bemerke folgenden Unterschied zwischen dem Eckel und dem höchsten Grad des Entsetzlichen. Jener mißfällt nicht nur auf der Schaubühne, sondern auch in Beschreibungen und poetischen Schilderungen, und kann niemals eine Quelle des Er-

habenen abgeben. Das Entsetzliche aber kann der Dichter in seinen Schilderungen so weit treiben als er immer will, und er wird unser Lob verdienen, denn er wird desto erhabener, je heftiger er uns erschüttert. Nur die körperliche Vorstellung auf der Schaubühne, die Pantomime des Trauerspiels, muß das Entsetzen mäßigen, wenn sie die Zuschauer nicht mehr beleidigen als vergnügen will. Die Göttin des Traurigkeit beym Hesiodus,

Τῆς ἐκ μὲν ῥινῶν φόβος ἔμπεδος ἐστιν ὀδόντων

wird vom Longin * auch in der Beschreibung getadelt, denn sie ist nicht fürchterlich, sondern eckelhaft. Aber die abscheulichen Furien mit ihren blutigen Augen und Schlangenhaaren, die auf keiner Bühne in einem Trauerspiele erscheinen könnten, ohne dem Zuschauer lächerlich, oder unerträglich zu werden, die werden dennoch durch die Lucundiam præsentem, wie sie Horaz nennet, eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Was für ein angenehmes Entsetzen erschüttert den Zuschauer, wenn Orestes in seiner Raserey sie

* Vom Erhabenen. Neunte Abtheilung.

ſie ſelbſt zu ſehen glaubt, wie ſie von ſeiner Mutter angereitzt, ihn umfaſſen;

Ἄλλας γὰς, ἄλλας πλησίον θεώσασθαί μοι —
Οἵ μοι, σπασῖ μὲ ποῖ φύγω;

„Der Dichter, ſagt abermals Longin, ſie„het die Plagegeiſter ſelbſt, und nöthiget den „Zuhörer deſſen Einbildungen gleichfalls mit „Augen zu ſehen. *„

Der höchſte Grad des Entſetzlichen misfällt alſo blos in der äuſſern Vorſtellung, in dem pantomimiſchen Theile des Trauerſpiels. — Wenn wir dem Horatz glauben, ſo iſt die Urſache hiervon, die Unmöglichkeit, die theatraliſche Illuſion ſoweit zu treiben, daß man dergleichen Handlungen ſollte würklich vor Augen zu ſehen glauben. Quocunque oſtendis mihi ſic, ſpricht er, *incredulus* odi. Allein dieſe Erklärung hat ihre Schwierigkeit. Die Pantomime der Alten hat ihre Zauberkraft würcklich ſo weit getrieben, daß ſie dem Zuſchauer das äuſſerſtwunderbare hat glaublich machen können. Der Tanz der Eumeniden hat unter den ernſthafte-

* Vom Erhabenen, 15te Abtheilung.

hafteſten Athenienſern keinen ſolchen incredibilem gefunden. „Der Areopagus war für „Entſetzen auſſer ſich. Männer, die in den „Waffen alt geworden waren, zitterten. Die „Menge floh davon. Schwangere Frauen „kamen nieder. Man glaubte dieſe grauſa„men Gottheiten, denen die Rache des Him„mels aufgetragen war, zu ſehen, wie ſie „die Laſter der Erde verfolgten, und beſtraf„ten; man ſahe ſie wirklich.* „ Der höchſte Grad des Entſetzlichen, war hier zugleich der höchſte Grad des Erhabenen, und gleichwohl würde die Erſcheinung der Eumeniden in einem Trauerſpiele, das nicht blos Pantomime iſt, das Erhabene vielmehr herunterſetzen. —

Es muß alſo der Horaziſchen Erklärung noch ein weſentlicher Umſtand fehlen. Nec pueros coram populo Medea trucidet, befielt der römiſche Kunſtrichter. Warum ſollte dieſe Handlung auf der Schaubühne nicht glaubwürdig, nicht täuſchend genug vorgeſtellt werden können? Die Pantomime würde es ſchon möglich machen!

D.

* Cahuſac, von der Tanzkunſt.

## Vier und achtzigster Brief.

Ihr Gedanke ist gegründet, und giebt der horatischen Erklärung einen Zusatz, den sie nicht entbehren kann. Es ist vollkommen richtig; die Pantomime muß sich auf der tragischen Schaubühne, sowohl als die Musik, in den Schranken einer Hilfskunst halten, und sich hüten zum Nachtheil der Hauptkunst, der dramatischen Poesie, ihre Zauberkünste zu verschwenden. Die äusserliche Handlung auf der Schaubühne ist bestimmt, der poetischen Illusion hülfliche Hand zu leisten, und dem Vorgeben des Dichters einen Grad der Würcklichkeit mehr zu geben. Sobald sie aber der Poesie, die Aufmerksamkeit des Zuschauers entziehet, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemeistert; so handelt sie ihrer Bestimmung zuwider, und stöhret den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hilft. Die äusserliche Handlung eines Sterbenden z. B. muß nun der Vorstellung, die wir vom Sterben haben, nicht widersprechen. Durch ein gelindes Hauptneigen, durch eine matte unterbrochene Stimme, kann sie der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, die itzt in der größten Bereitwilligkeit ist, sich betrügen zu lassen. Das Hauptwerk aber, den größten Antheil an dem Betruge, muß sie der Poesie überlassen, die in dem Trauerspiele die herrschende Kunst ist. Sobald der Sterbende röchelt, schäumt, die Augen verdrehet, und die Glieder verzuckt; so verdunkeln diese gewaltsame sinnliche Handlungen durch ihre Gegenwart alle Täuschungen

der Dichtkunſt. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers wird einzig und allein auf die Pantomime geheftet, und je erſchrecklicher ſie iſt, deſto mehr Zerſtreuung wird ſie verurſachen.

Es iſt nunmehr ſehr leicht zu beſtimmen, welches die intus digna geri ſind, davon Horaz ſpricht, denen man den Weg zur Seele lieber durch die Ohren, als durch die Augen anweiſen muß; da es doch in andern Fällen heißt,

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus, & quæ
Ipſe ſibi tradit ſpectator.

Solche äuſſerliche Handlungen nehmlich, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das Ungeheuere, oder das Niedrige, das ihnen, nicht als Zeichen der Gedanken, ſondern blos als Pantomime anhängt, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer von der poetiſchen Illuſion ablocken können, die müſſen von der Bühne entfernt, und durch eine facundiam præſentem, oder wie Herr Rammler dieſe Worte überſetzt, durch einen lebhaft gerührten Augenzeugen erzehlt werden. Die Beyſpiele des Horaz paſſen vollkommen;

Nec pueros coram populo Medea trucidet;
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Das

Das zweyte Beyspiel, das Kochen der menschlichen Gliedmassen, muß auch in der Erzehlung nicht allzu umständlich vorgebracht werden, sonst verfällt es ins Eckelhafte, und dieses ist sowohl in der Beschreibung als in der Handlung unerträglich.

Dieß war die Ausdehnung, die mir Ihr Gedanke anzunehmen schien. Erlauben Sie mir nun auch, folgende Einschränkung hinzuzuthun. Je grösser die Gewalt ist, mit welcher der Dichter durch die Poesie in unsere Einbildungskraft würkt, desto mehr äusserliche Action kann er sich erlauben, ohne der Poesie Abbruch zu thun, desto mehr muß er anwenden, wenn er die Täuschungen seiner Poesie mächtig genug unterstützen will. Sie kennen den Shakespear. Sie wissen wie eigenmächtig er die Phantasie der Zuschauer gleichsam tyrannisirt, und wie leicht er sie, fast spielend aus einer Leidenschaft, aus einer Illusion in die andere wirft. Aber wie viel Ungereimtheiten, wie viel mit den Regeln streitendes übersiehet man ihm auch in der äusserlichen Action, und wie wenig merkts der Zuschauer, dessen ganze Aufmerksamkeit auf eine andere Seite beschäftiget ist! — Wen hat es noch je beleidiget, daß die ersten Auftritte im Tempest auf der vollen See in einem Schiffe vorgehen? Wer ist in England noch der incredulus gewesen, der an der Erscheinung des Geists im Hamlet gezweifelt hätte? Wem ist noch anstößig gewesen, daß die Hauptperson in Othello ein Moor ist, und daß in demselben Stücke,

ein

ein Schnupftuch zu den schrecklichsten Mißhelligkeiten Gelegenheit gaben? Die entsetzlichen Vorstellungen sind unzehlich, die in seinen äusserlichen Handlungen vorkommen, und es ist fast keine einzige Regel des Anstandes in Horazens Dichtkunst, die er nicht in jedem Stücke übertritt. Ein nüchterner Kunstrichter, der diese Uebertretungssünden, mit kaltem Blute aufsucht, kann vom Shakespear die lächerlichste Abbildung machen. Allein man ist betrogen, wenn man ihm glaubt. Wer das Gemüth so zu erhitzen, und in einen solchen Taumel von Leidenschaften zu stürzen weis, als Shakespear, der hat die Achtsamkeit seines Zuschauers, gleichsam gefesselt, und kann es wagen, vor dessen geblendeten Augen die abentheuerlichsten Handlungen vorgehen zu lassen, ohne zu befahren, daß solches den Betrug stöhren werde. Ein nicht so grosser Geist aber, der uns auf der Bühne noch Sinne, und Bewusstseyn läßt, ist alle Augenblick in Gefahr Ungläubige anzutreffen, und alsdenn ergehets ihm, sagt Batteux, wie dem Davus beym Terenz, dem Simo vorwirft, daß er es sehr schlecht anfinge, ihn zu betrügen; O Dave, itane contemnor abs te?

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 21. Februar. 1760.

### Fünf und achtzigster Brief.

Ich übergehe den Batteux, und komme zu den eigenen Abhandlungen des Herrn Schlegel, die er in dieser Auflage, so wol der Anzahl, als der Länge nach, ansehnlich vermehrt hat. So eben habe ich seine Gedanken von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie gelesen. Batteux sagt, der wesentliche Gegenstand der Schäferpoesie, sey das Landleben, welches mit allen seinen möglichen Reizungen vorgestellt wird. Diese unzulängliche Erklärung bewog mich, in der Abhandlung des deutschen Kunstrichters etwas bestimmteres zu suchen.

Ich fand vors erste die wohlgegründete Anmerkung, daß das Landgedicht wesent-

lich von der Idylle unterschieden sey. Sie kommen beide weder in dem Gegenstande noch in der Ausführung überein. „Die „Ekloge, sagt Herr Schlegel, wird allezeit „mehr zur Historienmalerey der Poesie, als unter ihre Landschaftsstücke gerechnet werden müssen; denn die Büsche und Bäche, „die Heerden und Auen sind in ihr nur das „Zufällige, nur die dazu schickliche Verzierung. „Wer wird hingegen wol das Landgedicht unter die historische Gemälde stellen? „Jeder erkennet in demselben ein Landschaftsstück, und unter allen, welche die Poesie „zeichnen kann, ist es das reizendste.“ Das Landgedicht schildert, die Eklage stellet eine Handlung vor, jenes ist den Gegenständen der Natur, und diese sagt der Verf. ist so wohl als die Ode, den Empfindungen gewidmet. Er unterscheidet sie aber dennoch von der Ode darin, daß alle stürmische Affecten und schmerzhaften Empfindungen ganz von der Ekloge ausgeschlossen seyn, und sie, eben so wie die Oper, eine Handlung zum Grunde haben müsse.

Ich

Ich könnte mich hier bey dem sehr schwankenden Begriffe aufhalten, den Herr Schlegel von der Ode zu haben scheinet. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Empfindungen der Ode von einer ganz andern Beschaffenheit sind, als daß sie mit den Empfindungen der Ekloge sollten verglichen werden können; allein ich suche eine Erklärung von der Schäferpoesie. — Hier ist sie! „Ihr „wesentlicher Inhalt, sagt Herr Schlegel, „sind sanften Empfindungen eines glückseli„gen Lebens, die vermittelst einer einfachen „weder heroischen noch lächerlichen, sondern „natürlichen Handlung entwickelt werden; „und in der für sie gehörigen Scene, in der „reizenden Scene der Natur, aufgestellt sind."

Wie sehr weiß ich es dieser Erklärung Dank, daß sie mir nicht sogleich in die Augen fiel! Ich hätte mich vielleicht nicht überwinden können mehr zu lesen, und wäre des Vergnügens beraubt gewesen, das mir in die Abhandlung in der That verursacht hat. Herr Schlegel ist ein feiner und einsichtsvoller Kunstrichter, allein das Erklären scheinet seine Sache nicht zu seyn.

Der Inhalt der Schäferpoesie sind sanfte Empfindungen eines glückseeligen Lebens? Unmöglich! Wenn die Alcimadura des Theokrits oder die unglückliche Liebe anders eine Idylle ist; so muß der Inhalt der Schäferpoesie auch in unsanften Empfindungen eines unglückseligen Todes bestehen können. Ist das Grabmal des Adonis eine Idylle? — Herr Schlegel wird es nicht läugnen. — Und gleichwol ist die Trauer um den Tod Adonis nichts weniger als eine sanfte Empfindung eines glückseligen Lebens, alle Liebesgötter beweinen ihn. „Von den Bergen her erschallt die klagende Stimme der Oreaden. „Und Venus untröstlich, mit aufgelösten Haaren, „mit nakten Füssen schweift durch die Wälder; Dornen trinken ihr Blut, das Blut „einer Göttin. Heulend irret sie in den „Thälern und ruft ihren Assyrischen Gemahl, „und ruft ihren Geliebten — Venus hat so viel „Thränen vergossen als Adonis Blut vergoß. *

Die

* S. Ramlers Einleitung in die schöne Wissenschaften. 1ter Band. S. 358.

Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe, die auf Rosen schläft, sondern öfters eine verderbliche und wütende Leidenschaft. Ihr Amor ist nicht selten ein grausamer Gott, wie sich Theocrit ausdrückt, der die Milch einer Löwin gesogen, und in Wäldern auferzogen worden. — Der Cyclope beym Theocrit und Corydon beym Virgil besingen die trostlose Unruhen ihrer Liebe.

Ah, Corydon, Corydon, quae te *dementia* cepit!

Geßner hat es so gar gewagt einst einen nordischen Schäfer zu schildern, und wie glücklich! Lamon der misgünstige Betrieger, giebt ihm Gelegenheit zu einer Situation, die ich für eine vor den angenehmsten in seinem Daphins halte. — Warum sollte nicht auch sein Kain ein schöner bukolischer Charakter seyn? Ein Wettgesang zwischen Kain und Abel von Geßnerischer Ausführung, würde, meines Erachtens, durch den schönen Contrast der Sinnesarten die vortreflichste Wirkung thun. Wie kömts also, daß Herr Schlegel von nichts als sanften

ten Empfindungen, und noch dazu eines glückseligen Lebens wissen will.

Ich will ihm indessen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Worte „sanfte Empfindungen einer glücklichen Lebensart," worin die ganze Kraft seiner Erklärung liegt, mögen vielleicht mehr dem Ausdrucke, als dem Sinne nach, fehlerhaft seyn. Vielleicht soll sanft hier nicht so wohl ein Beywort der Empfindungen, als des Colorits seyn, das der bukolische Dichter seinem Gemählde geben muß, und in so weit ist es wol nicht zu läugnen, daß die schmerzhaftesten Leidenschaften in der Schäferpoesie sich mit keiner Härte, mit keiner Rauhigkeit des Colorits vertragen. — Auch die Worte eines glückseligen Lebens liessen sich noch entschuldigen. Sie sollen vermuthlich, die Lebensart der Schäfer überhaupt andeuten, und nicht die Umstände, in welchen sie der Dichter nimmt. — Herr Schlegel hat also vielleicht sagen wollen, die Schäferpoesie sey, des sanfte Ausdruck der Empfindungen solcher Leute, die eine ungekünstelte glückselige

ſelige Lebensart führen. — — Allein warum ſchließt er an einem andern Orte ausdrücklich die ſchmerzhaften Empfindungen von der Schäferpoeſie aus? Warum weiſet er auſſer der Liebe, keiner andern Empfindung, als der Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienſtfertigkeit und Edelmüthigkeit eine Stelle darinnen an? Heißt dieſes nicht dem Dichter vorſchreiben, er ſoll die Schäfer niemals anders als im Glücke und in ihren ruhigen Tagen ſchildern, da die ſanfte Liebe, oder die Güte des Herzens ihre einzige Bewegung iſt?

Wie viel richtiger und philoſophiſcher drückt ſich Geßner in der Vorrede zu ſeinen vortreflichen Idyllen, über dieſen Punkt aus! „Die Ekloge, ſagt er, giebt uns Züge aus „dem Leben glücklicher Leute, wie ſie „ſich bey der natürlichſten Einfalt der Sit„ten, der Lebensart, und ihrer Neigun„gen, bey allen Begegniſſen, in Glück „und Unglück betragen.“ Unvergleichlich! Dieſe Beſchreibung der Schäferpoeſie ver-

gnügt so sehr, als eine von den schönsten Idyllen dieses beliebten Dichters. So selten Geßner der Dichter, seine Schäfer im Unglücke geschildert; so hat doch Geßner, der Kunstrichter, sehr wohl eingesehen, daß es angehet, und daß dieser Umstand, als eine wesentliche Bestimmung mit zur Definition gehöret.

D.

## Sechs und achtzigster Brief.

Sie gestehen mir, daß der erste Theil der Schlegelschen Erklärung, wenigstens falsch ausgedruckt sey, und ich setze hinzu, daß die übrigen Stücke derselben noch weit tadelhafter sind. Er fordert zur Schäferpoesie eine einfache, weder heroische noch lächerliche, sondern natürliche Handlung; — die Handlung ist nicht nothwendig; und wenn sie da ist, so kann sie auch zusammengesetzt seyn, denn wenn das wahr ist, was Batteux sagt, so können „die Schäfer epi„sche Gedichte haben, wie der Achis des „Segrais, Comödien, Tragödien, Opern, „Elegien,

„Elegien, Eklogen, Epigrammen, Inscriptio„nen, Allegorien, Leichengesänge, u. d. g. „und haben sie auch wirklich.“ Verschiedene Idyllen vom Geßner sind eigentliche Schäferoden; und die erste Ekloge des Virgils ist ein Schäfergespräch, das noch weniger Handlung hat, als ein Gespräch des Plato.

Die Handlung soll weder heroisch noch lächerlich, sondern natürlich seyn. Wie unbestimmt! Das Natürliche kann noch allenfals dem Heroischen entgegenstehen, aber mit dem Lächerlichen macht es einen sehr übelgewählten Gegensatz. Und die Scene, die Herr Schlegel dem Schäfergedichte anweiset, ist die reizende Scene der Natur. Vermuthlich die Büsche, die Bäche, und die Auen, die er an einem andern Orte den zufälligen, aber schicklichen Zierrath der Schäferpoesie nennet. Was wollen wir aber aus der Fischeridylle des Theocrits machen. Die Scene, auf welcher sie vorgehet, ist nichts weniger, als die reizende Scene der Natur. „Sie schliefen in ihrer Schlafhütte

„auf einer Streu von trockenem Meergrase, „gelagert an eine bemooste Wand.“ Hier sehe ich Natur, aber gewiß keine reizende. —

Sie würden mich indessen unrecht verstehen, wenn Sie die ganze Abhandlung des Herrn Schlegels aus dem Gesichtspunkte beurtheilen wollten, den ich Ihnen vorhalte. Seine einzelne Anmerkungen sind überaus lesenswürdig; nur in dem philosophischen Theile scheinet er noch ein wenig zu französiren. Wir Deutschen suchen auch in der Critik bestimmtere Begriffe; die Weltweißheit hat uns verwöhnt. — — Wie? wenn ich es versuchte, auf den Ruinen der Schlegelschen Erklärung eine neue aufzurichten? Sie werden mich desto strenger beurtheilen, je weniger ich meinem Vorgänger nachgesehen habe? — Gut! Ich verlange so wenig Nachsicht, als ich glaube, daß Herr Schlegel verlanget.

Das Landgedicht ist von der eigentlichen Schäferpoesie unterschieden, so wohl in dem Gegenstande, als in der Ausführung unterschie-

schieden, wie Herr Schlegel bemerkt. Demohngeachtet aber möchte ich sie zu einer Classe, allenfals zu einer obern Classe rechnen. Und sollte es bloß der gefälligen Empfindung wegen geschehen, die sie beide in uns erwegen, ihrer gemeinschaftlichen naiven Wendungen, und der Bereitwilligkeit wegen, die sie bey uns antreffen, uns in alle ihre Umstände mit Vergnügen zu versetzen. — Doch wozu diese erbettelte Gründe? Sie haben wirkliche Aehnlichkeiten. Die Personen, deren sich in ihrer Mahlerey bedienen, kommen darin überein, daß sie in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Das Landvolk, Schäfer, Jäger, Fischer, u. d. g. sind Leute, die als Familien und Freunde unter einander leben, keine höhere gesellschaftliche Verhältnisse kennen, und wenn sie auch durch geheime Bande mit einem grossen Staate verknüpft sind, so sind diese Bande doch so versteckt, daß sie der Dichter unsern Augen völlig unsichtbar machen kann. Der allgemeinste Gegenstand der Landgedichte, so wol

als

als der Idylle sind also, die kleinern menschlichen Gesellschafte, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oeconomik moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. So wol die Lebensart als die Empfindungen, können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung viererley Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) Die Beschäftigungen kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Herr Schlegel redet; die zweyte kömmt mit der Beschreibung des gül-

güldnen Weltalters überein; die dritte, ist eine Art von Landeklage, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte. Die vierte Art endlich, ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solchen Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Diese Erklärung setzet dem Genie keine willkührliche Schranken, denn sie ist nicht bloß aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet, und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wähle

als der Idylle sind also, die kleinern unanschlichen Gesellschafte, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oeconomik moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. So wol die Lebensart als die Empfindungen, können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung viererley Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) Die Beschäftigungen kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Herr Schlegel redet; die zweyte kömmt mit der Beschreibung des gül-

goldnen Weltalters überein; die dritte, ist eine Art von Landesloge, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte. Die vierte Art endlich, ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solchen Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Diese Erklärung setzet dem Genie keine willkührliche Schranken, denn sie ist nicht bloß aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet, und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wäh-

wählen will. In diesem Stücke ist sein Genie der beste, und der einzige Rathgeber. Nur muß die Quelle dieser Leidenschaften keine Begierde seyn, die nur in grossen Gesellschaften entstehen kann. Herrschsucht, Geiz, unmäßige Ehrbegierde, Heucheley, fanatischer Eifer, Liebe zur Meuterey, u. d. g. sind Affecten, die das Innerste der Städter durchwühlen, den Gliedern der kleinern Gesellschaften hingegen unbekannt sind. Aber Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der schreckliche Verlust der Freunde und Geliebten, die uns auf Erden das Schätzbarste sind; warum sollten diese nicht mitten unter den einfachsten menschlichen Gesellschaften die allertragischsten Handlungen veranlassen können?

Es stehet ferner bey dem Dichter, ob er gar keine, eine gewöhnliche, oder auch eine heroische Handlung zum Grunde legen will. Die Heroische verwirft Herr Sc[illegible]geln,

gein, aber ohne Grund. Die Schäferwelt hat ihren eigenen Heroismus, der aus andern Quellen fließt, aber nicht weniger erhaben ist, als der Heroismus der Landbezwinger. In einer Idylle beym St. Mard erlegt Tyrsis einen Wolf mit blossen Händen, der ihm ein Lamm rauben wollte, und dieses Lamm war das Pfand der Treue seiner Schäferin. „Er „schleppte, so erzehlt der Schäfer, Göt„ter, was für ein Schmerz! Er schleppte „das Pfand deiner Treue, das so ge„liebte Lamm, mit sich fort. O! wel„che unglückliche Vorbedeutung von meiner „Liebe, rief ich aus. Grausamer! ich verachte deine Wut. Bald, ob ich gleich „ohne Hund und Stab hier bin, bald „solst du es empfinden, daß ein Liebha„ber nichts fürchtet. Endlich hat dies„ses Raubthier, bis in seiner Höle ver„folgt, durch meine Streiche seinen Raub „und sein Leben verloren.“ Gestehen Sie! Gefällt Ihnen dieser herkulische Hel-

Heldenmuth nicht weit besser, als wenn der Schäfer furchtsam geflohen wäre, und das geraubte Lamm in Stanzen beweinet hätte?

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 28. Februar. 1760.

## Beschluß des sechs und achzigsten Briefes.

Die Schäfer haben ihre Helden, ihre berühmten Leute. Ihr Daphnis hat so viel Unglück erfahren, daß ihnen τὰ Δάφνιδος ἄλγεα zum Sprüchwort geworden ist. Phyllis, Alcon und Codrus sind ihnen berühmte Namen.

. . . Si quos aut *Phyllidis* ignes,
Aut *Alconis* habes laudes, aut jurgia *Codri*.

Sie könnten auch Helden einer höhern Art; denjenigen

. . qui potuit rerum cognoscere causas.
Atque metus omnes, & inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari.

Warum ſollten ſie alſo keine heroiſche Handlungen haben?

Kann aber der Dichter auch eine lächerliche Handlung wählen? — Warum nicht? Nur das niedrige Lächerliche, das Burleske muß er vermeiden. Dieſes gehört zur beſchriebenen dritten Art, zur Landekloge. Die Erklärung der vierten Art, der wahren Idylle, fordert eine Veredelung der Empfindungen, die mit dem Burlesken ſtreitet. Das feine und naive Lächerliche aber iſt ein edler Zierrath des Schäfergedichtes. Wenn Virgil ſeinen berauſchten Silen anbinden, wenn er Aegle, die Schönſte der Najaden, ihm mit blutrothen Maulbeerſaft Stirn und Schläfe bemahlen läßt: ſo iſt dieſes allerdings eine lächerliche, beynahe poſſirliche Handlung. Allein wie vortreflich hat ſie der Dichter veredelt! Geeſſet hat befürchtet, dieſes Bild würde ſeinen Landesleuten eine gar zu niedrige Idee erwecken, und hat die ſpaßhafte Handlung in eine Tändeley verwandelt. Statt der vortreflichen Zeilen,

Timi-

Timidis supervenit Aegle,
Aegle, Najadum pulcherrima, jamque videnti
Sanguineis frontem moris & tempora pingit:

ſetzt der delicate Franzoſe:

La jenne Egle ſurvint & ſe joint aux Paſteurs
Pour former au vieillard *une Chaine de fleurs.*

Weg iſt der muthwillige Scherz der Najade, und die ſchalkhafte Laune des Alten, mit welcher er ihr den Spaß wiedergiebt, Carmina vobis, huic aliud mercedis erit! — —

Welche Scene wollen wir aber der Idylle anweiſen? Mich dünkt jeden Ort, an welchem ſich die beſchriebenen einfachen Geſellſchaften aufhalten können, das freie Feld für die Schäfer, die Gebürge für Jäger, die Ufer der Flüſſe für Fiſcher, die Hütten, die Einſiedeleyen, die arabiſche Wüſten, wie ein neurer Engländer gethan, für die Kameeltreiber; und was das Genie ſonſt für Oerter ausfündig machen kann, wo ſich Menſchen aufhalten, die von dem Joche der willkührlichen Ungleichheit befreyet ſind. Der erfindſame Geiſt ſpottet nur der ſchwachen Feſſel, die ihm der Kunſtrichter anlegt,

und wenn er sich in allzuengen Schranken fühlet; so nimmt er sich desto mehr Freyheiten, je weniger man ihm hat erlauben wollen. Es ist wahr, das Genie hat öfters eine gütige Laune, in welchem es der Kunstrichter, fast wie Delila den Held, aushohlen kann, worinn seine grosse Kraft sey; allein seine erste Antwort wird mehrentheils trügen.

Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunstrichter die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eigenen Gewebe verwirren! Man siehet wohl, daß ihnen Aristoteles und Horatz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat die Regeln der Hirtengedichte so pünktlich auseinander gesetzt, die Sitten, die Schreibart, die Handlung, bis auf die Anzahl der Personen, so genau bestimmt, daß er beynahe alle Idyllen, Theokrits und Virgils aus der Anzahl der Hirtengedichte herausgekünstelt hat. „Von ungefähr dreyßig Stücken, spricht er, „die wir vom Theokrit, unter dem Namen „Idyllen haben, und von Zehnen, die wir

„vom

„vom Virgil, unter dem Titel Eklogen besitzen, sind kaum acht oder zehn Eklogen, „die man, nach der französischen Bedeutung „dieses Worts, so nennen könnte.„ * Schön! So danke ich denn für die französische Bedeutung dieses Worts!

Andere haben die Personen des Schäfergedichts aufsuchen wollen. Sie haben sie in Arkadien, in dem Stande der Natur, in dem güldnen Weltalter, sie haben sie so gar in der Bibel gesucht, und nicht gefunden. Fontenelle hat den Witz eines französischen Hofmannes und die Musse der Hirten zusammen gekneten, um sich einen Schäfer nach seinem Geschmacke zu schaffen. Alle haben die Frage beantworten wollen, wo denken die Schäfer so, wie man sie in der Ekloge denken läßt? Und doch hat noch niemand gefragt, wo reden die Thiere so, wie in den Fabeln Aesops? — Es ist derselbe Fall! Man hat kleine Anlagen zu



* Der königl. Academie der Aufschriften ꝛc. ausführliche Schriften. 2ter Theil S. 214. der deutschen Uebersetzung.

vernünftigen Fähigkeiten, die man bey den Thieren warnimt, bis auf die höchste Stufe veredelt: eben so hat man es mit den Empfindungen des Landmannes gemacht. Man hat sie verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so, daß sie ihre Natur nicht ablegen, das heißt, daß sie in ihrer vollkommensten Veredelung noch mit den übrigen Eigenschaften eines Landmannes bestehen können.

Dieses bringt mich noch auf eine andere Anmerkung; und dann genug von der Schäferpoesie! Die Franzosen können die niedrigen Züge, wie sie sie nennen, nicht ausstehen, die Theokrit und zum Theil auch Virgil in ihren Hirtengedichten mit unterlaufen lassen. St. Mard höret die Schäfer nicht gerne von Käse, Milch, Castanien und Nüssen reden. Er denkt vielleicht, wie jener beym Petronius.

Sordent vellèribus hirsuti Cydonia canis,
Sordent hirsutæ munera castaneæ;
Nolo nuces Amarylli tuas, nec cerea pruna;
Rusticus hæc Corydon munera magna putet.

Som

Fontenelle kann sich nichts genug verwundern, wie die Alten ihre Schäfer, gleich auf den zärtlichsten und anmuthigsten Stelle von Liebesangelegenheiten, können von solchen bäuerischen Dingen, von ihren mühsamen Beschäftigungen, und von ihrer armseeligen Lebensart reden lassen.

Ich kann dieses Räthsel sehr leicht erklären. In der Idylle sollen die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen, die in kleinern Gesellschaften leben, bis auf den höchsten Grad veredelt werden, und eben deswegen thut der Dichter wohl, wenn er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt. So wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht zu seiner Absicht gehören, noch völlig Thiere seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu heben, und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen: eben so verfährt der Hirtendichter. Er veredelt die Empfindungen seiner Personen, und läßt ihrer Lebensart nach die Vestigia ruris, dadurch sie, philosophisch zu reden,

in ihrer Art bestimmt sind, weil die Lebensart nicht zu seiner Absicht gehört. Durch diesen Kunstgrif wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Daseyn, und was gewinnet der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit? — Ich sehe mich nach Beyspiele um, diesen Gedancken zu erläutern. Doch wozu? Geßner ist Beyspiels genug. Mich dünkt, das gröste Verdienst dieses Dichters sey, daß er diese Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt. Die Empfindungen seiner Schäfer grenzen beynahe an das Erhabene, aber ihre Lebensart ist so ländlich, so gemein, und fast so armseelig als in der Natur. Man wünscht sich mit seinem Palemon ausrufen zu können. „O du Armuth sey mir gelobt, wenn es Armuth ist; die Arbeit hat „meine Glieder genähret, und die Mittagssonne brennet mich nicht.„

D.

Sieben

## Sieben und achzigster Brief.

Ich gehe rückwärts. Nach der achten Abhandlung des Herrn Sch. von der Schäferpoesie, lese ich die fünfte von dem höchsten Grundsatze der Poesie, und wer weis, ob ich nicht bald auf die Vorrede komme. In der That gehört die Vorrede des Herrn Sch. oder dessen Schreiben an den Herrn Pr. Gellert, mit zur letztern Abhandlung, denn es werden darinnen einige Gründe wider den Batteuxschen Grundsatz der Nachahmung erörtert. Herr Sch. ist, wie Sie wissen, der erste, der diesen mangelhaften Grundsatz des Batteux bestritten, und glücklich bestritten hat. Er hat hinlänglich dargethan, daß die Nachahmung der Natur, mit allen Winkelzügen, deren sich Batteux bedienet, unmöglich der höchste Grundsatz der Poesie seyn könne, und ich weis nicht, was ich zu folgender Stelle sagen soll, in welcher Herr Sch. ohne es zu merken, seinem Gegner wieder alles einzuräumen scheinet. „Habe ich Unrecht, fragt er den

Herrn Pr. Gellert, „habe ich Unrecht, wenn „ich der Meinung bin, daß der Verfasser in „dieser Schrift nicht das bewiesen habe, daß „in der Poesie eben so wie in den übrigen „schönen Künsten, die Nachahmung der Na„tur der einzige Grundsatz seyn müsse; son„dern weiter nichts als das, daß sie es seyn „könnte?„ Sie hätten ganz gewiß Unrecht, wird ihm Gellert antworten, wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie erzehlen. Wenn ein Grundsatz der höchste seyn kann; so muß er auch der höchste seyn. Wir haben hier nicht mit zufälligen Wahrheiten zu thun, da man das Mögliche von dem Würklichen unterscheidet. Entweder Batteux hat Recht, oder sein Grundsatz muß unmöglich der höchste seyn können.

Zum Glücke ist das letzte bewiesen, und zwar nicht nur in Ansehung der Dichtkunst, sondern eben so gut in Ansehung der übrigen schönen Künste, welche Herr Schl. dem Batteux noch zu lassen scheinet. Die Nachahmung der Natur findet in der Musik und Baukunst nicht durchgehends statt, und selbst

in

in der Malerey, wo sie zu Hause zu seyn scheinet, kann sie den Künstler auf Irrwege bringen, wenn er ihr einzig und allein folget. Den Beweis hiervon haben Sie bereits anderswo gelesen.

Die Erklärung, die Herr Sch. von der Dichtkunst giebt, kömmt mit der berühmten Baumgartenschen Erklärung fast überein. Etwas weitläuftiger ist Herrn Sch. seine, doch was thut das? Sie kann dagegen leichter zu fassen seyn. Wir wollen zusehen! — „Die „Poesie, sagt er, ist der sinnlichste und ange„nehmste Ausdruck des Schönen, oder des „Guten, oder des Schönen und Guten zugleich, „durch die Sprache.„ Baumgarten sagt Sensitiva oratio perfecta, eine sinnliche Rede die vollkommen ist. „Diese Erklärung, „sagt Herr Sch. nachdem er in einer Note ver„sichert, daß sie ihm bey der ersten Ausarbei„tung seiner Abhandlung, unbekannt gewe„sen; diese Erklärung hat eine philosophische „Deutlichkeit; denn sie ist dem erklärten Be„griffe völlig angemessen; sie unterscheidet die „Dichtkunst auf eine kenntliche Weise von der

„Welt-

„Weltweisheit sowohl, als von der Beredsam„keit; und dieser Grundsatz von der Poesie ist „im Wesentlichen von dem, welchen ich festge„setzt, durch nichts unterschieden, als daß der „meinige weiter auseinander setzt, was jener „kurz faßt; welches nach meinem Erachten, „wofern ich anders in meiner eignen Sache „ein Urtheil fällen kann, in der Kritik zur „leichtern Entwickelung der Regeln nicht ohne „Nutzen seyn wird.„

Wir wollen diese beide Erklärungen mit einander vergleichen. Die Poesie, sagt Herr Sch. ist der sinnlichste und angenehmste Ausdruck. Das Beywort, angenehmste, ist ein Zusatz des Herrn Sch. und er will dadurch, wie er sich selbst erklärt, so wohl den Eckel als den höchsten Grad des Entsetzens von der Poesie ausschliessen, indem sich diese widrige Empfindungen ihrer Natur nach in keine angenehme verwandeln lassen. Ist dieser Zusatz hier gut angebracht? — Es scheinet nicht. Der höchste Grad des Entsetzens muß nicht von der Poesie, sondern wie ich in einem meiner vorigen Schreiben gezeigt, blos von der

Thea-

Theatralischen Vorstellung ausgeschlossen werden. In der Dichtkunst ist der höchste Grad des Entsetzens mit dem Erhabenern verwandt, und öfters die Quelle desselben. Die Einschränkung der Posie auf das Angenehme, in so weit man das Entsetzliche ausschliessen will, ist also ungegründet. — Und in so weit sie den Eckel aus der Poesie verbannen soll, ist sie überflüßig. Denn ist anders der Gegenstand der Poesie, wie Herr Sch. will, das Schöne, oder das Gute, oder das Schöne und Gute zugleich, so ist der Eckel schon sattsam ausgeschlossen, denn er ist weder schön noch gut, noch beydes zugleich. Weg also mit dem trüglichen Worte angenehmsten, das uns das Erhabene rauben könnte! Die Poesie ist nunmehr, der sinnlichste Ausdruck, u. s. w. durch die Sprache. — Ein Ausdruck durch die Sprache? — verständlicher; eine Rede. Die Dichtkunst ist die sinnlichste Rede. Vollkommen Baumgartisch.

Doch Herr Sch. bestimmt auch den Gegenstand der Poesie. — Dieß thut der Franckfurtsche Weltweise nicht. Diesem ist

alles

alles ein Gegenstand der Poesie, was sich sinnlich und vollkommen in einer Rede vortragen läßt; und wo ich nicht irre, so ist jede nähere Bestimmung des Gegenstandes, ein Eingrif in die Freyheiten des Dichters. Alles was ihm der Weltweise in dem höchsten Grundsatze seiner Kunst vorschreiben kann, ist, wählet einen Vorwurf, der sich vollkommen und sinnlich in einer Rede vortragen läßt.

Was für einen Vorwurf weiset aber Herr Sch. der Poesie an? Das Schöne und das Gute. Mit dem Guten verbindet derselbe einen sehr entfernten Begrif. Er will das Unangenehme in der Natur, das uns in den schönen Künsten gefällt, darunter mit verstanden wissen. Hören Sie, was er hiervon sagt: „In der Natur erkennen wir nichts für gut, „als was mit unserm Willen würcklich über„ein kömmt. In den Künsten hingegen ist es „keine Uebereinkunft in einem so eingeschränk„ten Verstande, welche erfordert wird; —— „ja eine genaue Uebereinstimmung mit unsern „Eigenschaften und Vergnügen ist dazu so „wenig vonnöthen, daß so gar die Mißhellig„keit

„keit mit denſelben noch gröſſere Wirkung „thut. — — Das Schlimmſte in der Natur, „das, was uns empört, und von ſich zurück „ſcheucht, Furcht, Schrecken, Angſt, Traurig„keit, Abſcheu, ziehet uns in den ſchönen Kün„ſten an ſich, und hat in ihnen eine vorzügli„che Güte.„ Gut, heißt alſo in dieſem Verſtande, alles was in den ſchönen Künſten, und insbeſondere, wenn von der Poeſie die Rede iſt, was in der Poeſie gefallen kann, wenn es auch in der Natur das Schlimmſte iſt. — — Ferner; das Schöne, davon Herr Sch. in die Erklärung redet, gehört nicht zur Poeſie, in ſo weit es in der Natur, ſondern in ſo weit es in der poetiſchen Nachahmung gefällt, das heißt, in ſo weit es nach Herrn Sch. Erklärung gut iſt. Er hätte alſo das Schöne aus ſeinem Grundſatze weglaſſen, und ihn folgendergeſtalt ausdrücken können: die Poeſie iſt die ſinnlichſte Rede von dem Guten. Dieſes mag in der Natur ſchön oder häßlich, angenehm oder unangenehm ſeyn; was ſchadet dieſes der poetiſchen Güte?

Das Ueberflüßige und Unbeſtimmte weggeſchafft, ſetzet alſo Herr Sch. den Gegenſtand

der

der Poesie in das Gute. Nicht in das metaphysische oder moralische, auch nicht in das physische, sondern in das poetisch Gute. Und was nennet er so? Alles, was in der Poesie gefallen kann. — Allein, heißt dieses nicht den Leser wieder sachte da absetzen, wo man ihn genommen hat? Man verspricht den Gegenstand der Poesie zu bestimmen; das heißt, man will zeigen, was in der Poesie gefallen kann, und sagt, es sey das Gute. Man setzt hinzu, das Gute sey allhier von einer besondern Art, und der Leser müßte das Wort ganz anders verstehen, als er gewohnt ist. Wir dringen auf eine nähere Erklärung; itzt macht man eine geschickte Schwenkung, und sagt, gut sey allhier, was durch die Kunst gefallen kann, das heißt, was geschickt ist, ein Gegenstand der schönen Künste, und in unserm Falle, ein Gegenstand der Poesie zu seyn. — Sehen Sie, wie mislich das Unternehmen ist, eine kurze wohlgefügte Erklärung auszudehnen? Man will das Gemälde aufheitern, und giebt ihm ein falsches Licht. D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 6. März. 1760.

### Acht und achtzigster Brief.

— Nicht als ob ein vernünftiger Mann nicht auch zuweilen den Statisten spielen könnte? — Zwar nicht einen Statisten von derjenigen Art, der an seinem Tische oder auf seinem Spaziergange, die Cabinetter grosser Herren durchzuschauen glaubet, der ihnen in der heimlich Gesellschaft seiner Mitstatisten, wichtige Rathschläge giebt, und boshaft lächelt, wann die Grossen der Erde seinem Systeme nicht folgen, weil er es im Geiste vorher siehet, daß sie sich ruiniren werden. Nicht den, der in seinem Kopfe Bündnisse macht, Völker anwirbt, Schlachten liefert, Länder erobert, Welthändel entscheidet. Nicht den, der mit ängstlicher Sorgfalt dar-

nach schnappet, eine Neuigkeit zuerst zu haben, und Wind und Wetter zu Trotze, zwölf Stunden lang auf den Courier wartet, der — — nicht kommen wird. — Doch darf der Weltweise eben sowol die Welt betrachten, wie sie wirklich ist, als sie sich mit einem Plato, Rousseau, Iselin vorstellen, wie sie seyn sollte. Er kann ein Reich, als eine einzige Familie betrachten, er kann die Pflichten der Obern gegen die Untern erörtern, er kann zu derselben Erläuterung, Beyspiele aus der Geschichte hernehmen, und was sollte ihn hindern, dieselben, sowol aus der itzigen, als aus der alten Geschichte zu wählen.

Sie kennen des Hume paradoxe politische Discurse, und haben sie mit grossem Vergnügen gelesen, ohnerachtet Sie das Staatsinteresse von England nicht sehr interessiret. Hier haben sie einen Schriftsteller, der Sie dem ersten Anscheine nach, noch weniger interessiren sollte, weil er sein Absehen hauptsächlich auf die kleinen deutschen Höfe gerichtet zu haben scheinet, um welche

Sie

Sie ſich wol noch weniger bekümmern, als um England. Aber es iſt das Loos jedes Schriftſtellers, der nützliche und vortrefliche Sachen, gleichſam aus dem Grunde ſeines Herzens hervorflieſſen läſſet, daß der Leſer ganz unvermerkt eine Zueignung zu ihm gewinnet, alſo bin ich gewiß, daß Sie das Werk, ſo ich Ihnen hiebey überſende, * mit dem größten Vergnügen durchleſen, und zum zweytenmale durchleſen werden.

Der Verfaſſer deſſelben iſt der jüngere Herr von Moſer. Er iſt ein Freund der Tugend und der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, er hat ſich daher vorgenommen, die kleinen Tyrannen unter Fürſten und Miniſtern zu beſtrafen, und zugleich einen Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung zu geben.

Sein Buch beſtehet aus zerſtreueten Gedanken, die aber eine gewiſſe verſteckte Verbindung haben, und daher unter ſechs Haupttitel eingetheilet ſind. Ihnen dieſe herzuſetzen



* Der Herr und der Diener geſchildert, mit patriotiſcher Freyheit, bey Raſpe. in 8vo.

und die besondere Absichten des Verfassers weitläufig zu erörtern, würde unnöthig seyn. Lieber will ich Ihnen einige Stellen, die mir vorzüglich in die Augen gefallen sind, hersetzen, und Ihnen das übrige in dem Buche selbst zu lesen überlassen, welches Sie, da Sie die Carte der Höfe, und sonderlich der kleinern deutschen Höfe kennen, gewiß nicht gereuen wird.

Wann die grossen Herren wüßten, heißt es S. 21. wie leicht es Ihnen wird, die Herzen der Menschen zu gewinnen, sie würden noch ungemein viel mehr Gutes thun, sie, deren schmeichelhaftes Vorrecht es ist, alle die Mittel in sich beysammen zu haben, um unter die übrige unzählbare Menge Menschen, gegen welche sie nur eine kleine Familie ausmachen, Freude, Wonne, Vergnügen und Ueberfluß auszubreiten.

Ja gewiß, wir geben ihnen den Vortheil in die Hand, den ihnen zu einem starken Antriebe tugendhafter und löblicher Handlungen dienen könnte. Wir Unterthanen sind nur allzugeneigt, das Beste von ihnen zu glau-

gläuben; wir bedauren und entschuldigen gern ihre Fehler; wir achten und schätzen ihre gute Eigenschaften gern aufs höchste; wie leicht ist es ihnen, vor Tugendhaft, gerecht, großmüthig und menschenliebend gepriesen zu werden; ein Herr darf nur nicht offenbar ruchlos, lasterhaft, grausam, geitzig, und murrisch seyn; so hat er sein Lob weg; er muß es sehr arg treiben, bis sein Name stinkend wird vor seinem Volke. Uebernehmen ihn menschliche Schwachheiten, geht es bis zur Ausschweifung, wozu ihm die Schranken so leicht geöfnet sind, kaum darf er Spuren der Reue blicken lassen; so ist schon alles wieder gut, vergeben und vergessen; nur ein gutes herzliches Wörtgen, giebt den Unterthan den Sparpfennig heil, welchen er seiner Wittwe und Kindern zu hinterlegen sich vorgenommen hatte, ein freundlicher Blick, ein gnädiges Achselklopfen, belebet den alten Vater, der sich in dem Joche der Geschäfte grau gedienet hat.

S. 73. Alle Regenten prangen in dem Prädicate selbstregierender Herren, sie

sind es aber so wenig, alle, als wenig alle, so im Harnische gemahlet werden, Helden sind.

Es ist wol eine der nothwendigsten Pflichten gegen sich selbst, und eine grosse Wohlthat von Gott, zu erfahren, und überzeugt zu werden: welches die eigentliche Bestimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten, dazu von Gott ausersehen worden. Wie viele lächerliche Ausschweifungen und Thorheiten würden auf diese Weise unterbleiben? Die Grossen scheinen von dieser Pflicht freygesprochen zu seyn, denn der zum König und Fürsten gebohren ist, bringt die Bestimmung seiner ganzen künftigen Lebenszeit schon mit sich, es sey nun, daß er sich in die Welt schicke, oder die Welt in ihn, wie jedes das andere findt. Im Grunde aber ist diese Art der Selbsterkenntniß, würklich eine auch die Majestäten und Durchlauchtigkeiten umfassende allgemeine Pflicht. Sollte ein Regent, welcher durch tägliche Proben von sich überzeugt ist, daß er die zu würdiger Führung

tung seines Regiments erforderliche Einsichten und Weite des Verstandes nicht besitze, nicht verbunden seyn, diesen Mangel durch eine desto willigere Befolgung des Raths seiner treu erachteten Diener zu ersetzen, als daß er einen Alexander, einen Ludewig XIV. einen Friedrich den Grossen, lächerlicher Weise copiren will.

Gewiß würde sich derjenige schlecht empfehlen, der seinem gnädigsten Herrn das wohlverdiente Epitaphium setzen wollte, womit ein alter deutscher Dichter den Seinigen besungen hat:

Derselbig aber war kein Prahler,
Blieb bey der gewöhnlichen Tracht,
Aber seine unterthane Leut
Waren seiner wenig erfreut:
Er hörte nicht ihr Noth und Klagen,
Wartet sein Weydewerk und Jagen,
Fieng Caninchen, Hasen und Reh,
Und sonst viel andre Wildprett mehr:
Als wär er um ein grosses Geld
Für einen Jägermeister bestellt,
Oder mit Nebucadnezar
Verdammet zu der Bestien Schaar

Hat nicht gesetzt zum Landesherrn,
Sein Leut zu regieren mit Ehrn,
Zu befördern Gericht und Recht
Zu schützen den Herren und Knecht.

Mache deine Rechnung, oder sie macht sich selbst: heißt es bey einem Privathaushalter, und so mag es auch mit Recht von einem Fürsten heissen, der des ganzen Landes vornehmster Hausvater ist. *

Mancher Herr muß sich seine ganze Regierungszeit hindurch, elend behelfen, er wird seines Lebens nie recht froh, er muß zu tausend Niederträchtigkeiten seinen Namen und Unterschrift hergeben, er kann auf keine Ordnung und Verbesserung denken, weil er weiß, daß seine treueste Diener Betrüger sind, die er darum angenommen und befördert hat, weil sie alles das blindlings thun, dessen bloße Zumutung ein ehrlicher Mensch sich schämen würde. Er tröstet sich seines kümmerlichen Lebens damit: Wann es nur hält, so lang ich lebe; und mit diesen schlechten Gedanken behilft er sich noch zehen und mehr

* H. Gr. Tessin Br. II. Th. p. 305.

mehr Jahre, bis an das Ende seines ehrlichen und ruhmlosen Lebens, er, der glücklich und weis hätte leben können, wenn er beym Anfange seiner Regierung sich nur einige wenige Jahre hätte einschränken wollen.

Der nach diesem kommt, findet die Zerrüttung so groß, daß ihm graut, an eine Verbesserung nur zu gedenken. So geht es vollends fort, und auf einen Generalbankerout los. K. Ludewig XIV. machte ihn durch seinen Tod, unsere Deutsche Herrn machen ihn beym Reichshofrath, und denen die letzte Lebenssäfte vollends aussaugenden Kayserl. Debitscommissionen.

S. 269. Der grosse Colbert ließ einsmahls die vornehmste Handelsleute von Paris, und einigen benachbarten Orten zu sich kommen, um sich mit ihnen über die Verbesserungsmittel der Handlung zu berathschlagen. Keiner getraute sich zu reden, jeder wartete, bis der andere anfangen

würde. Der Minister fuhr endlich voll Ungeduld aus: Seyd ihr denn alle stumm? O nein! erwiederte ein klüger Kaufmann von Orleans, wir fürchten aber alle, Ew. Gnaden zu beleidigen, wenn uns ein Ihnen misfälliges Wort entführe. Colbert versetzte darauf: Sprecht nur ganz frey, ich werde den vor den treuesten Diener des Königs, und vor meinen besten Freund halten, der am freymüthigsten sprechen wird. Hazon, der Kaufmann von Orleans, fieng darauf an: Weil Ew. Gnaden es uns befehlen, und uns versprechen, das gut zu halten, was wir Ihnen vorzustellen die Ehre haben werden; so muß ich frey heraus bekennen, daß, als sie Minister geworden, der Karten auf der einen Seite gelegen, und Sie haben ihn nur aufgehoben, um ihn auf die andere Seite umzuwenden. Colbert voll Feuer fuhr ihn an: Wie? was schwatzt ihr, mein Freund? Hazon antwortete ihm ganz gelassen: Ich bitte Ew. Gnaden unterthänigst um Vergebung, daß ich so thöricht

gewe-

gewiesen, mich auf Ihr Versprechen zu verlassen, ich werde kein Wort weiter reden. Der Minister befohl den andern zu sprechen, aber vergebens, und die Conferenz hatte damit ein Ende. *

S. 83. Welch geliebte und erwartete Personen seynd die Erbprinzen! * Die natürliche Liebe zu Veränderungen, die Hofnung besserer Zeiten, trägt einen jeden (die Väter der jetzigen werden wissen, ob es ihnen nicht eben so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regentenstuhl. Wohl dem, der sich nicht darneben setzt, und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang verhofte Besserwerden, und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen.

Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hofnungen. Gemeiniglich dieses: Man

* Memor. d' *Amelot* T. II. p. 101.

* Un Dauphin de France, n'a jamais tort aux yeux du peuple. *Mem. de* MAINTENON, T. IV. p. 157.

Man setzt die Reformation nur in einer Rache gegen ein oder andere Personen, läßt aber die Fehler der Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselbe Gebrechen, es wer den nur andere Scenen von andern Personen aufgeführt; oder man unterläßt eine an sich gute Sache um des Misbrauchs willen, der dabey untergelaufen; oder man schüttet das Kind mit dem Bad aus, macht den Schaden grösser als er ist, um nur sein Verdienst dabey zu vergrössern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde lang offen halten, um die Ehre einer beschwerlichen Cur davon zu tragen.

Der Erbprinz eines sichern Hofs bemerkte aus seinen Zimmern die öftere nächtliche Abschleppung aus dem Hofkeller, er eiferte dagegen aber vergebens. Sein Favorit machte ihm glaublich, der ganze Fehler käme daher, weil kein Oberschenk am Hofe sey; der junge Herr kommt zur Regierung, unter den ersten Veränderungen erscheint auch

auch der Oberschenk, wozu wohlbedächtlich ein Mann gewählet wurde, der von Natur den Wein nicht vertragen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung von 1600 Gulden, freye Tafel, und Fourage auf zwo Pferde ausgeworfen; ein Junker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur über des Herrn Beutel geht, man holte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Oberschenk gab dazu Billets am Tage. Diese Verbesserung kostete den Herrn des Jahrs über 5000 Gulden, anstatt sonst etwa vor 500 Unterschleif geschehen seyn mochte.

S. 227. Ein alter Graf von Ostfriesland wurde von seinen Landständen zur Rede gestellt, daß er so viele Ausländer in Dienst brächte, mit Bitte: Ihro Gnaden möchten doch inskünftige mit ihren eigenen Ochsen pflügen. Der Graf antwortete aber darauf: Ihro Hochgräfliche Gnaden brauchten keine Ochsen zu Dienern. So ist es auch in der

That,

That, und dies giebt den gerechtesten Ausschlag: Wo in einem Lande eine zu Besetzung der Dienste hinreichende Anzahl von gleichbrauchbaren, verdienten und wackern Männern vorhanden ist; so ist es eine Schuldigkeit und Billigkeit, selbige Ausländern vorzuziehen; wann aber ein Herr zu wenig rathsfähige Menschen in seinem eigenem Lande hat; so thut er ohnmaaßgeblich wohl, keine Ochsenregierung anzulegen, sondern die beste Männer, so er aus der Fremde nur immer bekommen kann, wann sie auch theurer im Ankauf stehen, zu Hülfe zu nehmen.

S. 144. Es ist zwar ein dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlicher Wunsch, daß jedes gerne gröſſer seyn möchte, als es würklich ist, man kann auch dieser angebohrnen Schwachheit vieles nachsehen, so lang es nicht auf Thorheiten hinauslauft. Dann wann z. E. der Kayserin Königin, und des Königs in Preussen Majestäten, sich im Angesicht der Welt sagen,

fügen, daß sie einander an Macht und Stärke gleich seyen; so reden sie aus der bekannten und anständigen Sprache der Mächtigen auf Erden: Wann aber Ihro Erlaucht zu * * eben diesen Ausdruck von sich in Vergleichung gegen ihren Vettern gebrauchen; so möchte dem gelassensten Menschen die Geduld ausgehen, wann er den Monarchen von 6 oder 8 Dörfern von Macht sprechen hört, der stolz als ein Held ist, wann er einen armen Bauern um einen Gulden Strafe beliften kann.

Wann Ludewig XIV. ein Versailles, und sein Nachfolger ein Belvedere baut, wann der Garten und die Wasserkünste zu Herrenhausen Tonnen Goldes kosten, wann aus dem alten Hause zu Potsdam ein Königliches Schloß hervorsteigt; so verwundert sich niemand darüber, der Herr (heißt es) hats ja. Ja wohl hat ers. Wann aber so viele ungebaute Häuser

ser kleinerer Herren in Deutschland gefunden werden; so sagt der einfältigste Mann im Lande: Mein Herr hats zu groß angefangen.

Ich höre daß diese Schrift dem Herrn von Moser sogar Verfolgungen zugezogen hat, ein fast unläugbarer Beweiß, daß Warheiten darin seyn müssen.

Re.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 13. März. 1760.

### Neun und achtzigster Brief.

Das grosse Geheimniß unsers Ph. ist endlich an den Tag gekommen. Der gute Mann! Wir fingen bereits an, einiges Mißtrauen in ihn zu setzen. Die geheimnißvolle Sorgfalt, mit welcher er die Briefe von und nach Altona, so wie einige andere Schriften, vor uns verbarg, ließ uns besorgen, er möchte sich, wer weiß wozu, haben verführen lassen. Nunmehr können wir ruhig seyn. Ph. ist (wer hat sich so was können träumen lassen?) ein geheimes Mitglied einer unsichtbaren metaphysischen Gesellschaft, die im Hollsteinschen ihren Sitz hat. Das war sein geheimer Briefwechsel, und die Schriften, die er nicht wollte sehen

lassen, sind' gedruckte Sachen eben derselben Gesellschaft, davon nunmehr einige bekannter geworden sind. Hier ist ihr erster Versuch, mit welchem sie vor der Welt erscheinet. Der Titel * scheinet neben dem Tiefsinnigen, auch viel Lustiges zu versprechen. Schade, Dreyer, und Gottsched sind die Personen dieses Lustspiels, und in der Welt hätte sich kein schönerer Contrast zusammen finden können.

Was

* Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch, oder erstes Stück, mit einer sehr merkwürdigen Zueignungsschrift an Ihro Königl. Majestät zu Dännemark, Norwegen, ꝛc. ꝛc. nebst einem Anhange von den boshaften Bemühungen des Secretär Dreyers zu Hamburg, den Fortgang dieser Gesellschaft, und das ihr zum Nutzen verliehene Privilegium auf die Altonaische Staats- und gelehrte Neuigkeiten, zu unterdrücken; wie auch eine schuldige Ehrenrettung des Prof. Gottsheds, wider das boshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbessert, durch Georg Schade, Königl. Ober- und Landgerichts-Advocaten. Altona, gedruckt und zu bekommen in der Königl. privilegirten Schadischen Buchdruckerey, 1760.

„Was ist aber der Zweck dieser Gesellschaft? dürften Sie hier mit den Freunden des Reisenden beym Lichtwehr fragen; „Besorgen „sie die Wohlfarth der Gemeinde? — — „Suchen sie der Weisen Stein? — Oder „wollen sie vielleicht des Zirkels Vierung finden?“ Das ist es alles nicht, sie spielen; antwortete der Reisende in der Fabel. Ich aber kann Ihnen nicht also antworten, denn mir scheinet diese Gesellschaft alles dieses, und noch weit wichtigere Dinge leisten zu wollen. Sie verspricht aus der Lehre von den einfachen Substanzen in der Natur, „alle Würkungen und Erscheinungen, „welche bey den zusammengesetzten Dingen „oder Körpern der Natur, ingleichen bey „den Seelen und Geistern in der Welt wargenommen werden, in einer systematischen „Ordnung herzuleiten, und in die Form einer „ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere „Weltweisheit nennet, zu bringen, und da„durch eines Theils, die Geisterlehre und „natürliche Gottesgelartheit, nebst den „davon abhängenden, zur zeitlichen und ewi-

„gen Glückseligkeit der Geister gereichenden „moralischen Disciplinen; andern Theils aber „die Naturlehre, Chymie, und Mathe„matik, von welchen die Medicin, Oeco„nomie, imgleichen alle Manufacturen „und Künste, die zur Gesundheit des Lei„bes, und zur Verbesserung unseres äusserli„chen Zustandes etwas beytragen, dependi„ren, zu verbessern, und in ein helleres und „ungezweifeltes Licht zu setzen.“ Und dieses alles durch die Lehre von den Monaden!

Sie erstaunen über diese ungeheuere Versprechungen, und sind vielleicht kleingläubig genug, an der Erfüllung derselben zu zweifeln? Ich nicht! Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß Leute, die sich Weltweise nennen, es mit der Welt so machen würden, wie jener, der zu London öffentlich mit Leib und Leben in eine Bouteille zu kriechen versprach; und am dazu bestimmten Tage unsichtbar ward. Schade mag entweder, wie einige wollen, überall der einzige Versprecher in der Gesellschaft seyn, oder, wie ich vielmehr glaube, der einzige, der, als

Secre-

Secretär der Gesellschaft, sich zu nennen, für gut befunden; so hat die Welt doch wenigstens einen Gewährsmann, den sie dafür ansehen kann, und der nicht so leicht verschwinden wird, als ein englischer Bouteillenkriecher.

Und was für Gründe haben Sie auch in die Aufrichtigkeit, oder in das Vermögen der Gesellschaft ein Mistrauen zu setzen? Sie hat nicht bloße Versprechungen gethan; die Erfüllung derselben hat schon ihren Anfang genommen. Hören Sie, was die Gesellschaft von ihrem ersten Versuche saget. Nach einer Anrufung an die Mitglieder, heißt es: „Es „erscheinen im gegenwärtigen ersten Stücke „der höhern Weltweisheit, grosse Warheiten „in einer geringen und einfältigen Gestalt. „Dasjenige, womit die größten Köpfe „seit der Wiederherstellung der Wissen„schaften, ja wir dürfen sagen, seit der „Erschaffung der Welt, sich beschäftiget, „und das unter die größte Geheimnisse der „Natur mit Recht gehalten worden, findet „sich hier auf eine simple Art aufgedeckt.“

Schämen Sie sich nun nicht, solche Leute in Verdacht gehabt zu haben? So widersinnig und lächerlich Ihnen auch monadologische Verbesserungen in der Oekonomie und Medicin, in Manufacturen und Künsten u. s. w. vorkommen mögen; so müssen Sie doch solchen Leuten alles zutrauen, die dasjenige, womit sich die größten Köpfe seit Erschaffung der Welt beschäftiget, auf eine simple Art aufzudecken wissen.

Als eine Nebenabsicht setzt sich die Gesellschaft vor, „das zeitliche Glück ihrer Mit„glieder, die sich durch diese Erkenntniß ge„schickt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Ne„benmenschen zu befördern, auf eine oder „andere Art, entweder durch eine so viel „mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder „durch Gelegenheit zu einem sich für sie schi„ckenden Gewerbe, auf einen festen Fuß „zu setzen.“

Nichts wird leichter seyn als dieses, denn die Gesellschaft wird ja alle Gewerbe und Handthierungen, die nur möglich sind, auf einen bessern Fuß setzen, indem ihre theoretische

tische Schriften, wie sie sagt, einen grossen Einfluß, nicht allein auf alle Oeconomie- „Commerz- Cammeral- und Kriegswissen- „schaften, sondern auch auf die natürliche „Gottesgelartheit, Jurisprudenz und Regie- „rungskunst, als welches doch die reelsten „und nützlichsten Wissenschaften auf der Welt „sind, haben sollen.“

- - - - Sapiens operis sic optimus omnis
Est opifex solus, sic rex.

Herr Schade hat sich zu diesem Endzwecke ein Privilegium, eine Buchdruckerey, und eine Zeitungsexpedition ausgebeten, und von jedem Mitgliede beym Eintritte in die Gesellschaft, zur Bestreitung der schweren Kosten, 7 oder 8 Thaler Dänisch Geld bezahlen lassen. Man will versichern, daß die Anzahl der Mitglieder schon auf einige Tausend angewachsen seyn soll. Nun klage man noch ferner über den Verfall der Metaphysik in Deutschland!

Wollen Sie dem Herrn Secretär der Gesellschaft einen Species Dukaten, nebst der Anzeige Ihrer Addresse postfrey übersen-

ben; so können Sie folgende fünf Stücke dafür bekommen:

„1) Nachricht von der Gesellschaft, mit „den Anhängen von 1753 und 1754, nebst „neuen Einrichtung von 1756.

„2) Das erste Stück von der höhern „Weltweisheit, voll tiefsinniger Betrachtun„gen, aus der tiefsten Metaphysik und Na„turkunde.

„3) Das zweyte Stück aus der höhern „Weltweisheit.

„4) Eine umständliche historische Nachricht „vom Anfange, Wachsthum, Hindernissen, „und nunmehrigem Fortgange und Nutzen „dieser, zur Verbesserung der höhern Natur„ und Geisterlehre, errichteten Gesellschaft, „bis aufs 1757ste Jahr.

„5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Na„turlehre, oder zum dritten Stücke der hö„hern Weltweisheit, worinn der wahre Nu„tzen der Monadologie in der Naturlehre „und Chymie gezeiget wird.“

In dem dritten Stücke der höhern Weltweisheit, oder der tiefsten Metaphysik, sollen die

die echten Geheimnisse erst kommen, und dieses Stück soll auch einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft geweyhet seyn. Wir armen Layen werden nichts davon erfahren.

Sie werden bemerkt haben, daß die Gesellschaft alle Künste und Wissenschaften durch die Monadologie zu verbessern verspricht, blos die schönen Wissenschaften ausgenommen, denen sie nicht die geringste Hofnung zu machen scheinet. Ja sie hat, allem Ansehen nach, diesen niedrigen Wissenschaften den völligen Untergang geschworen. In der sehr merkwürdigen Zueignungsschrift, wie sie Herr Sch. nennet, bekommen die blos witzigen und sinnlichen Leuten, denen die hohe Erkenntnisart der Gesellschaft undurchdringlich und unbegreiflich ist, ihre verdiente Abfertigung. „Unser jetziges Jahrhundert, heißt es unter andern, „zeuget einen solchen „Ueberfluß an dergleichen vermeinten schönen „Geistern, daß es, wie in der mehrbemelde„ten historischen Nachricht vom Jahre 1757 „umständlich dargethan worden, sehr zu be-

„fürchten stehet, daß dieselben gar bald die „Welt ganz unvermutet, unter dem Namen „von schönen Wissenschaften, in die tiefste „Barbarey und Unwissenheit hinein stürzen „werde.“

Μάντι κακῶν, — — — — —
Αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστι φίλα φρεσὶ μαντεύεσθαι.
Ἐξθλὸν δ' οὐδὲ τί πω εἶπας ἔπος, οὐδ' ἐτέλεσσας.

Sie können sich leichtlich einbilden, daß diese Verbitterung wider die schönen Wissenschaften, durch die Händel, die Herr Schade mit dem Secretär Dreyer gehabt, aufs höchste gestiegen seyn muß. Nun ist keine Erbarmung mehr zu hoffen. Der böse Dreyer hat die Gesellschaft um die Zeitungen gebracht, in welchen sie ihren Mitgliedern, neben den Staatsneuigkeiten, ihre Entdeckungen und fernern Anstalten hat mittheilen wollen; und Dreyer ist ein schöner Geist!

F.

Neun-

## Neunzigster Brief.

Ich fürchte, ich muß auch etwas vom schönen Geiste weg haben. Sie wissen, daß Leibnitz, Wolf, und Baumgarten mein täglicher Umgang sind, und daß ich die Lehre von den Monaden für die vernünftigste Hypothese in der Metaphysik halte; aber die Schadischen Lehren aus der höhern Weltweisheit sind mir gar zu hoch, gar zu undurchdringlich. Ohne Umschweif! Dem Verfasser dieses ersten Versuchs fehlet meines Erachtens, so viel zum Verbesserer der Monadologie, daß er das Bekannte und Ausgemachte in derselben nicht einmal richtig vorträgt. Man braucht nur das erste das beste Lehrbuch aus der Leibnitzschen Schule aufzuschlagen, um zu sehen, wie wenig Herr Schade von den einfachen Substanzen in dem Sinne des Erfinders philosophirt, wie fehlerhaft seine Erklärungen, wie unbündig seine Beweise, und wie ungereimt die Zusätze sind, mit welcher er die Theorie von den Monaden bereichert hat.

Sie

Sie haben vermuthlich wenig Muße noch Luſt, ſich itzt mit mir in die Subtilitäten der Metaphyſik einzulaſſen, und ich will auch nicht ſehr in Sie dringen. Wenn Sie bey Gelegenheit Ihre Geduld üben wollen, ſo leſen Sie die Schadeſche Schrift ſelber. Mehr brauchen Sie nicht, um überführt zu ſeyn, daß ich nicht für die lange Weile tadle.

Doch ich kann Ihnen dieſes mit wenigern zeigen. Nach einigen Proben von der Denkungsart des Herrn Schade, werden Sie ſich ſchon ungefähr einen Begrif von ſeiner ganzen Philoſophie machen können.

§. 29. Wird behauptet, daß keine Wirkung oder Abſicht (dieſes ſind dem Herrn Verf. gleichbedeutende Worte. S. §. 4.) hervorgebracht werden kann, ohne eine dunkele, klare, oder deutliche Vorſtellung. „Wir „wollen dieſes, heißt es, durch ein fühlba„res Exempel aus der Erfahrung erläutern, „wo nicht gar völlig beweiſen. Es iſt be„kannt, daß in einem verfinſterten Zimmer, „in welchem das Licht durch eine kleine glä„ſerne Linſe, oder ein enges Loch fällt, wel-

ches

„ches man sonst Cameram obscuram nennet, alle „Sachen, von welchen Strahlen oder Wir„kungen des Lichts auf das Glas fallen kön„nen, in einer gewissen Weite von dem „Glase, oder von dem Loche, auf das aller„deutlichste, jedoch umgekehret, vorgestellt „werden, und zwar mit ihren natürlichen „Farben, Bewegungen und übrigen Verhält„nissen. Gesetzt nun, daß in der mittelsten „Monade der Linse nicht alle und jede „Strahlen oder Wirkungen von jedem Punkt „oder Monade der ausserhalb der Cameræ „obscuræ seyenden Sachen zusammen träfen, „und darin concentrirt oder abgebildet, und „in eben derselben Lage vorgestellt würden, „wie sie ausserhalb der Linse in den Sachen „selbst sich befinden; so würden sie gewiß „nicht wieder fortgepflanzt werden können, „mithin sich auch nicht auf der hintersten „Wand präsentiren. Hätte also die mittelste „Monade der Linse, keine Vorstellungskraft „gehabt; so würde sie weder jemalen im „Stande gewesen seyn, alle Strahlen und „darinn enthaltene Wirkungen der äusserlichen

Dinge

„Dinge in sich existiren zu lassen, noch „sich bemühen, eben dieselbe Wirkungen „in den nächst um ihn seyenden Monaden „gleichfalls zur Existenz zu bringen, damit „sie dieselbe in geraden Linien von Monaden „bis an die hinterste Wand des dunckeln Zim„mers fortpflanzen könnten, folglich würde „auch auf solchen Fall keine Repräsentation „oder Vorstellung der äusserlichen Dinge auf „der hintersten Wand erfolgen, sondern eine „vollkommene Finsternis da seyn. Sollen „also alle diese Wirkungen, dergleichen wir „doch alle Tage in den Augen aller lebendigen „Geschöpfe, als welche insgesammt dergleichen verfinsterten Zimmern gleichen, wahrnehmen, erfolgen; so muß nothwendig die „mittelste Monade der Linse in der Camera „obscura und in der kristallnen Feuchtigkeit des „Auges mit einer Vorstellungskraft begabt seyn, „wodurch sie die Wirkungen der äusserlichen „Dinge aufnehmen, und weiter fortpflanzen „können, ob sie gleich derselben nicht bewußt ist.“

Nun diß war das Exempel, welches die Sache erläutern, wo nicht gar beweisen sollte.

sollte. Hat man je eine plumpere Anwendung der Metaphysik auf die Erscheinungen der Natur gesehen? Was für Begriffe! — Und was für einen Vorschmack giebt uns Herr Schade hier, vor seiner durch die Monadologie verbesserten Dioptrik. Lauter kinderleichte und kurze Erklärungen! Kürzer kann man unmöglich wegkommen. Die Lehre von der Strahlenbrechung, vom Brennpunkte der beyden convexen Seiten, und tausend andere Kleinigkeiten, mit welchen sich die größten Köpfe seit Widerherstellung der Wissenschaften, ja man kann sagen, seit Erschaffung der Welt beschäftiget haben, sind nunmehr überflüßig worden. Die höhere Philosophie hat einen kürzern Weg gefunden. In der Mitte der Linse sitzt eine Monade, die die ankommenden Bilder der äussern Gegenständen aufnimt, und weiter besorgt. Die Strahlen versammlen sich nicht durch die Brechung im Brennpunkte, sondern sie gehen in einer geraden Linie den nächsten Weg, von der mittelsten Monade, die sie schon in ein Bild concentrirt hat, bis

auf

auf die hinterſte Wand. O die tiefe grundloſe Weisheit!

Herr Schade beweiſet aus eben dem Exempel noch einen andern Satz, daß nehmlich, die Elemente des Raums (die er, die allerunterſte Claſſe der Monaden nennet, weil ſie wenig Kraft beſitzen, in dem ſie gar nicht zuſammenhängen, ſondern nur auſſereinander nebeneinander ſeyn können) eine Vorſtellungskraft haben müßten. „Denn, ſagt „er, in einer Camera obſcura erfolgen alle „oben beſchriebene Abbildungen eben ſo, wenn „gleich die Strahlen, oder die Wirkung der „Sonne nicht eine gläſerne Linſe, ſondern „nur bloß durch ein kleines Loch gelaſſen wird, „welches nicht geſchehen würde dafern die „mittelſte Monade des Raums im Loche nicht „eben ſo wohl, als die mittelſte Monade der „Linſe eine Vorſtellungskraft hätte.„ Muß man nicht in der Höle des Trophonius geweſen ſeyn, um ſich hier des Lachens enthalten zu können?

Der Beſchluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 20. März. 1760.

### Beschluß des neunzigsten Briefes.

Ich brauche Ihnen beynahe nichts mehr von der Schadischen Philosophie zu sagen, denn sie scheinet in den angeführten Stellen ziemlich durch. Sie haben es gewiß schon gemerkt, daß Herr Schade seinen einfachen Substanzen wirkliche Gegenden plagas, wann Ihnen das deutsche Wort nicht deutlich genug ist, zuschreibet, daß er sie in der Reihe neben einander stellet, um Linien zu formiren. — Ja er nennet sie (§. 14.) die kleinsten Theile des Körpers, und weigert sich gar nicht, ihnen eine örtliche Bewegung beyzulegen. Die Seele selbst, meinet er, (§. 58.) müsse sich mit dem Körper fortbewegen, wie

wir solches in der täglichen Erfahrung sehen. Bey einer solchen Verwirrung, der ersten Begriffe die jedermann von einfachen Substanzen hat, sagt Herr Sch. noch, er lege das alles zum Grunde, was andere vor ihm von der Natur der Monaden bewiesen haben!

Was dünkt Ihnen, wie ein ächter Leibnitzianer folgende Erklärung von der Kraft der Trägheit aufnehmen würde? „Ein jedes einfaches Ding, heißt es (§. 52.) woraus das „universum bestehet, ist mit der Kraft, nach „allen Gegenden gleich stark zu würken, „und seine Bemühung oder Absicht hervorzubringen, versehen. Eine gleich starke Bemühung nach allen Seiten, verursacht ein „Gleichgewicht, oder eine Ruhe. Folglich muß jedes einfache Ding mit einem „Vermögen begabt seyn, an seinem Orte „zu bleiben, und nicht ohne zulänglichen „Trieb sich aus der Ruhe in Bewegung „setzen zu lassen. Dieses Bemühen, in „der Ruhe zu bleiben, ist es, was die „Kraft der Trägheit (vis ineratiæ) genennet wird.“ Wo wird der Leibnitzianer mit

seiner Widerlegung den Anfang machen? So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten! — Und gesetzt, man wollte dem Herrn Sch. alles durch die Finger sehen; so kann man ihm doch unmöglich das verzeihen, daß er mit den einfachen Substanzen so körperlich umgehet, und ihren Bemühungen Gegenden anweiset, die sich einander gegenüber stehen, damit in gewissen Fällen ein Gleichgewicht oder eine Ruhe, und in andern eine Bewegung erfolge, heißt dieses nicht auf eine unverantwortliche Art mit Worten spielen? — Hätte Schade die Schriften der Leibnizianer mit Bedacht gelesen; so hätte er dieses alles nicht nöthig gehabt. Baumgarten zeiget in seiner Metaphysik (§. 416. ganz unverbesserlich, wie die Erscheinung im Zusammengesetzten, die man der Kraft der Trägheit zuschreibt, aus den Wirkungen der einfachen Dinge zu erklären sey.

Wie Herr Schade aber die Totalkörper und Weltgebäude aus Monaden zusammensetzt, mit welchen Monaden er den weiten Raum zwischen den Totalkörpern anfüllet,

wie er die Centralkräfte, und die Bewegung um die Axe, durch die Monaden erklärt; das dürften Sie freilich aus den angeführten Stellen nicht errathen. Habe ich doch alles gelesen, was Schade von dieser Materie schreibt, und weiß Ihnen demnach keinen Begrif davon zu machen? Lesen Sie also immer selber, oder vielmehr, seyn Sie ein Augenzeuge, wie eine Welt entstehet! Eine Menge von Monaden dränget sich um die allerstärkste einfache Substanz, die in der Mitte auf dem Throne sitzt; so entstehet ein Totalkörper! Sie wenden alle eine gleiche Bemühung an, sich dem Mittelpunkte zu nähern; daher wird der Körper kugelrund! Andere einfache Substanzen (vermuthlich die von schlechterer Extraction sind) müssen sich in einer gewissen Entfernung halten, und machen die Atmasphäre aus. Eine gewisse noch schlechtere Gattung von Monaden entfernen sich vom Mittelpunkte so weit sie können, und werden zum Aether. So wird Sie Herr Schade von Weltkörper auf Weltkörper, von System auf System führen,

ren, und Ihnen mit einer ihm gewöhnlichen Deutlichkeit zeigen.

. . . . . Ut his exordia primis
Omnia, & ipse tener mundi concreverit orbis.

Zur Veränderung können Sie auch die äusserste Himmelsluft durchstreichen, und allda einen angenehmen Ort besuchen, den Herr Sch. die Aufhörung der Bewegung der blos leidenden Substanzen, die Scheide, oder äusserste Grenze zwischen der Möglichkeit und Wirklichkeit nennet (§. 83.) Nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie diese Grenze nicht überschreiten, sonst möchten Sie auf einmal aus einem wirklichen Dinge in ein Mögliches verwandelt werden. —

Mehr kann ich Ihnen von den Geheimnissen dieser höhern Weltweisheit nicht verrathen. Vielleicht läßt sich Herr Ph. bewegen, Ihnen ein mehreres davon zu entdeken; er, der ein wahrer Initiat dieser Geheimnisse zu seyn scheinet. Ich begnüge mich für dieses mal, eine nähere Erklärung aufzusuchen, von dem, was Herr Schade

ein blos leidendes ens simplex meynet. — Der Gedanke ist neu, und sollte manchem offenbar mit der Lehre von den Monoden zu streiten scheinen. Lassen Sie uns sehen, wie sich Herr Sch. darüber erkläret!

§. 110. Heißt es: „Nach der generalen „Vorstellungskraft, welche die einfachen Dinge „von der ganzen Welt haben, nach dem „Punkt, wo sie sich darin befinden, aus „welcher auch die vis ineratiæ, oder die Be„mühung nach allen Seiten zu wollen „entstehet, haben die einfachen Dinge kein „speciales, sondern nur ein allgemeines „Wollen, ohne Vorstellung einer besondern „Absicht, oder speciellen Bemühung nach „andern Dingen, eine Absicht mit ihnen zu„gleich auszuführen. Diejenige einfache „Dinge, welche nun diese allgemeine Vor„stellungskraft besitzen, und keine speciale „Absicht sich vorstellen, und derselben gemäß „würken können, sind auch nicht geschickt, „einen Körper zu formiren. Denn, da sie „keine specielle Bemühung haben; so können „sie auch nicht vereiniget werden, um ein „zusam-

„zusammengesetztes Ding auszumachen. —
„— — Diejenige einfachen Dinge, welche
„über die allgemeine Vorstellung des Uni-
„versi sich eine besondere Absicht vorstellen,
„und derselben gemäß wirken können, nennet
„man Simplicia activa, dahingegen diejenige,
„welche nichts mehr als die allgemeine Vor-
„stellungskraft besitzen, Simplicia passiva ge-
„nennet werden. Aus der erstern Art ent-
„stehen die besondern Körper, die Totalkör-
„per und Weltgebäude. Sie sind daher die
„wahre Elemente der Körper; die andere
„Art aber macht den wirklichen Raum aus,
„worinnen sich die Totalkörper und die Sy-
„stemata befinden, und unterhält die Commu-
„nication der Wirkungen in die Ferne. u.
„s. w.“ Ich kann unmöglich ohne Wider-
willen weiter schreiben. Haben sich je in
der Seele eines Träumenden ungereimtere
Begriffe zusammen gefunden? Einfache Dinge,
die eine allgemeine unbestimmte Kraft haben;
eine Bemühung nach allen Seiten zu wol-
len; Ein allgemeines Wollen, ohne eine
besondere Absicht; Substanzen, die für sich

nicht würken, sondern blos die Würkungen anderer in sich aufnehmen, und weiter fortsetzen; Simplicia passiva, die neben einander sind, ohne zusammen zu hängen, und wie Herr Sch. sich in der Folge ausdrückt, gleichsam ein grosses Meer ausmachen, worinnen alle grosse Weltgebäude schwimmen, und in einander würken. — Solche Abentheuer will man der Welt für Weltweisheit verkaufen, dem eigentlichen Wortverstande nach verkaufen!

Z.

## Ein und neunzigster Brief.

Und was hat diese allgemeine Monadengesellschaft mit einer Staatszeitung machen wollen? fragen Sie. Wozu will sie sich mit Staats- und politischen Neuigkeiten bemengen; so lange sie noch die Kriegskunst und Politik nicht durch die Monadologie verbessert hat? — Dieses ist leicht zu beantworten. Herr Schade sagt, die Welt sey itzt so begierig nach politischen Neuigkeiten, daß die Gesellschaft geglaubt hat, ihr bey

dieser Gelegenheit in den gelehrten Artikeln auch manches aus der höhern Weltweisheit beyzubringen. Zudem würde dieses die bequemste Gelegenheit gewesen seyn, die Correspondenz mit den entfernten Mitgliedern zu befördern, und ihnen von den fernern Einrichtungen, Anstalten, und Entdeckungen der Gesellschaft, die schleunigsten Nachrichten mittheilen zu können. Zum Unglück ist die Zeitung in die Hände eines Dreyers gerathen, der sich sich um die Aufname der allgemeinen Gesellschaft nicht sehr zu bekümmern schien. Er schrieb witzige Artikel aus dem Felde der schönen Wissenschaften, und weigerte sich die Weisheit und Tugend befördernden Aufsätze des Herrn Schade einzurücken. Nunmehr, da der Gesellschaft das Zeitungsprivilegium genommen worden, hat Herr Sch. einige von seinen Aufsätzen, der Einleitung in die höhere Weltweisheit angehängt.

In einem derselben verspricht Herr Schade im Namen der Gesellschaft, zum Nutzen des Publici alle zwey Monathe, eine auf das

System der Gesellschaft sich gründende periodische Schrift herauszugeben. In der ersten soll gleich an der Spitze folgende Materie abgehandelt werden. „Die vernünftige Metempsychosis, als das wahre innere der Natur, sowohl in dem Körper- als in dem Geisterreiche. — Diese wichtige Warheit, sagt Herr Sch. ist das einzige Gesetz, worauf die ganze höhere Naturlehre und Chymie, die Verwandelung und natürliche Abänderung der Metalle, nebst dem Ursprung, Fortwachs, und der endlichen Auflösung oder Tod aller und jeden natürlichen Körper zu einem bessern Leben, von dem geringsten Mineralpunkte an, bis zu dem Cherub, in allen Naturreichen eines jeden grossen Weltkörpers, und mit einem Worte, alle Veränderungen in der Natur einzig und allein beruhen.“ Und an einem andern Orte heißt es: „diese Abhandlung von der vernünftigen Seelen- oder Archäenwanderung, ist in der Naturlehre, vornehmlich in der hermetischen, und in der ordentlichen sowohl als höhern Chymie, nicht

„nicht weniger in der natürlichen Gottesge„lehrsamkeit, und allen moralischen Disciplinen von gar grosser Wichtigkeit.“ Sehen Sie, wie sich die Absichten des Herrn Sch. nach und nach offenbaren? Ich betriege mich sehr, oder er gehet mit einer Entdeckung schwanger, die schlechtere Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln. Diese muthmaßliche Absicht des Herrn Sch. streuet ein ganz besonderes Licht auf seine ganze Unternehmung, und nunmehr klärt sich mir verschiedenes in seinen Schriften auf, das mir vorhin ganz unbegreiflich war.

Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Begrif im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l' allemand de Mons. le Docteur Ralph, im französischen her-

herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuſcript an ſeinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geſchickt, es ſey aber demſelben entwendet, und darauf ſo ins Franzöſiſche überſetzt worden, „wie „die Herren Franzoſen gemeiniglich die die „deutſchen Schriften zu überſetzen pflegen.“ Er verwundert ſich über den Herrn von V. daß er ihm einen ſolchen Streich geſpielet, da er, V. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugniſſe ſeiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befreindet es ihn, daß ihm V. den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe ſo gut bekannt ſeyn müßte, als ſein eigener. „Jedoch, ſetzt Herr G. „hinzu, man kann ungefähr die Urſachen des „Neides errathen, ſeitdem ich einer Gnade „gewürdigt worden, von welcher nicht nur „ganz Germanien ſpricht, ſondern die auch „in Frankreich hat bekannt werden müſſen.“ Herr Gottſched, der ſelten Spaß verſtehet, beſorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfaſſer des Candide halten, „und einen

„Unſchul-

„Unschuldigen, wie er sich im Neuesten „ausdrückt, solche groben Irrthümer, und „satyrische Verwegenheit zuschreiben, davon „ihm in seinem Leben nicht geträumet hat.“ Er machte gewaltigen Lerm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man dem Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse; 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl Maj. in Preussen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertraueten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heissen mögen?

Dem

Dem sey wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der der Verf. des Candide seyn könnte. Ich dächte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archaenwanderung, als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

Z.

## N. S.

Ich kann diesen Brief unsers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z. sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetrage-

ungereimten Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das aller unsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl narrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüßig geworden ist, der von den vortreflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so seurrile Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn sieh, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich, in seinem Handbuche der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der narrische Italiäner sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das verlorene Paradies hat unter den „Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht sagen, „sondern nur die Worte eines auch unstreitig gros-

„sen

„sen! französischen Dichters (der aber auch gut „Engländisch verstehe) hieher setzen wollen. — Und nun folgt das atrabilière Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind, Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt „Herr von Voltaire in seinem Optimisme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltaires Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procurante Noble Venitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* & Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candidaten gemacht hat, als Herr Gottscheid weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe, die neueste Literatur betreffend, macht. *

* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

G.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 27. März. 1760.

## Zwey und neunzigster Brief.

Nichts gleichet dem Zorne eines schlechten Schriftstellers, den der Finger der Kritik gerühret hat. Er erhitzt sich, er schnaufet, die Zunge klebt ihm am Gaumen, die Haare stehen ihm zu Berge, er kennet sich selbst nicht mehr, er fähret auf, und schreyet gewaltig.

Quales mugitus, fugit cum saucius Aram
Taurus & incertam excussit Cervice securim.

Sie kennen ihn doch, den Autorstier, der nun schon ein paarmahl freymüthig herausgebrüllet hat, aber seines gewaltigen Schüttelns ohngeachtet, das Beil nicht hat los werden können, welches in der tiefen Wunde sitzt, und immer tiefer drückt, und hindert, daß sie nicht zuheilet. Ihm freilich muß dabey nicht gut zu Muthe seyn, das merkt man wohl, aber das Publicum wird dadurch sehr beluſtiget, und man möchte wohl, wie die Königin im Peter Squenz ausrufen: o lieber D. — brülle noch einmal!

Man sagt im Sprüchworte: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; hie sieht man auch in der gelehrten Welt. Es ist nicht genug, daß ein rascher Kritiker, den Stolz eines armen Schriftstellers demüthiget, und ihn bey der Welt in den Verdacht bringt, daß es mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Schriftstellen schlecht bestellt sey, sondern der gute Autor wird noch dazu von jedermann ausgelacht, wann man die Verlegenheit merkt, worin er sich befindet, die sich durch die blinde Hitze, mit der er sich vertheidiget, nur allzusehr entdecket, zumal, wann er selbst unter seinem Poltern und Toben, hin und wieder die Fehler deutlich merken läßt, wegen welcher er sich vertheidigen will.

Itt habe ich eben einen solchen zornigen Schriftsteller vor mir, und ich sollte fast glauben, es wäre eben unser obiger verwundeter Stier. Verwundet ist er, das merkt man an seinem Stossen und Schlagen, Brummen und Heulen: Denken Sie einmahl wozu er uns, uns, die wir an Sie schreiben, in der Hitze seiner Erbitterung macht! Zu Juden, — ja wirklich zu Juden! Ganz recht! Dann:

Qui mepriſe *Corin* n'eſtime point ſon Roi
Et n'a ſelon *Corin* ni Dieu ni Foi ni Loi.

Da haben Sie die grausame Wundergeschichte! Der Verfasser einer neuen Zeitung, * die, wann ich

* Hamburgische Anzeigen und Urtheile von gelehrten Sachen.

ich mich nicht sehr irre, mit der Schadischen Metaphysikerpedition in Verbindung stehet, hat nach langem Forschen, endlich erfahren, daß wir Juden und Buchhändler sind, weil er aber beydes zugleich doch nicht so recht glauben will; so beweiset er — oder vielmehr, er sagt es uns auf den Kopf zu, daß wir wenigstens Juden seyn müssen, und vom Juden bis zum Buchhändler ist es nach der Rechnung eines beklemmten Autors nicht so gar weit.

Sie erinnern sich doch noch, was unser G. an der Lehrart des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser der Welt kennen zu lernen, aussetzte. * Er sagte: „Wenn ein Vater unter dem Vorwande, „von dem Leichten und Begreiflichen, zu dem „Schwehren fortzugehen, seinem Kinde, Jesum blos „als einen frommen und ganz heiligen Menschen „vorstellen will; so heißt dis mit einem Worte, „sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis „es die orthodoxe Lehre fassen kann. Unpartheische Kunstrichter haben angemerkt, daß diese in der That sehr natürliche Anmerckung, den Freunden der Religion angenehm seyn werde. Aber geben Sie Acht was unser ungenannter Widersacher sagt. „Wer könnte wohl eine so vernünftige „Unterweisung in den Lehren des Christenthums „misbilligen, er müßte denn ein Jude oder ein „verdeckter Freygeist seyn.“ Wer? fragt der Herr, könnte eine solche Unterweisung misbilligen. Wer? —

 „Ich

* Siehe dieser Briefe dritten Theil S. 58. 59.

„Ich bin dieser Herr! mich hat Herr G. ausrufen, „und gewiß kein Jude, sondern selbst zum Glück „vor den Augsburger, ein sehr aufgeklärt denkender „Christ, denn wenn ich ein Jude wäre; so würde „es lustig seyn, wenn mein Buch die Ueberschrift „hätte:

„Der Fürstliche Damm Jude, vertheidiget „seinen armen Brüder Juden, gegen den „Herrn Superintendent Cramer in Copenhagen.

Doch ich will Ihnen das ganze Mährchen beylegen: Einige Anmerkungen, die ich an den Rand geschrieben habe, können einigermassen dienen, zu beurtheilen, wer wenig die aufrichtige Hitze des V. ihm zugestehen hat, bedenkliger wenigstens zu überdenken, dessen er mich gern beschuldigen wollte. Ich sind nur nur in keine Weitläuftigkeiten einlassen, denn mit solcher Hitze ist einer ordentlichen Wiederlegung nicht gedient, da er bey Vernünftigen gewiß verschwindet, als dem Augustus selbst schaden kann. Wenigstes möchte ich von seinem Nutzen für denselben sagen, wenn er schwatzt, ehe er etwas wider die Freyheit der neuesten Literatur beurtheilend, niederschreibt, nach Hermanns Vermuthung Verzeihe, die Zeiten nun 1 bis 2 Jahrhunderte wollte.

Re.

## Hamburg.

Wir sind unsern Lesern eine Nachricht von dem „Urtheil schuldig, das in der Streitsache über die „neueste Literatur, und zum

„zum

[illegible] Ende [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

Man sagt im Sprüchworte: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; die sieht man auch in der gelehrten Welt. Es ist nicht genug, daß ein rascher Kritiker, den Stolz eines armen Schriftstellers demüthiget, und ihn bey der Welt in den Verdacht bringt, daß es mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Schriftstellen schlecht bestellt sey, sondern der gute Autor wird noch dazu von jedermann ausgelacht, wann man die Verlegenheit merkt, worin er sich befindet, die sich durch die blinde Hitze, mit der er sich vertheidiget, nur allzusehr entdecket, zumal, wann er selbst unter seinem Poltern und Toben, hin und wieder die Fehler deutlich merken läßt, wegen welcher er sich vertheidigen will.

Izt habe ich eben einen solchen zornigen Schriftsteller vor mir, und ich sollte fast glauben, es wäre eben unser obiger verwundeter Stier. Verwundet ist er, das merkt man an seinem Stossen und Schlagen, Brummen und Heulen: Denken Sie einmahl wozu er uns, uns, die wir an Sie schreiben, in der Hitze seiner Erbitterung macht! Zu Juden, — ja wirklich zu Juden! Ganz recht! Dann:

Qui mepriſe *Corin* n'eſtime point ſon Roi
Et n'a ſelon *Corin* ni Dieu ni Foi ni Loi.

Da haben Sie die grausame Wundergeschichte! Der Verfasser einer neuen Zeitung, * die, wann ich

* Hamburgische Anzeigen und Urtheile von gelehrten Sachen.

ich mich nicht sehr irre, mit der Schadischen Metaphysikexpedition in Verbindung stehet, hat nach langem Forschen, endlich erfahren, daß wir Juden und Buchhändler sind, weil er aber beydes zugleich doch nicht so recht glauben will; so beweiset er — oder vielmehr, er sagt es uns auf den Kopf zu, daß wir wenigstens Juden seyn müssen, und vom Juden bis zum Buchhändler ist es nach der Rechnung eines beklemmten Autors nicht so gar weit.

Sie erinnern sich doch noch, was unser G. an der Lehrart des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser der Welt kennen zu lernen, aussetzte.* Er sagte: „Wenn ein Vater unter dem Vorwande, „von dem Leichten und Begreiflichen, zu dem „Schwehren fortzugehen, seinem Kinde, Jesum blos „als einen frommen und ganz heiligen Menschen „vorstellen will; so heißt dis mit einem Worte, „sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis „es die orthodoxe Lehre fassen kann. Unpartheische Kunstrichter haben angemerkt, daß diese in der That sehr natürliche Anmerckung, den Freunden der Religion angenehm seyn werde. Aber geben Sie Acht was unser ungenannter Widersacher sagt. „Wer könnte wohl eine so vernünftige „Unterweisung in den Lehren des Christenthums „misbilligen, er müßte denn ein Jude oder ein „verdeckter Freygeist seyn." Wer? fragt der Herr, könnte eine solche Unterweisung misbilligen. Wer? —

 „Ich

* Siehe dieser Briefe dritten Theil S. 58. 59.

„Ich bin dieser Wer! wird Herr G. ausrufen, „und gewiß kein Jude, sondern selbst zum Glück „vor den Aufseher, ein sehr orthodox denkender „Christ, denn wenn ich ein Jude wäre; so würde „es lustig seyn, wenn mein Brief die Ueberschrift „hätte:

„Die Göttliche Natur Jesu, vertheidiget „von einem Berliner Juden, gegen den „Herrn Hofprediger Cramer in Copenhagen.

Doch ich will Ihnen das ganze Blättchen beylegen: Einige Anmerkungen, die ich an den Rand geschrieben habe, können einigermassen dienen, zu bemerken, wie wenig die entbrannte Hitze des V. ihm zugelassen hat, dasjenige wenigstens zu überdenken, dessen er uns gern beschuldigen wollte. Sie sind mir nur so beym Abschreiben entfahren, dann ein solcher Angrif ist einer ordentlichen Wiederlegung nicht werth, da er bey Vernünftigen gewiß niemanden, als dem Angreifer selbst schaden kann. Vielleicht würde es von gutem Nutzen für denselben seyn, wenn er iederzeit, ehe er etwas wider die Briefe die neueste Litteratur betreffend, niederschriebe, nach Herrmann Bremens Beyspiele, die Zahlen von 1 bis 24 hersagen wollte.

Re.

## Hamburg.

Wir sind unsern Lesern eine Nachricht von dem „Urtheil schuldig, das in den Briefen über die „neueste Litteratur, und zwar im dritten Theile

„von

„von dem ersten Bande des Nordischen Aufsehers, „gefället ist. Herr Cramer thut demselben zu viel „Ehre an, wenn er es eine Critik nennet. Es ist viel „mehr ein Muster, wie man alle Griffe und Künste „der unredlichsten Verläumdung anzubringen habe, „wenn man dem Publico eine schöne Schrift aus den „Händen schwatzen will. a Kaum hatten wir in der „Nachricht von unsern Anzeigen erkläret, daß unsere „Absicht auch dahin gienge, den Schriften, von wel„chen aus merklicher Partheylichkeit zu viel Gutes, „oder zu viel Böses gesagt wäre, Gerechtigkeit wie„derfahren zu lassen; so erhielten wir ein Schreiben, „worin der Nordische Aufseher gegen die oben genann„ten Briefe vertheidigt wird. Wir würden es ganz „einrücken, wenn wir nicht zweifelten, daß es mit „einigen darin befindlichen Anekdoten seine Richtig„keit hätte. Es wird uns nehmlich darin gemeldet, „daß die vier ersten Bände der Bibliothek der schö„nen Wissenschaften, und diese Briefe über die Litte„ratur einerley Verfasser hätten, daß an der Spitze „dieser Leute, ein Berliner Jude und ein Buchhänd„ler stünden, und daß ein sehr niedriger Bewegungs„grund sie aufgebracht habe, den Aufseher, als ein „höchst schlechtes Werk b) herunter zu setzen. Jemand



a) Wir haben den Aufseher keinem Leser auf den Händen schwatzen wollen, wir haben ihm vielmehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber wir haben auch ohne Umstände gesagt, was uns davon mißfällt.

b) Wir haben den Aufseher nie vor ein höchstschlechtes Werk ausgegeben, ob wir ihn gleich nicht gelobt haben, wie ein Klecm

„sehen, wenn auch besonders das letztere nicht gegrün-
„det seyn sollte; so werden die Verfasser der Briefe
„nicht dabey gewinnen. Es bleibt sodann nichts als
„ein unendlich mehr hassenswürdiger Grund übrig,
„aus welchen sich die haßhaftesten Verdrehungen, der
„in dem Nordischen Aufseher befindlichen Stellen,
„und die mit einem entscheidenden Tone, und der
„ungezogensten Art vorgebrachten Schmähungen her-
„leiten lassen. Von beyden wollen wir aus dem
„Briefe unsers Freundes, den wir mit beyden Schrif-
„ten sorgfältig verglichen haben, ein paar Exempel
„zum Beweise hersetzen. Denn alles anzuführen,
„würde für unsere Blätter zu weitläuftig seyn. Wir
„versichern aber, und wollen, wenn wir dazu genö-
„thigt worden sollten, es umständlicher darthun, c)
„daß alles übrige, was wir übergehen müssen, von
„gleichem Schlage sey. Man weiß, daß der Aufse-
„her sich besonders angelegen seyn lasse, zu zeigen,
„wie man Kinder, besonders junge und zarte Kinder,
„in den Wahrheiten der natürlichen und geoffenbarten
„Religion unterweisen müsse. Er will, daß man da-
„bey von dem Leichten und Begreiflichen, zu dem
„Schwerern fortgehe. Er räth an, ehe man solchen
„Kindern die geheimnißvollen Lehren von der persön-
„lichen

r) Gänzer seinen Patron suche, hiezu gehöret nichts als die
wahre deutsche Freyheit, seine Meynung ohne Umschweif
zu sagen; niedrige Bewegungsgründe bey jemanden zu
vermuthen, dessen Betragen gar keines geheimen Bewe-
gungsgrundes bedarf, setzt eine Denkungsart voraus, die
man wenigstens nicht erhabener nennen kann.

c) Dienstliche Bitte an den V. dieses doch fein bald zu thun.

„lichen Vereinigung der beyden Naturen in Christo,
„und von seiner Genugthuung bekannt mache; so
„sollte man sie Jesum, als einen Mann von Unschuld
„und menschenfreundlicher Gesinnung, und wohlthä-
„tiger Geschäftigkeit, zugleich als einen göttlichen
„Lehrer und Wundenthäter kennen lernen, damit sie
„dadurch zuerst eine Hochachtung gegen seine Person
„gewinnen, und hernach den Aussprüchen desselben
„von seiner göttlichen Hoheit, und von dem Haupt-
„zweck seiner Offenbarung im Fleische, einen desto
„ehrerbietigern Glauben geben möchten. Dies nen-
„nen die Herren S. 58. den Begrif von dem Erlöser
„nicht erleichtern, sondern aufheben, die Kinder
„zu wahren Socinianern machen. Sie erlauben
„sich nehmlich dabey die Verdrehung, als ob der Auf-
„seher den Kindern eingeschärft wissen wollte, Jesus
„sey nichts mehr als ein blosser mensch gewesen.
„wir bieten alle diejenigen auf, die noch die geringste
„Empfindung von Ehrlichkeit d) haben, sich auf
„ein Exempel einer Verdrehung zu besinnen, welches



„hämi-

d) Ich biete einen jeden auf, der noch die geringste Empfindung von Vernunft hat, mir zu sagen: Wann ein Socinianer anders ein solcher ist, der Christum für einen blossen Menschen hält, und jemand lehret ein Kind, (S. den Aufseher S. 457.) „daß es nur zween ganz gute „und vortrefliche Menschen gegeben habe, den ersten Menschen Adam der es nicht geblieben, sondern zum Ungehorsam verführet worden sey, und einen andern Jesum „Christum der seine moralische Güte und Vortreflichkeit „allezeit behalten habe;„ ob es eine Verdrehung sey, wann man saget: dieser Satz sey Socinianisch, und mache also das Kind das diesen Satz glauben soll, zu einem Socinianer.

„hämischer wäre, als diese. Und wie müssen diese „Herren nicht beschämt werden, c) wenn sie in dem „zweyten Bande des Aufsehers lesen, wie er es an„greife, auch Lindern, von Christo, als dem Erlö„ser, einen deutlichen und würdigen Begrif zu ma„chen. Wer könnte auch wohl eine so vernünftige Un„terweisung in den Lehren des Christenthums mißbil„ligen, es müßte denn ein Jude, oder ein verdeckter „Freygeist seyn, dem sein Gewissen sagt, wie viel die „christliche Religion damit gewinne, wenn alle, die „sich zu derselben bekennen, von der göttlichen Sen„dung Jesu und seinem erhabenen Charakter, eine „starke Ueberzeugung haben, und der aus Liebe zu sei„nem Irrthum, oder aus einem heimlichen Haß ge„gen das Christenthum, einen solchen Unterricht, „gerne in übeln Ruf bringen will. S. 65. f. suchen „sie die Orthodoxie des Aufsehers verdächtig zu ma„chen, und ihn zu beschuldigen, als ob er sich die „Miene der neumodischen Orthodoxie gäbe, die es „für gleichgültig hält, wie man über diese oder jene „Wahrheiten der Religion denke. Und das soll in „dem 11. Stück des ersten Bandes geschehen seyn, „wo der Aufseher beweiset, daß man ohne Religion, „kein rechtschaffener Mann seyn könne. f) Der Ein„fältigste

c) Gar nicht, dann wir wissen es ja schon, daß der Aufseher seinen Lehrling nur so lange hat einen Socinianer wollen seyn lassen, bis er die orthodoxe Lehre fassen könnte. Ob aber dieser Art ein Geheimniß beyzubringen, anzurathen sey, darüber mögen unsere Theologen urtheilen.

f) Herr G. hat hiebey nur gesagt, daß solche enthusiastische Sätze

„fältigste siehet, daß dieser Satz der so genannten neu„modischen Orthodoxie gerade entgegen gesetzt sey. „Aber wie oft siehet der einfältigste Verstand etwas, „was das schlechte Herz nicht sehen will! Auch haben „die Briefsteller nicht für gut gefunden zu sagen, wie „solches auf die Rechtgläubigkeit des Aufsehers ei„nen Verdacht werfen könne. Zum Beweise, wie un„gezogen sie sind, und wie gut sie sich auf das Schmä„hen verstehen, wollen wir ihr Urtheil über Cramern „als Dichter hersetzen: g) Cramer ist ein vortref„licher

N 5

Sätze einen feinen Deckmantel für einen neumodischen Orthodoxen abgeben könne. Inzwischen hat er auch deutlich gezeigt, daß der Aufseher diesen Satz durch offenbare Trugschlüsse hat behaupten wollen.

g) Das ist doch auch wohl nicht eins von den Urtheilen, die des Herrn B. Meynung nach, nur ein Jude oder ein verdeckter Freygeist fällen kann. Inzwischen macht hier der B. der Hrn. G. so viel Verdrehungen aufbürden will, gewiß die allerunverschämteste Verdrehung, er wirft den Perioden herum, und läßt das Nothwendigste weg, bis ein ganz anderer Verstand heraus kommt. Hr. G. schreibt folgendermassen: (3ten B. S. 97.) „Herr Cramer ist der vortreflichste „Versificateur, dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber „sein poetisches Genie, wann man ihm überhaupt noch ein „poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das „haben wir oft beyde bedauret. Wer eine oder zwey von „seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich „alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, „und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber „auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch „die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so son„derbaren Ganzen macht.“ Nun wird man urtheilen können, ob die Benennung eines Versificateurs anzeigen soll, daß man Cramern etwa für nichts als einen bloßen Reimer halte.

„licher Versificateur, der eine beneidenswürdige „Leichtigkeit zu reimen hat; daß aber sein poeti„sches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein „poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig „ist, das haben wir beyde oft bedauert. Wer eine „oder zwey von seinen so genannten Oden gele„sen hat, der hat sie alle gelesen. Sein Feuer ist „ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen „der Ausrufung und Frage, blos in die Augen „leuchtet. Wer das den Herren nicht zuglauben will, „dem können wir nicht helfen. Gesagt haben sie alle „diese unverschämten Machtsprüche. S. 97. 98. Bey „Gelegenheit eines Liedes auf die Auferstehung Chri„sti im ersten Bande des Aufsehers St. 16. welches „sie Klopstock zuschreiben, sagen sie: Es ist, wie des „Herrn Klopstocks Lieder alle sind, so voller Em„pfindung, daß man oft gar nichts dabey empfin„der. Es kömmt uns das letztere Urtheil so vor, als „ob jemand von Leßings schönen Fabeln urtheilen „wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwi„ßig

halte. Der Verfasser des Essay on the Writings of Pope hat ein grosses Buch geschrieben, um zu beweisen, daß Pope nichts als ein Versificateur sey. Die besten französischen Kunstrichter behaupten, daß Boileau ein blosser Versificateur sey. Wer hat sich aber träumen lassen, dieses für eine Schmähung auszugeben. Hr. Cramer kann sich unmöglich geschmähet glauben, wann man ihn mit Boileau und Pope in eine Classe setzet. Daß im übrigen in Absicht auf die Oden des Hrn. Cramers auch Kenner unserer Meinung seyn, kann unter andern das sehr bedeutende Stillschweigen, eines Ramlers in seiner Einleitung in die schönen Wissenschaften, bezeugen.

„hig darüber würden. Das wäre leicht gesagt. Aber „wer würde nicht einen Menschen, der aus Dumheit „so urtheilte, bedauren, daß sein Geschmack so sehr „verwarloset wäre, oder, wenn ihm die Bosheit ein „solches Urtheil dictiret hätte, ihn verabscheuen. So „viel mag genug seyn. Wir haben es für nöthig er„achtet, diesen plumpen Angrif, den zween der gröss„ten Schriftsteller unsrer Nation erfahren müssen, ins „Licht zu setzen, nicht um des eigentlichen Publici wil„len, welches urtheilen kann, sondern um der Leser „willen, bey welchen die Regel, calumniari audacter, „allemal gut angebracht ist, und die schwach genug „sind, das Urtheil dieser Leute für die Stimme der „Nation zu halten. Zumal, da die Erwartung unsers „auswärtigen Freundes erfüllet ist, daß weder Cra„mer noch Klopstock, sich so weit herabgelassen ha„ben, darüber zu zürnen, oder auch nur die geringste „Empfindlichkeit zu zeigen. h) Wir hoffen, sie wer„den sich ferner nach der Regel richten, die sie im „Nordischen Aufseher B. 1. No. 49. in dem vortrefli„chen Stücke vom Publiko allen guten Schriftstellern „geben, und welche besonders Klopstock mit einer be„wundernswürdigen Großmuth bisher beobachtet „hat: i) Hat ein Scribent das Glück, zu seiner „Zeit

h) Wie wäre es möglich, daß Leute von der Einsicht eines Cramers oder Klopstocks zürnen oder empfindlich werden könnten, weil man an ihren Schriften etwas auszusetzen findet. Leute von kriechender Denkungsart pflegen dieses sehr leicht zu thun, aber kein vernünftiger Mann.

i) Diese Stelle schickt sich ohnerachtet der Einschiebsel des V. ganz

„Zeit zu schreiben, da da der Geschmack seiner „Nation (wir setzen hinzu, oder eines Theils seiner „Nation) schon völlig ausgebildet ist; so hat er „blos zu einigen niederträchtigen Angriffen still „zu schweigen, die nur deswegen auf ihn ge„schehen, weil er noch nicht tod ist. Denn wenn „er auch menschlich genug wäre, sogar diejenigen „nicht zu verachten, die so stolz sind, daß sie ihre „Ausspräche über Sachen, die sie gar nicht beur„theilen können, für nöthig halten, (oder die so „hämisch sind, ihn wider ihre eigene Absichten zu ver„läumden) welchen Nutzen würde es haben, wenn „er sein Stillschweigen bräche!“

ganz im geringsten nicht hieher. Denn der Geschmack unserer Nation und selbst des größten Theils unserer Nation ist nichts weniger als völlig ausgebildet. Wir haben zwar offenherzig und ohne Schmeicheley, aber niemals niederträchtig angegriffen; wir haben auch niemand angegriffen weil er noch nicht todt ist; wir sind nicht stolz genug unsere Ausspräche für nöthig zu halten; aber wir sind uns auch bewußt, daß wir bloß von Sachen urtheilen, die wir zu beurtheilen im Stande sind. Eine Probe davon, im kleinen, mag seyn, daß wir das Einschiebsel, oder die so hämisch sind ihn wider ihre eigene Absichten zu verläumden, unbeurtheilet lassen, weil wir wirklich nicht verstehen, was der V. mit diesem Non sense sagen will.

# Briefe, die Neueste Litteratur betreffend.

VIter Theil.

Berlin, 1760.
Bey Friedrich Nicolai.

# Inhalt der Briefe des sechsten Theils.


Zwey und neunzigster Brief. Von des Herrn P. Sulzers Abhandlung vom Genie in der *Historie de l'Academie des sciences & belles Lettres Année* 1757. S. 211.

Drey und neunzigster Brief. Von eines Ungenannten, Abhandlung vom Genie in des zweyten Bandes ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. S. 225.

Vier und neunzigster Brief. Von Herrn Merians Vergleichung zweyer psychologischer Grundsätze. Von des Herrn v. Premontval Theologie vom Wesen oder Kette von Ideen, vom Wesen bis zu Gott. Beyspiel der sonderbaren Schreibart dieses Schriftstellers. S. 229.

Fünf und neunzigster Brief. Von dem seltsamen universitätshaftigen Ton, in der Jenaischen philosophischen Bibliothek. S. 241.

Sechs und neunzigster Brief. Nachricht, daß der Verfasser der poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift, in der Jenaischen Bibliothek zu einem Dichter der ersten Größe erhoben worden. Imgleichen daß ein jenaischer Magister den Candide sehr gründlich nach den Regeln der Schule widerlegt habe. S. 246.

Sieben und neuzigster Brief. Von Herrn Prof. Meyers Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns. S. 250.

Acht und neunzigster Brief. Nachricht von der achten Ausgabe der Poesies diverses. S. 257.

Neun und neunzigster Brief. Von der Imitation de Lucrece sur les vaines terreurs de la mort & les frangeurs d'une autre vie. S. 263.

Hunderter Brief. Ueber das Gedicht an Maupertuis daß die Vorsehung sich nur um die Art, und nicht um die einzelne Dinge bekümmere. S. 273.

Hundert und erster Brief. Vertheidigung einiger Ausdrücke eben dieses Gedichts gegen einige falsche Auslegungen die davon gemacht werden könnten. S. 276.

Hundert und zweyter Brief. Von des Herrn Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben. S. 289.

Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichsten Versificateur genennet hat. S. 297.

Hundert und vierter Brief. Von Herrn Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel

Worte

Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weitschweifige Reden aufzuschwellen.
Hundert und fünfter Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Stil des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. S. 305.
Hundert und sechster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne, und der Basedowischen Vertheidigung. S. 313.
Hundert und siebender Brief. Wie der Aufseher wol auf diesen Satz möge gekommen seyn. S. 321.
Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen. S. 343.
Hundert und neunter Brief. Daß diese Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athenienſern, noch durch die, welcher er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden. S. 347.
Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht. S. 353.
Hundert und eilfter Brief. Von Herrn Klopstocks Einrichtung der Arten, von Gott zu denken, und von dessen Bildern, von welchen beiden der Verfasser wenig hält. S. 359.
Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstechers Kaucke irrlichtenden anonymischen Briefe. S. 373.
Hundert und dreyzehnter Brief. Anpreisung der Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums. S. 379.
Hundert und vierzehnter Brief. Von Herrn Knotzens allgemeiner Künstlergeschichte. S. 384.
S. 402.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

Sechster Theil.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 3. April. 1760.

### Zwey und neunzigster Brief.

Ich glaube nicht, daß die Alten ein Wort gehabt haben, das auszudrücken, was wir itzt Genie nennen. Ihre Schriftsteller schweigen gänzlich von dieser Eigenschaft des Geistes, die unsere Kunstrichter beständig im Munde führen, und unsere Weltweisen nun auch endlich zu untersuchen anfangen. Es muß jenen also blos an dem Worte gefehlt haben, dadurch ein abstrakter Begrif, ein Gegenstand der Untersuchung werden kann; denn von der Eigenschaft selbst haben sie, wo nicht mehr besessen, doch gewiß mehr gezeigt als wir. Der Schluß ist seltsam, den einige Schriftsteller von dem Mangel gewisser Worte bey einer Nation, auf die Abwesenheit, der dadurch ausgedrückten Begriffe

machen wollen. Mich dünkt, man finde Precieux, Ennuyeux, und Cocquetten genug in Deutschland, ob wir gleich kein Wort haben, diese Charaktere auszudrücken. Muralt, * der uns Glück wünscht, daß uns diese Laster unbekannt zu seyn scheinen, müßte uns von der andern Seite bedauern, weil wir auch zu Genie kein deutsches Wort haben.

Und dieses ist wirklich Schade; denn wenn das Wort Genie, vor einiger Zeit in Deutschland bekannt gewesen wäre, zu welchen schönen Untersuchungen hätte es nicht unserm grossen Wolf, in der Seelenlehre Anlas gegeben! Baumgarten handelt zwar in seiner Metaphysik vom Genie, allein mit der ihm gewöhnlichen Kürze. — Ausser ihm hat meines Wissens, niemand als Dubos und Trublet, von dieser Materie geschrieben. Jener kritischer, und dieser mit mehr Witz, aber keiner von beyden philosophisch genug. Ich habe mich gefreuet, letzthin zwo Abhandlungen, über das Genie von deutschen Schriftstellern

* Lettres sur les Anglois & sur les françois.

stellern zu finden. Eine von dem Herrn Pr. Sulzer, * und die zwote von einem ungenannten Verfasser, ** der uns noch eine Fortsetzung verspricht. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den wichtigsten Anmerkungen aus diesen Aufsätzen unterhalte;

Herr Sulzer legt die Namenerklärung des Abts Dubos zum Grunde. „Genie, spricht „dieser, nennet man das Geschicke (l' aptitude) „das ein Mensch von der Natur empfange, „gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, „die von andern Menschen, wenn sie sich „auch noch so viel Mühe geben, nicht an„ders, als schlecht verrichtet werden können.“ Man kann mit dieser Erklärung so ziemlich zufrieden seyn, dünkt mich. Jedoch wäre zu wünschen, daß man die gewisse Dinge näher bestimmen könnte, die das Genie soll leicht und gut verrichten können, denn es giebt Verrichtungen des Körpers, die ein



* Histoire de l'Academie royale des sciences & des belles lettres. Année 1757.

** Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. 2 B. St. 1.

solches Geschick, als Dubos beschreibt, voraussetzen, und dennoch allzugeringschätzig sind, als daß sie dem Genie sollten zugeschrieben werden. Die Erklärung des Herrn Pr. Sulzers, kömmt einer Sacherklärung näher, und ist zugleich anpassender. „Das „Genie, sagt er, bestehet vornehmlich in dem „Vermögen, sich aller erkennenden Seelen„kräften mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit „bedienen zu können.“ Es ist keine besondere Fähigkeit der Seele, heißt es an einem andern Orte, sondern eine allgemeine Bereitschaft (disposition); gewissermassen eben dasselbe, in Ansehung der erkennenden Seelenvermögen, was das sittliche Temperament in Ansehung der Begehrungsvermögen ist. — — Dieser Gedanke kömt der Baumgartischen Erklärung ziemlich nahe. „Ein jedes Begehrungsvermögen in uns, sagt dieser Weltweise, * ist eingeschränkt, daher kom„men ihm gewisse und bestimmliche Schran„ken zu. Vergleicht man also die erkennende „Vermögen mit einander; so muß ein Ver„hält-

* Metaph. §. 648.

„hältniß und eine bestimmte Proportion zwi„schen ihnen Statt finden, vermöge welcher „eines gröſſer oder kleiner ist, als das an„dere. Diese bestimmte Proportion der er„kennenden Seelenkräfte in einem Menschen, „nennet man ingenium latus dictum, oder „wie es Herr B. verdeutscht, Kopf, Ge„müthsfähigkeit.“ Das, was man vorzugsweise Genie nennet, könnte nach dieser Erklärung heissen, eine solche Proportion der erkennenden Seelenvermögen, die dazu übereinstimmen, den Menschen, der sie besitzet, zu gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt zu machen.

Jedoch lassen Sie uns mit dem Erklären so lange inne halten, bis wir die wesentliche Stücke kennen, die zum Genie erfordert werden. Herr S. hat sich bemühet, sie auseinander zu setzen. Das erste, was man bey einem Genie bemerkt, ist die lebhafte Würksamkeit des Geistes, vivida vis animi, wie sie Lucrez beschreibet. Diese nennet Herr S. die Grundlage des Genies, die eine unmittelbare Wirkung eines höhern

Grades der Vorstellungskraft ist. Eine Vorstellungskraft, ist ein Bestreben nach neuen Begriffen, und ein höherer Grad der Kraft macht das Bestreben lebhafter, feuriger und wirksamer.

Diese Wirksamkeit der innern Kraft, erzeuget eine Lust und anspornende Begierde zu solchen Gegenständen, die ihr zusagen; das heißt, die dem Tempermente ihrer Fähigkeiten, die beste Nahrung, und den glücklichsten Fortgang versprechen. Man nennet dieses, Lust zu einer Sache haben. Die unwiderstehliche Lust ist das erste Merkmal, dadurch sich das Genie zu erkennen giebt, und bey ausserordentlichen Genies, pflegt sie bis zur Leidenschaft anzuwachsen. Alsdenn kann sie nichts von ihrem Vorsatze abhalten. Sie übersteigen alle Schwierigkeiten, die sich ihnen darbieten, und werden ohne die geringste Aufmunterung in der Kunst oder Wissenschaft vortreflich, die ihre Zueignung gewonnen hat.

Indessen sagt Herr S. ist diese Lust zu einer Sache, zwar die erste Wirkung des

Genis,

Genies, aber nicht das Genie selbst. Man kennet mittelmäßige Künstler und Schriftsteller, die in ihr Metier bis zur Leidenschaft verliebt sind. Es hat ihnen also nicht an Lust, und dennoch an Genie gefehlt. Welche Eigenschaften müssen also zur Lust hinzukommen, um ein Genie auszumachen? — Erstlich, Witz und Scharfsinnigkeit, oder das Vermögen, an den Gegenständen eine grosse Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blick zu übersehen, und ihre Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden. — Daß dieses eine nothwendige Eigenschaft des Genies sey, werden Sie dem Herrn S. ohne Beweis zugeben. — Zweytens, eine gründliche Beurtheilungskraft, um die Wichtigkeit der Verhältnisse schätzen zu können, und diejenige zu wählen, die am sichersten, bequemsten und angenehmsten zum Zwecke leiten. Nur durch diese Eigenschaft kann man zu dem hohen Grade der Kunst, zur edlen Einfalt gelangen, die alles Ueberflüßige verwirft, und durch die kleinste Mittel die größte Endzwecke erreicht.

Die dritte Eigenschaft, die Herr S. zu einem Genie erfordert, ist die Besonnenheit, oder Gegenwart des Geistes, (contenance, ou presence d'esprit), welche die Seele in der größten Erhitzung der Einbildungskraft, bey der Freyheit erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihn beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen übersehen zu können. „Ein lebhafter Kopf, sagt Herr S. „dem diese Eigenschaft fehlet, wird von den „Mitteln seine Absicht zu erhalten, die sich „ihm am ersten darbieten, allzustark gerühret. Er überläßt sich ihnen mit der größten Hitze, und denket nicht daran, daß es „sichere und leichtere Mittel geben könne. „Mit aller möglichen Scharfsinnigkeit und „Beurtheilungskraft, kann man auf solche „Weise die größten Fehler begehen. Indem „man eine Idee allzufeurig verfolgt, läßt „man sich verschiedene andere entwischen, „und bringet sich selbst um den Vortheil, „den Werth der Ideen gegen einander abzuwägen zu können. Nun sind ordentlicherweise in jeder anhaltenden Unternehmung „viele

„viele Dinge zu betrachten, eine grosse An„zahl von Mitteln in Erwegung zu ziehen, „die alle zu eben demselben Endzwecke füh„ren, deren einige sich selbst anbieten, andere „aber nicht anders als durch emsiges Nach„suchen gefunden werden; und sehr oft sind „die letztern die besten. So wie der Mah„ler denselben Ausdruck auf unendlich ver„schiedene Weise geben kann, indem er die „Haltung, die Gesichtszüge, oder die Gebär„den verändert, eben also kann der Dichter „und Redner denselben Gedanken auf vie„lerley Art ausdrücken. — — Es gehört also „Gemüthsstille und Besonnenheit dazu, alle „mögliche Wege ausfündig zu machen, und „den besten zu wählen.“ Man kann hinzu thun, daß ein Künstler öfters die besten Mittel gewählt haben, und dennoch ohne Hülfe dieser wichtigen Eigenschaft sehr mittelmäßig bleiben kann. Entweder, er wird von dem Feuer der Einbildungskraft so sehr überwältigt, daß er sich die Mittel lebhafter vorstellet, als die Absicht, und daher bey jedem Schritt in Gefahr kömmt, sein Ziel

aus den Augen zu verlieren; oder er wird seine Kräfte nicht gehörig auszusparen wissen, und sie bey einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, daß wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden. Mit einem Worte, das Genie muß Meister über seine Begeisterung seyn, die Vernunft muß in dem Temperamente seiner Fähigkeiten, oben an sitzen, und im Sturme der Leidenschaften selbst, das Steuer nicht verlieren. Akenside hat diese Eigenschaft eines grossen Genies vortreflich ausgedrückt. *

When lightning fires
The arch of heav'n, and thunders rock the ground;
When furious whirlwinds rend the howling air,
And ocean, groaning from his lowest bed,
Heaves his tempestuous billows to the sky;
*Amid the mighty uproar*, while below
The nations tremble, *Shakespear looks abroad*
From some high cliff, *superior*, *and enjoys*
*The elemental war.*

Diese Eigenschaft ist es, dünkt mich, dadurch das Genie zum Erhabenen fähig wird; denn alles,

* The Pleasures of Imagination. Book III. v. 550.

alles, was es in dieser Disposition des Gemüths hervorbringt, wird der Charakter der stillen Majestät an sich haben, die uns als ein Merkmal einer ausnehmenden Vollkommenheit in Bewunderung setzet. Ein Mensch, der die größten Begebenheiten und ungestümsten Leidenschaften heiter und mit sich selbst bewußter Grösse, wie Addisons Engel die Gewitterwolke vor sich her treibet, ist meines Erachtens, der vollkommenste Sterbliche, der die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten schon beynahe überschreitet.

Ich verliere mich, und vergesse, wem und wovon ich schreibe. So sehr hat mir die Idee gefallen, dem Genie die Gegenwart des Geistes, als eine nothwendige Eigenschaft zuzuschreiben. Ich gestehe indessen, daß mir Herr S. von diesem fruchtbarem Gedanken, nicht den besten Gebrauch zu machen scheinet. Indem er den Nutzen desselben ausdehnen will, verringert er seinen Werth, und verwandelt durch die Besonnenheit, das schöpferische Genie in ein correctes und fehlerfreies Wesen, das sich immer

mer gleich bleibt, und Tadel so sehr scheuet, als Verachtung. „Wenn ein Künstler be„ständig mit Leidenschaft arbeitet, sagt er; „so können seine Werke zwar voller glänzen„den und erhabenen Züge seyn, aber im „Ganzen wird man ohne Zweifel noch grosse „Fehler antreffen.“ Die Leidenschaft mag be„schaffen seyn, wie man will; so fällt sie „doch allezeit falsche Urtheile. Horaz, die„ser grosse Kenner von Werken des Genies, „und selbst ein grosses Genie, befiehlt dem „Dichter, sein Werk neun Jahre bey sich zu „behalten, bevor er es bekannt werden läßt. „Warum? Weil es schwehr ist, die Fehler „einzusehen, die man in der Begeisterung „begangen, weil man die Hitze, mit welcher „man gearbeitet, muß vorüber gehen lassen, „um über alle Theile eines Werks, ein freies „Urtheil fällen zu können.“ Wohl! Dieses beweiset, daß das Ausbessern für das Genie rühmlich sey, warum will es aber Herr S. für eine Wirkung des Genies machen? Warum will er das vortrefliche Instrument des Genies, die Besonnenheit, zur kritischen

schen Feile erniedrigen? Dieses sind die Verrichtungen des Geschmacks und der Kunst, und das Genie selbst, muß sich ihrer Hülfe bedienen, wenn es sich anders bis zum Ausbessern herunterlassen will. Der Abt Trublet hat hiervon einige sehr artige Gedanken. „Wie kömmts, fragt er, daß in man„chem Werke, sehr matte Stellen und grobe „Fehler, neben sehr grosse Schönheiten an„zutreffen sind? — Die Antwort ist leicht. „Der Verfasser war ein Genie. Dieselbe „Ursache erzeuget seine Fehler und seine „Schönheiten. Man kann ihm das Talent, „jene zu vermeiden, nicht geben, ohne ihm „das wichtigere Talent, diese hervorzubrin„gen, zu benehmen. Was er von Seiten „der Kunst und des Geschmackes gewinnen „würde, das würde er von Seiten der Ein„bildungskraft und des Genies, wieder ver„lieren. — Wenn ein Werk ohne Fehler „möglich wäre; so müßte es einen mittel„mäßigen Menschen zum Verfasser haben. —

Lassen Sie uns mit eben demselben Schriftsteller schliessen. „Da das Genie die Schön„heiten

„heiten hervorbringt, die Kunst und der Ge„schmack aber, nur die Fehler zu vermeiden, „und die Schönheiten auszubessern lehrt; so „lassen sie uns an dem Verfasser eines Werks, „das Genie erfordert, an einem Redner „oder Dichter, z. E. nichts so sehr erheben, „als das Genie. Es übertrift alles, und so „schätzbar auch der Geschmack ist, wenn ich „die Macht hätte, einem Schriftsteller, der „viel Genie, und nicht Geschmack genug be„säße, noch etwas zu geben; so würde ich „ihm nichts anders geben, als Genie.“

D.

Wegen des Festes wird das folgende Stück erst Montags, den 13ten Apr. ausgegeben.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 13. April. 1760.

### Drey und neunzigster Brief.

Der ungenannte Verfasser des Versuchs über das Genie, davon ich Ihnen geschrieben, hat einen andern Weg genommen. Er macht den Anfang mit den Redensarten, die man vom Genie zu gebrauchen pflegt, und suchet durch eine Art von Induction, die Erklärung herauszubringen, und die Eigenschaften des Genies auseinander zu setzen. Die Redensart, Genie zu einer Sache haben, ist die erste, die er untersucht. Er theilet sie in drey Hauptclassen ein, im Genie zur Erlernung, zur Ausübung, und zur Erfindung einer Sache, handelt in gegenwärtigem Versuch von den ersten beyden, und verspricht in einer Fortsetzung, auch das Genie zur Erfindung, näher zu betrachten.

Er wirft gleich Anfangs die Frage auf: „Wie gehet es doch immer zu, daß man „zwar sagt: Ein Mensch habe Genie zur Er„lernung der Malerey, der Dichtkunst, u. s. „w. daß man aber niemahls sagt: Der Mensch „hat Genie zur Moral, zur Theologie, zur „Philosophie, zur Arzeney- oder Rechtsge„lehrsamkeit, kurz, zu allen höhern Wissen„schaften? — Erfordert die Erlernung der„selben weniger Genie, als die Erlernung „irgend einer Kunst?“ Nichts weniger, dünkt mich, so sehr sich auch der Verf. in der Folge auf diesen Gedanken zu stützen scheinet. Man sagt sehr wohl, Genie zu den Wissenschaften haben, aber man macht die Eintheilung nicht, Genie haben zur Theologie, zur Moral, zur Medicin, u. s. w. so wie man solches in Ansehung der Künste zu thun pflegt. Und nichts ist vernünftiger, als dieser Sprachgebrauch. Eine jede Kunst hat ihren besondern Gegenstand, und fordert zur Erlernung eine besondere Mischung, eine Proportion der Seelenkräfte, die dem Gegenstande angemessen ist. Hingegen erfor-

dern

dern alle höhere Wissenschaften nichts anders, als einen richtigen Gebrauch des Verstandes, und setzen alle in dem Lernenden eben dasselbe Genie zum voraus. Warum soll also der Sprachgebrauch dasjenige unterscheiden, was an sich nicht unterschieden ist?

Noch mehr! Ich glaube, daß man folgende Redensarten zu unterscheiden pflege, Genie zur Historie, zur Philosophie, oder zur Mathematik haben. Ist diese Bemerkung anders richtig; so läßt sie sich sehr gut erklären. Der Unterschied zwischen der historischen, philosophischen, und mathematischen Kenntniß, scheinet auch eine Verschiedenheit im Genie, wenigstens in der Anwendung desselben zu erfordern. Wo aber die Art der Kentniß einerley ist, da hat der Sprachgebrauch auch keine Verschiedenheit im Genie des Lernenden gesucht. Diesem Genie zur Rechtsgelehrsamkeit, und jenem zur Theologie zuschreiben, wäre eben so viel, als diesen zur Erlernung der chinesischen, und jenen zur Erlernung der griechischen Historie für geschickter zu halten.

Uebrigens ist diese Abhandlung voller schönen Betrachtungen, die zum Theil auch neu sind. Ich begnüge mich, Ihnen einige Sätze abzuschreiben, die der Verf. aus seinen Anmerkungen gezogen hat.

„Man kann vieles behalten, und auch wohl „wieder anbringen, und es ist kein Merkmal „des Genies.“ —

„Wer Genie zur Erlernung einer Sache „hat, bey dem ist die Fähigkeit, oder Fertigkeit, welche dazu erforderlich ist, herrschend.“

„Wer Genie zu einer Sache hat, bey dem „ist die herrschende Fähigkeit, entweder durch die Beschaffenheit der innern und äussern „Sinne, oder durch die Lage des Körpers, „oder durch die ersten Eindrücke, oder durch „Erziehung und Umgang so ausgebildet wor„den, daß sich leichter auf diesen Gegenstand „lenkt, als auf einen andern.“

„Wenn zu Erlernung einer Sache die vor„zügliche Schärfe eines sinnlichen Werkzeuges „erforderlich ist; so hat derjenige, dem solche „mangelt, kein Genie dazu, wenn auch gleich „die Fähigkeit der Seele, welche dazu erfor„dert wird, herrschend bey ihm seyn sollte.

„Wenn

„Wenn ein Menſch keine gute Muſter vor „ſich gehabt hat; ſo ſind ſeine ſchlechte Arbei„ten noch keine Zeichen von dem Mangel „des Genies.

„Wer aber die beſten Muſter elend' nach„ahmet, der beweiſet auch, daß er zu der Kunſt, „darin er abeitet, kein oder wenig Genie habe.

„Es iſt alſo eine richtige Prüfung, ob „ein Menſch zu einer Sache Genie habe, „wenn man ihm gute Muſter davon zur „Nachahmung vorlegt, und endlich

„Wäre es eine vortrefliche, aber nur zu „oft verſäumte Regel der Erziehung, wenn „man junge Leute mit den beſten Muſtern in „allen Arten der Künſte bekant zu machen ſuchte.“

Sie ſehen, daß beyde Schriftſteller auf demſelben Wege ſind, nur daß ſie von entgegengeſetzten Seiten ausgegangen ſind. Wenn der Ungenannte, wie er verſpricht, fortfahren wird; ſo wird er vermuthlich den Herrn S. begegnen.

D.

## Vier und neunzigſter Brief.

Ich habe den Band der Geſchichte der Königl. Akademie nun einmal zur Hand:

Die Sulzerische Zergliederung des Genies hat Ihnen gefallen; lassen Sie uns zusehen, was die Classe der speculativen Weltweisheit sonst neues hat.

Den Anfang macht Herr Merian mit einer Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen, nehmlich zwischen der Leibnitzischen Vorstellungskraft, und dem Candillacschen Vermögen zu empfinden. Der Einfall ist nicht unglücklich. Nichts kann uns die Schwäche oder Stärke eines Systems deutlicher zeigen, als die Vergleichung, und es wäre zu wünschen, daß ein neuer Plutarch die Arbeit übernehmen wollte, die Helden der Weltweisheit mit einander zu vergleichen. Aber er müßte so unpartheilich seyn, als Herr M. und sich niemals, weder für, noch wider ein System erklärt haben, damit beyde Partheyen ihn für den zustehenden Richter erkennen. Wer sich erklärt hat, oder gar selbst mit Systemen schwanger gehet, dem stehet das Richteramt nicht zu, denn er gehört zur Parthey.

Sie, die Sie sich von dieser Seite eines unbefleckten Gewissens rühmen, hier ist was für Sie zu beurtheilen! Eine neue philosophische

Theologie von dem Herrn von Premontval, die er die Theologie vom Wesen, oder Kette von Ideen, vom Wesen bis zu Gott * nennet.

Der Anfang dieser Abhandlung befindet sich unter den Schriften der Akademie vom Jahr 1755. Herr von P. beweiset allda, daß alle mögliche Grade der Vollkommenheit, alle mögliche Wesen, auch wirklich sind, und er will so gar die äusserste Unvollkommenheit, oder das größte Uebel nicht davon ausgeschlossen wissen. Er macht sich aber den Einwurf, daß man aus diesem Grundsatze, sowohl das Daseyn eines vollkommen bösen, als eines vollkommen guten Gottes schliessen könnte. Diese Besorgnis veranlaßt ihn hier, in der Fortsetzung das System der Manichäer zu widerlegen. Seine Gründe sind nicht neu, aber die Art des Vortrags ist ihm völlig eigen.

„Was verstehen wir hier, durch einen äus„serst bösen Gott? — Ein Wesen, das einen „solchen Verstand, und eine solche Macht be-



* La Theologie de l'être, ou chaine des idées de l'etre jusqu'à Dieu. Multum series junctura que polet. v. Histoire de l'Academie. Année 1757.

„sitzt, als ich zur Idee von Gott erfordert habe, „das aber statt der Güte, die beständig würk„sam ist, allen möglichen Wesen, so viel „Gutes zu erzeigen, als möglich ist, mit „einer Bosheit begabt wäre, die beständig „würksam ist, allen möglichen Wesen, so „viel böses zu erzeigen, als möglich ist. „Vollkommener kann der Contrast nicht seyn!

„Chimäre! Ein solches Ungeheuer ist eine „blosse Chimäre! Ein viereckigter Zirkel, oder „ein rundes Viereck!

„So viel ist gewiß, es giebt in der Unend„meßlichkeit der Wesen auch einen höchsten „Grad der Bosheit. Aber ich behaupte, die„ser höchste Grad der Bosheit, kann unmög„lich mit dem höchsten Grade der Macht bey„sammen seyn.

„Warum?

„Weil er ohne Widerspruch nicht mit dem „höchsten Grade des Verstandes verknüft „seyn kann;

„Und weil der unendliche Unterschied in An„sehung des Verstandes, auch einen Unter„schied in Ansehung der Macht, mit sich „führet.

„Man

„Man wird einwenden; die Mächtigsten unter den Menschen sind gleichwohl gemeiniglich auch die boshaftesten.

„Ich antworte aber 1°, ich weiß nicht, ob „das andem sey. Ich sehe wohl, daß ihre „Bosheit mehr Lärmen macht; ich sehe aber „nicht, daß sie eben grösser sey.

„Ich antworte 2°, daß die Tyrannen nicht „sowohl aus Macht, als aus Unvermögen, „Tyrannen sind. Aus Dürftigkeit, aus Mangel der Mittel, sich selbst Genüge zu leisten.

„Ich antworte 3°, daß kein Tyrann so abscheulich sey, daß er nicht gerne Gerechtigkeit „thun, und die Gesetze beobachten läßt, wenn „seinen Leidenschaften nichts im Wege „stehet.

„Ich antworte 4°, daß endlich alle Tyrannen und Lasterhafte, so viel es ihrer jemahls „gegeben, doch immer Menschen gewesen sind „denen es in tausenderley Absicht, an Einsicht und Vernunft gefehlt hat.

„Ich wiederhole es also, der höchste Grad „des Verstandes, kann unmöglich mit viel „Bosheit beysammen seyn.“

Herr von P. treibt den Schluß noch weiter, und folgert, daß die allerhöchste Bosheit mit gar keinem Verstande begabt seyn könne. Alles was er ihr einräumet, ist eine Kraft, ein blinder Antrieb, ohne Verstand, ohne Willen, und ohne Vorsatz. — Indessen giebt es doch nach dem System des Herrn von P. nothwendig einen höchsten Grad der Bosheit, wo wird dieser wohl anzutreffen seyn?

„Wo anders, meinen Sie, als in einem „Wesen, das weder Verstand, noch Willen, „noch Vorsatz, sondern eine blosse Kraft hat, „in der Materie?“ Gerahten! aber doch nur halb, denn Sie, und der Herr von P. verbinden mit dem Worte Materie, nicht einerley Begrif. Hören Sie, wie er sich erklärt!

„Durch die höchste Bosheit verstehen wir „überhaupt, dasjenige, woraus alle und „jede würkliche und mögliche Uebel ent„springen. (Vorhin hat Herr v. P. gesagt, die höchste Bosheit sey ein beständiges Bestreben, allen möglichen Dingen, so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist, und ich zweifele, ob die folgende Schlüsse sich mit dieser Erklärung vertragen?).

„Nun

„Nun ist erwiesen, daß die höchste Bosheit „nicht anzutreffen seyn kann.

„Weder in einem einzelnen, allerweisesten „und allervernünftigsten Wesen; denn der „Begrif eines hohen Verstandes, kann nicht „mit derselben bestehen.

„Noch in einem einzelnen Wesen, das we„nig, oder gar keinen Verstand hat: Ein „solches Individuum ist ein gar zu kleiner Ge„genstand. (Ein etwas seltsamer Grund!)

„Sie muß also in einer Sammlung von „Wesen, ihren Sitz haben:

„Und augenscheinlich, in der Sammlung „aller Wesen.“ (Wenn dieses folgen soll; so muß Herr v. P. nicht nur die Individua, sondern eine jede Sammlung von Wesen, die nicht alle in sich begreift, für einen gar zu kleinen Gegenstand halten.)

„Aller Wesen, oder wenigstens aller unvoll„kommenen und eingeschränkten Wesen, sie „mögen Verstand und Sinne haben, oder „nicht.

„Mit welchem Rechte wollte man auch ei„nige ausschliessen, da von dem höchsten Grade „die Rede ist? (Wie folget das? Der höchste

„Grad

Grad begreift alles in sich, was sich von einer gewissen Qualität gedenken läßt, darum begreift er auch alle nur ersinnliche Wesen in sich?)

„Der höchste Grad begreift alles in sich, „und alles heißt alles.

„Was unvollkommen, und in irgend einer „Absicht eingeschränkt ist, das trägt zum Bö„sen etwas bey, das ist ein Element des Bö„sen. (Die Frage war, ob alles Endliche und Unvollkommene, auch der Ursprung des Uebels sey, und ob das Uebel einzig und allein seinen Grund in der Unvollkommenheit und Einschränkung der Wesen haben, oder nicht? Diese Frage, auf welche alles ankommt, hat Herr v. P. gar nicht beantwortet. Die Ausdrücke zum Bösen etwas beytragen: Ein Element des Bösen seyn, sind gar zu vieldeutig, und können in der Sache nichts entscheiden.)

„Wie? wenn wir die ganze Masse, oder „den unendlich unendlichen Inbegrif aller die„ser Wesen zusammen annehmen?

„Wo werden wir einen grösseren Grad von „Uebel finden, als in dieser Masse?

„Dis ist eben das, was man Materie zu „nennen pflegt.

„Dieser

„Dieſer Geſichtspunkt iſt wichtig; man über„lege es wohl. Ja, was man Materie nen„net, iſt nichts anders, als die Maſſe, oder „der unermeßliche Inbegrif der Weſen. (Es iſt dem Herrn v. P. erlaubt, das Wort Materie, oder Maſſe zu erklären, wie es ihm beliebt. Er geſtehe nur, daß dieſes Wort ſonſt eine ganz andere Bedeutung zu haben pflege.)

„Der Inbegrif aller vorhandenen Dinge, „aller Qualitäten, aller Eigenſchaften, und al„ler nur erſinnlichen Naturen. (Dieſes alles „nennet er Materie. Wie ſeltſam!)

„Das Theater aller Modificationen und auf „einander folgenden Veränderungen der Dinge.

„Ich rede von allen Dingen, um es nochmals „zu erinnern. Von allen Weſen, ſie mögen zuſam„mengeſetzt, einfach, vernünftig, unvernünftig, „mit Empfindung begabt, oder empfindungslos „ſeyn. Man hätte vielleicht nun die Worte ein„geſchränkt und unvollkommen, noch hinzu „zu thun, um das vollkommenſte Weſen aus„zuſchlieſſen; wo ich nicht irgend mit Leuten rede, „die von deſſen Daſeyn nicht überzeugt ſind.

„Man hat von je her, von der Unvollkom„menheit der Materie, und von ihrer Wi„der-

„derspenstigkeit gegen das Gute gespro-
„chen. Diese Lehre hat einen wahren Grund,
„der genau betrachtet werden muß. Nichts
„giebt ihr mehr Licht, als dieser Begrif. (Gar
kein Licht giebt ihr der Begrif des Herrn v. P.!
denn, wenn alles ausser Gott, Materie heißt: so
sagt der Satz, die Unvollkommenheit rühre
von der Materie her; so viel als nichts.)

„Die Materie ist kein, ich weiß nicht was,
„das allen andern Dingen zur Base dient, oder
„woraus alles bestehet; ohne Bestreben, und
„ohne Kraft.

„Sondern vielmehr aus allen andern Dingen
„zusammengesetzt, sie enthält alles, besitzt alle
„Kräfte, und alle Bestrebungen.

„Sie ist also das Chaos per excellentiam,
„die Unordnung, die Anarchie. (Ich sehe die
Schlußfolge nicht ein. Sie enthält alle Kräfte;
darum ist sie die Unordnung, die Anarchie?)

„Der sinnreichste Tyrann in seiner Wut, ist so
„boshaft nicht, als ein gemeines Volk, das von
„einer blinden Raserey beseelt wird.

„Keine Boshaftigkeit kann grösser seyn, als die
„Boshaftigkeit der Materie, oder der Samlung
„unend-

„unendlich unendlicher Wesen, die in beständi-
„gem Streite sind.

„Da ist keine Ausgelassenheit, der sich jenes nicht
„ergiebt, wenn es nicht von einer höhern Autori-
„tät im Zaume gehalten, gelenkt, und regiert wird.

„Da ist kein Uebel, das diese den einzelnen Din-
„gen, woraus sie bestehet, nicht zuwege bringet,
„wenn sich nicht eine Weisheit ins Mittel schlägt,
„die tüchtig ist, Friede und Ordnung einzufüh-
„ren; ni melior litem Natura diremat.

„Die Materie ist also das äusserst böse
„Ding, oder die äusserste Bosheit.

„Da aber dieses Wesen zusammengesetzt ist,
„und aus vielen bestehet; so hat es keinen Ver-
„stand, und keinen Willen.

„Besonders keinen so wirksamen Willen, den
„man Macht (puissance) nennet.

„Es hat blos eine blinde und vernunftlose
„Kraft, die aus allen übereinstimmenden und
„misstimmenden Kräften der Wesen entspringt,
„aus welchen es zusammengesetzt ist.“

In diesem Tone fährt Herr v. P. fort, und Sie können sich leichtlich vorstellen, daß zur Ausführung dieses Systems noch manches Paradoxon gehört. Daß der Hazard seinen Platz darinnen

finde,

findet, ist Ihnen von diesem Weltweisen wohl nichts unerwartetes. Ich begnüge mich also, nur eine kleine Stelle noch auszuschreiben, um Ihnen die Kette der Wesen nach dem Sinne des Herrn v. P. etwas deutlicher zu machen.

„Die höchste Stuf hat nur ein einziges Wesen, „dieses ist Gott. die zwote kann zwey, drey oder „mehr haben, was weiß ichs? die sich alle einan„der gleich, und dennoch zu unterscheiden sind.

„Einander gleich, sonst würden sie nicht „zu eben der Stufe, sondern zu verschiedenen „gehören.

„Dennoch zu unterscheiden, sonst wären es „nicht viele, sondern ein einiges Wesen. (H. v. P. behauptet nehmlich, es könnten zwey, und mehrere Dinge von einander zu unterscheiden, und dennoch par compensation einander gleich seyn.

„Die dritte Stufe bekleiden noch mehrere einzel„ne Wesen; und die letzten unendlich mal unend„liche, bis ins unendliche.“ So gar den Unterscheid zwischen den Stufen, und die Proportion derselben, bemühet sich H. v. P. zu bestimmen, wobey ihm die mathematische Begriffe vom unendlichen, gute Dienste thun. Ich bin aber heute nicht aufgelegt, ihm weiter zu folgen.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 16. April. 1760.

### Fünf und neunzigster Brief.

Mit dem guten Tone in den Schriften, will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute, und zuweilen vortrefliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre besten Schriften, weder von Ausländern, noch von der grossen Welt in Deutschland, jemahls würden gelesen werden. — Desto schlimmer für die Ausländer, und für die deutsche grosse Welt, sagen Sie vielleicht, daß sie dieser schönen Sachen entbehren müssen? Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt; so braucht er ja seine Absichten nicht blos auf seine Zuhörer einzuschrenken, und allenfalls, wenn er auch dieses thun muß; so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato,

Aristoteles, oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdenn weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorhöhe herabreden, und einen edlen und freyen Ton annehmen; so wie er den Wissenschaften anständig ist.

Verstehen Sie mich nicht Unrecht! Ich bin so unsinnig nicht, die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu gefallen, nur das mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser gedenken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.

Ich tadele auch keinesweges das, was man in der Welt Pedanterie nennet, so anstößig es auch manchem seyn mag. Oefters nennet die Welt Pedanterie, was ein wahres Kennzeichen vom Genie ist, Newton war in diesem Verstande ein Erzpedant.

Auf

Auf unsern hohen Schulen giebt es so gar, nicht viel Pedanten mehr. Die mehresten haben den Schulstaub abgeschüttelt, haben sich mit den schönen Wissenschaften bekannt gemacht, haben deutsche Gesellschaften die Menge errichtet, geben einen Band voll Gedichte über den andern heraus; Was kann man mehr fordern? — Nichts! Nur möchte man wünschen, daß sie es lieber beym Alten gelassen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Wesen ist zehnmal unerträglicher. Es ist der Pedant im Stutzerkleide!

Mein Buchhändler schickte mir vor einigen Tagen die jenaische philosophische Bibliothek, die unter der Aufsicht des Herrn Hofrath Daries heraus kömt. Ich will den Verfassern derselben, ihre Einsichten in den Wissenschaften nicht streitig machen. Besonders scheinet ein gewisser Adj. Behn, in philosophischen Sachen, richtig zu urtheilen. Aber der Ton, der durchgehends in dieser periodischen Schrift herrscht, ist so seltsam als möglich. Allenthalben die Uni-

verstikt! Allenthalben die Verhältnisse zwischen Professor und Student, und den übrigen Ehrenstufen, die dazwischen liegen! Ein Professor ist ihnen gleichsam ein kleiner König. Recensiren sie eine von seinen Schriften; so heißt es: „Der berühmte Herr Verfasser, haben sich durch diese neue Bemühung „aufs neue um die Welt ausnehmend verdient gemacht. — Der Herr Professor beweisen. — Der Herr Professor fahren fort, „u. s. w.“ Schreibet ein Prof. Polz an den Hofrath Daries, so heißt es unter andern: „Ueberdies bin ich, Würdiger Herr „Aufseher dieser neuen philosophischen „Bibliothek! von Ihrer Art zu denken und „zu handeln, schon überzeugt, daß Sie nicht „leicht zugeben werden, etwas in dieser Monathsschrift abdrucken zu lassen, welches entweder den Ruhm unserer hohen Schule, „oder der Ehre eines öffentlichen ordentlichen Lehrers insbesondere zuwider wäre, „u. s. w.“ Antwortet ein J. St. Müller dem Herrn Prof. Polz; so sollte man glauben, er stehe vor ihm, und mache zwischen jeden

jedem Perioden einen tiefen Reverenz. „Es „hat unsere Monathsschrift das Glück genos„sen, hebt er an, von Ew. Hochedelge„bohrnen ein Schreiben zu erhalten, das „ihr seines gründlichen und wichtigen Inhalts „wegen, zu keiner geringen Ehre gereicht. „Wir erkennen dieses geneigte Bezeugen Ew. „Hochedelgebohrnen mit schuldigstem Danke, „und erbieten Ihnen dafür alle mögliche Ge„genndienste," In diesem Tone complimentirt Herr J. St. Müller, vier oder fünf Seiten weg. Was muß ein Ausländer von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in die Hände fällt?

Ich will nicht hoffen, durch diese Gedanken jemand zu beleidigen. Ich bin keines weges Willens, dem Ruhme dieser hohen Schule, oder der Ehre irgend eines öffentlichen Lehrers derselben, im geringsten zu nahe zu treten. In der That, ist es um die Einkleidung der Warheiten überhaupt nur eine Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich durch den schlechten Anstand eines Menschen abhalten läßt, seine innere Verdienste zu

schätzen. Allein ich habe nur die Ursache anzeigen wollen, warum wir unsern Nachbaren so unbekannt bleiben, warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Warheit kommen, die in allen unsern Compendiis zu finden ist. Ihrer Abneigung für die Gründlichkeit unserer Schriften, kann man unmöglich die Schuld geben, denn sie lesen ja den Aristoteles, Newton und Locke; sie lesen so gar unsern Euler fleißiger, als wir. Es muß der Philosophie also etwas ganz anders im Wege stehen. Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schuletiquette vergessen, und sich einen freyern und ungezierten Ton angewöhnen sollten; so würde der allgemeine Beyfall, den sie verdienen, nicht ausbleiben.

D.

## Sechs und neunzigster Brief.

Die jenaische philosophische Bibliothek, giebt sich auch mit den schönen Wissenschaften ab.

Vor

Vor der Hand sind zwar der Recensionen, die dahin eingeschlagen, nur sehr wenig, sie werden aber ins künftige, wie in der Vorrede versprochen wird, häufiger vorkommen. Hier ist gleich eine, die ich von ohngefähr aufschlage! Die poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, sind von Kennern, so viel ich weiß, mit einem sehr mittelmäßigen Beyfall aufgenommen worden. Man hat höchstens einige Tiraden hier und da leidlich gefunden, und im übrigen das Urtheil der Göttingischen gelehrten Anzeigen über diese Poesien, recht sehr gebilliget. Der Recensent in der Bibliothek aber, der sich Adj. Münter nennet, urtheilet ganz anders davon. „Ich „kündige meinen Lesern, schreibt er, hier ei„nen Dichter: von der ersten Grösse an, „dem weiter nichts fehlet, diesen Rang öffent„lich zu behaupten, als daß seine vortrefli„che Gedichte den wahren Kennern allge„mein bekannt werden. Der Herr M. Schmidt „hat sich seit vielen Jahren als ein Genie „gezeigt, das die Welt zu grossen Hofnun-

„gen berechtiget: Hier aber hat er seine Flü„gel mit ungleich grösserer Stärcke aus„gebreitet, und die Erwartungen, die man „von ihm haben konnte, ich will nicht sagen, „blos erfüllt, sondern so gar übertroffen. „Schon die Wahl seiner Gegenstände, ist ein „unverwerfliches Zeugnis vor dem reinen „Geschmack des Dichters.“ — — O ja! die Wahl der biblischen Geschichte, ist ein vortrefliches Zeugnis! das den reinen Geschmack so mancher elender Hexametristen rechtfertigen könnte!

Derselbe Münter liefert einen kurzen Auszug, und eine sehr gründliche Widerlegung des Candide, Alle Spöttereyen und drolligten Einfälle des Doctor Ralphs, verwandelt er in ordentliche Schlüsse, und zeigt, wie fehlerhaft sie sind, und wie wenig sie vermögen, das System der Religion, der besten Welt, der Vorsehung, des Zusammenhangs, u. s. w. umzustossen. Lachen Sie nicht! Die Sache wird ernsthaft. Er hat in der Philosophie des Martins (ein Weltweiser, der ein Reisegefährte des Candide ist) einen

einen so handgreiflichen Widerspruch gefunden, daß der Doctor Ralph nothwendig die Ehre seines Weltweisen wird retten müssen. Kann der Widerspruch deutlicher seyn? „Martin fällt bey der Gelegenheit, da der „holländische Capitain, der den Candide um „seine beiden Hämmel betrogen hatte, mit „seinem ganzen Schiffe untergieng, ein Urtheil, das der Gerechtigkeit der Vorsehung „sehr nachtheilig zu seyn scheinet. Candide „will ihn durch dieses Beyspiel überzeugen, „das die Bosheit doch zuweilen bestraft werde, „Ja, sagt Martin, aber war es denn auch „nöthig, daß die Reisenden, die sich zugleich „auf dem Schiffe befanden, mit untergiengen? Gott hat den Betrüger bestraft, und „der Teufel hat die übrigen ersäuft. — „Man siehet hier leicht, spricht Herr M. „den Widerspruch, den Martin begehet. „Vorhin sagte eben dieser, Gott hätte die „Erde ganz verlassen, und der Teufel regiere „sie allein. Nun aber übt Gott doch noch „Strafen auf der Welt aus.“ Wie nun? Herr Martin! Ihr scheinet sehr we-

nig von der Disputierkunst zu verstehen. Sich so häßlich zu widersprechen!

D.

## Sieben und neunzigster Brief.

Unter den philosophischen Schriften, die in der Bibliothek angezeigt werden, hat mir der Meiersche Versuch eine Erklärung des Nachtwandelns merkwürdig geschienen. Ich lief diese kleine Schrift, die schon seit einigen Jahren heraus ist, bey der Gelegenheit noch einmal durch. Sie ist sehr lesenswürdig. Mich dünkt, wenn Herr Meier nicht so entsetzlich viel schriebe; so könnte er ein von guten Schriftsteller seyn. Das Nachtwandeln ist eine so bekannte als seltsame Erscheinung in der menschlichen Natur, und dennoch haben die Weltweisen noch wenig davon gesprochen. Ich finde bey dem einzigen Baumgarten eine Definition, Quorum somnia comitari solent observabiliores motus corporis externi sensationum similium in vigilantibus comites, sunt *Noctambuli*. (*) Herr Meier beweiset, daß sich die Bewegun-

gun-

(*) Metaph. §. 594.

gen der Nachtwandler nicht blos nach ihren Phantasmaten, sondern auch nach ihren gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen richten. Sie träumen zwar, allein ihre Träume sind mit mercklich lebhaften sinnlichen Empfindungen untermengt. Die Nachtwandler sehen, fühlen, und hören lebhaft genug, um ihre äussere Gliedmassen nach Veranlassung dieser Empfindungen freywillig bewegen zu können, aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen und Erdichtungen von den sinnlichen Empfindungen zu unterscheiden. Daher sind sie sich ihrer nicht völlig bewußt, und folglich unordentlich in ihren Denken und in ihren Handlungen — Alles dieses hat Herr Meier durch die Erfahrung festgesetzt, und durch psychologische Gründe erläutert. — —

„Das Wachen eines Menschen, sagt Herr „M. (S. 39.) ist der Zustand desselben, in wel„chem es ihm, so viel die Beschaffenheit seiner „eigenen Seele und seines eigenen Körpers „betrift, natürlich möglich ist, sich nach Maß„gebung seiner klaren äusserlichen Empfindun„gen, oder derjenigen Vorstellungen, die er „dafür

„dafür hält, willkührlich zu bewegen; — —
„Indem ich sage, daß ein Wachender im
„Stande seyn muß, sich nach Maßgebung
„derjenigen Vorstellungen zu bewegen, die er
„für äusserliche Empfindungen hält; so ziele
„ich damit auf einen Verrückten. Ein Ver-
„rückter wacht, und hält Einbildungen für
„Empfindungen und bewegt sich diesen Einbil-
„dungen gemäß. Allein da er sie für Empfin-
„dungen hält, so ist eben dieses ein Beweis,
„daß er würcklich wacht.„ Dieser Winckel-
zug ist zu sehr gekünstelt. Und unnöthig, wo
ich nicht irre. Der Mensch wacht, wenn seine
äussere Empfindungen so lebhaft sind, als er-
fordert wird, wenn willkührliche Bewegungen
darauf sollen erfolgen können. Die Empfin-
dungen eines Verrückten haben in der That
diesen Grad der Lebhaftigkeit, und er wacht
auch würklich. Allein seine Einbildungen sind
stärker und lebhafter als gewöhnlich, daher
vermischt er sie mit den Empfindungen, und
seine willkührlichen Handlungen richten sich
zum Theil nach den Einbildungen, zum Theil
aber nach seinen Empfindungen. Mit einem

Träu-

Träumenden verhält es sich gerade umgekehrt. Seine Einbildungen sind nicht lebhafter, als die Einbildungen eines Wachenden, und daher selten wirksam gnug willkührliche Bewegungen hervorzubringen; allein seine Empfindungen sind vergleichungsweise schwächer. Daher hält der Träumende seine Einbildungen sowohl als der Verrückte, für äusserliche Empfindungen, und ist dennoch fast aller willkührlichen Bewegung unfähig. — Wenn diese Eintheilung richtig ist; so kann man das Nachtwandeln vielleicht als einen Zustand beschreiben, der in Ansehung der Empfindung, zwischen den Träumen und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast zwischen Wachen, und Verrücktseyn das Mittel hält. Denn daß die Empfindungen eines Nachtwandlers, den Empfindungen eines Wachenden fast gleich kommen, hat Herr Meier hinlänglich dargethan. Daß aber seine Einbildungen stärcker sind, als die Einbildungen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bey ihm anhaltender willkührliche Bewegungen hervor bringen. Nichts ist hierinnen mit derselben zu ver-

vergleichen, als die Einbildungen eines Verrückten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark genug sind anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen. Die Einbildungen der Nachtwandler kommen also beynahe mit den Einbildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen unterschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwandeln würcklich eine Krankheit sey, indem es einen kleinern Grad der Verrückung voraus setzt. Die Aerzte halten es auch in der That für eine Krankheit, und nach Herrn Meiers Erklärung läßt es sich nicht begreiffen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krankheit sey, als das Träumen. —

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Handlungen verrichte, die weder er selbst, noch viele andere im Wachen verrichten können, wie er z. E. auf einem Dache gehen könne, ohne schwindlicht zu werden und zu fallen; an steilen Mauern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist, ohne Schaden zu nehmen, erklärt Herr M. zwar, wie gewöhnlich, durch die Abwesenheit der Furcht,

er

er führt aber den Gedanken etwas philoſophiſcher aus. „Ein Nachtwandler, ſagt er, ſiehet „nach meiner Meynung, nicht alles, ſondern „nur einiges. Er ſiehet alſo nur einen ſchmalen Strich, und ſozureden, nur einen ſchmalen Fußſteig auf dem Dache, nicht aber die „Abſchüßigkeit deſſelben, und eben ſo wenig die „Tiefen von beyden Seiten. Indem er alſo „die Gefahr nicht ſiehet; ſo fürchtet er ſich „auch nicht. Er gehet alſo mit Zuverſicht „ſeinem Geſichte nach, und da er demzufolge „durch keinen andern Anblick beſtimmt wird, „ſeinen Körper nach einer andern Richtung zu „bewegen; ſo gehet er gerade und hält das „Gleichgewicht. Folglich iſts unmöglich, daß „er fallen ſollte. Man kann ſich dieſe Erklä„rung durch das Beyſpiel derjenigen erläutern, „welche im Stande ſind, ohne Wanken über „einen ſchmalen Weg zu gehen, der etwa nur „eines Fuſſes breit iſt, und der über einen brei„ten und tiefen Graben gemacht iſt. Solche „Perſonen geben nur vornehmlich auf den „Weg achtung, und da ſie alſo den Anblick deſ„ſelben ſtärker und klärer in ihrer Seele erhal-

„ten

„ten, als den Anblick der Gefahr, so wird ihr „Körper auch vornehmlich nach Maßgebung „des ersten Anblicks bewegt.„ Die Erklärung scheinet sehr richtig, und die Erfahrung bestätigt sie in tausend andern Fällen. Man muß sozusagen halb träumen, wenn man sicher durchkommen will. Wer allzuviel um sich siehet, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich mehr in Gefahr seyn, als wer seine Blicke auf den schmalen Steig heftet, den er zu wandeln hat.

D.

---

Bey dem Verleger ist von Kopenhagen ganz frisch angekommen:

Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofpredigers Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Bernhard Basedow. Prof. der Königl. Ritterakademie, gr. 8vo. Soroe, 1760. 8 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVII. Den 24. April. 1760.

### Acht und neunzigster Brief.

Hier sind endlich die Poësies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß schon in verschiedenen Zeitungsblättern davon gelesen haben. „Dieses Werk, sagt der Herausgeber, „ist in der Absicht nicht verfertigt worden, öffentlich zu erscheinen. Es ist „die Frucht der Ergötzungsstunden eines „grossen Prinzen, der sich der Welt, durch „andere Thaten, als durch poetische „Werke, gewiesen hat. Er theilte sie „bloß einer geringen Anzahl von Per„sonen mit, die er mit dem Namen sei„ner Freunde beehrte. Indessen kam dieses „Werk in Frankreich heimlicherweise zum „Vorscheine, und man weiß eigentlich nicht,

„wem man diese Verrätherey Schuld geben „soll. Der es entwendet, und herausgegeben, „hat sich nicht begnügt, Geheimnisse zu ver„rathen, er hat noch die Bosheit hinzu ge„than, das ganze Werk zu verfälschen. Der „Verleumder hat die Unverschämtheit gehabt, „eine grosse Anzahl Verse wegzulassen, und „an ihrer Stelle eine Menge anderer hinzu„setzen, voller satyrischen und unanständigen „Züge, die sich der hohe Verfasser niemals „wider jemanden erlaubt hat. Diese Nichts„würdigkeiten, und die Einschaltung so vie„ler fremden Verse, haben ihn endlich zu „der Herablassung vermocht, die Original„handschrift zum Drucke herzugeben.“ — Was sagen Sie hierzu? Sind die Grossen nicht zu betauern, wenn sie ihre Würde nicht einmal wider solche niedrige Beleidigungen soll schützen können? Man ist es von der Raubbegierde der geleheten Hummeln schon gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit nähren, daß sie anderer Honig so gar in ihr eigen Gift verwandeln, und daß weder Weisheit noch Tugend wider ihre Anfälle in

Sicher-

Sicherheit setzen kann; aber daß sie dreiste genug seyn sollten, sich bis an den Thron zu wagen, den Prinzen in seinen unschuldigen Erholungsstunden zu belauschen, und daß sie noch die Abscheuligkeit hinzuthun sollten, seinem erhabenen Geiste einige von ihren niederträchtigen Zügen zu leihen, um wer weiß welche kriechende Absichten hierdurch zu erhalten, dieses ist wenigstens bisher noch ganz unerhört. Der Herausgeber hat völlig Recht hinzuzuthun: „Wenn sich „Leute finden, die unverschämt und verderbt „genung sind, einen König zu verachten, die „Ehrerbietung, die Ergebenheit, und so gar „die Achtung, die man einem jeden Schrift„steller schuldig ist, aus den Augen zu setzen, „sein Werk zu verfälschen, und es in dieser „häßlichen Gestalt herauszugeben, was für „ein Urtheil soll man aus diesem Verfahren „von den Sitten und von der äusserstem „Verderbnis unseres Jahrhunderts fällen? „Finden sich Verwegene und Unsinnige, de„ren treulose Bosheit, Könige selbst nicht

„verschonet, was haben Privatpersonen nicht „zu befürchten, denen die Ruchlosigkeit unbe„straft trotzen kann?“

Ueber die Gedichte selbst enthalte ich mich zu urtheilen. Der Ton eines Panegyristen, hat in dem Munde eines Unterthanen einen schlechten Anstand. Er mag sich noch so sehr in den Schranken der Warheit halten: so muß er dennoch in sich selbst einiges Mistrauen setzen; er muß bedenken, daß sein Herz vielleicht schon Parthey ergriffen, ehe noch der Verstand geurtheilet. Ich will Ihnen nur so viel sagen: Sie werden selten bey einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemählden und Gleichnissen, und so viel Zärtlichkeit in den Empfindungen angetroffen haben; und was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, die sich nie verleugnet, und nie durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder Vers beynahe ist ein Zug von dem Cha-

rakter

rakter dieses Prinzen, und das Ganze ist das wahre Portrait, worinn seine grosse Seele, sein noch gröſseres Herz, und seine Schwachheiten selbst, auf das natürlichste geschildert sind. Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in seinen Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten, in ihrem weitesten Umfange, Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter, und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt sich in den kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr, und der strengste Sittenrichter; verabscheuet den Schmeichler, züchtiget den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigene Fehler, und haßt niemanden als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseeligkeit.

Welcher Verluſt für unſere Mutterſprache, daß ſich dieſer Prinz die franzöſiſche geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz beſitzen, um den ſie ihre Nachbarn Urſache hätten zu beneiden. Aber auch Er ſelbſt, der hohe Verfaſſer, würde der Herablaſſung überhoben geweſen ſeyn, in der Vorrede zu ſagen:

Ma Muſe tudeſque et bizarre,
Jargonnant un français barbare,
Dit les choſes comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la ſymmétrie
Le puriſme gênant & la pédanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut.

Libre de cette ſervitude,
Un trait d' imagination
Vaut mieux au gré de ma raiſon,
Que cette exactitude,
Dont le Modernes font l'étude,
Et qu'on réprouve à l'Helicon.

D.

## Neun und neunzigster Brief.

Die französische Ausgabe unterscheidet sich in einigen Orten von der hiesigen nur in Kleinigkeiten, die aber durch gewisse Nebenumstände wichtig genug werden. Das Gedicht Au Marechal Keith, führet in der hiesigen die Ueberschrift: Imitation du troisieme livre de Lucrece, sur les vaines terreurs de la Mort, & les frayeurs d'une autre vie. Die fremde Ausgabe verschweigt, daß es eine Nachahmung des Lucrez seyn soll, und diese kleine Auslassung zeigt das Gedicht und den Verfasser in einem sehr falschen Lichte. Ich erstaunte recht, die Gründe eines Lucrez in dem Munde eines Friedrichs anzutreffen, als mich noch die fehlerhafte Ausgabe glauben ließ, es wären die eigenen Gedanken des Verfassers. Nichts befremdete mich so sehr, als der entscheidende dogmatische Ton des Lucrez, den ich an unserm hohen Verfasser nicht gewohnt war. In allen vorhergehenden Gedichten,

schien er mir in metaphysischen Dingen der Epoche der Scepticker, ihrer Unschlüßigkeit in Ansehung der entgegengesetzten Gründe, zugethan zu seyn: oder vielmehr, er schien mir, ein Nachahmer des Socrates, alle blos speculative Warheiten in Zweifel zu ziehen, und unsere Wissenschaft hienieden blos auf die moralischen Erkenntnisse einzuschränken. So sehr er das Nachdenken liebt: (und welcher grosse Kopf sollte nicht gerne nachdenken?

Vegeter c'est mourir, beaucoup penser c'est vivre.

so wünscht er doch, die Weltweisen möchten ihrem Fluge Schranken setzen, und von den Betrachtungen, in welche sie sich vertieft haben, auf die nützlichere und wohlthatige Untersuchung des Guten und Bösen zurückkehren. Daß dieses das System des Prinzen sey, könnte ich Ihnen durch ganze Gedichte beweisen, doch einige Zeilen werden dazu genug seyn.

Non

Non, ne condamnons point cet amour des sciences
Qui remplit notre esprit d'utiles connaissances;
Qu'un sage soit savant; mais loin de s'enteter,
Qu'apprenant à connaître il apprene à douter,
Et que de sa raison gouvernant la faiblesse,
Dans son propre neant il puise sa sagesse.
Un peu d'or pour un pauvre est un immense bien,
*C'est aprendre beaucoup de voir qu'on ne sait rien.*

— — — — —

Oui, laissons dans les Cieux la science sublime,
Travaillons dans le monde à detruire le Crime;
Que sert-il aprés tout à l'esprit curieux
De descendre aux enfers, d'escalader les cieux?
Loin de nous egarer dans ce sombre dedale,
Appliquons notre esprit à l'utile Morale;
C'est elle qui fondant tous les replis des coeurs,
Sans fard ose aux mortels reprocher leurs noirceurs,
Devoiler leurs defauts, attaquer leurs vices,
Dompter des passions tous les transports outrés,
Changer des furieux en humains moderés
Nous aprendre à connaitre au fond ce que nous sommes,
Et rabaisser les Rois jusqu' niveau des hommes;
C'est elle qui nous fait triompher des revers.

Diese socratische Bescheidenheit im Denken, ist durchgehends der Charakter unseres philosophischen Dichters. Und blos hier sollte er sich auf einmal vergessen haben? hier in der subtilsten Speculation, mit der sich die Weltweisen je abgegeben, sollte er den Ton eines Dogmatikers annehmen? Und welches Dogmatikers? Des Epicurs, der, so leidlich er auch in der Moral philosophiert, dennoch in der Metaphysik der seichteste und suffisanteste, unter allen Dogmatikern genennt werden kann. Der seichteste, weil gewiß wenig Nachdenken dazu gehöret, sein System zu widerlegen; und der suffisanteste, denn kein Dogmaticker hat so viel auf sein Urtheil gesetzt, als Er.

Selbst die Gründe, die hier wider die Unsterblichkeit der Seele angeführt werden, scheinen mir so unerheblich, daß sie zwar zu den Zeiten des Lucrez, nach dem damaligen Zustande der Religion und der Weltweisheit, von einem Philosophen konnten vorgebracht werden; zu unsern Zeiten aber

in

in der Philosophie eine so schlechte Figur machen, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen.

Kann man wohl z. B. zu unsern Zeiten noch sagen, daß der Begrif eines zukünftigen Lebens uns den Tod schrecklich mache? daß man also, um den Tod nicht zu fürchten, dieses Vorurtheil ablegen müsse? Oder macht sich der vernünftigste Theil nicht von der Zukunft vielmehr die tröstlichsten Vorstellungen, die ihnen den Tod so gar erwünschenswürdig machen? Wer jetzo für les vaines terreurs de la Mort schreiben will, der muß die Unsterblichkeit der Seele vielmehr behaupten.

Oder kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der sich allenthalben als einen gründlichen und Warheitliebenden Kopf zeigt, kann der sichs wohl haben in den Sinn kommen lassen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?

Quoi le Dieu que j'adore eſt-ce un tiran cruel?
Serais-je aprés ma mort l'innocente victime
De l'auteur, dont je tiens ce ſouffle qui m'anime,
Et ces tendres deſirs des ſens voluptueux.

— — — — — —

— — L'ame qu'on nous dit de nature ſuprême,
Quoi! cet être immortel, preſqu'égal des Dieux,
Quitterait-il pour nous l'heureux ſejour des Cieux?
Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Materie ingrate, abjecte & periſſable?

— — — — — —

Il (l'eſprit) n'eſt qu'un nom pompeux, un ſimple ſyſtême ideal.
Peut-il ſe ſouvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?

— — — — — —

Comme avant que je fuſſe il n'avoit point penſé,

De

De meme aprés ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption seront aneanties
Par un même destin il ne pensera plus;
Non, rien n'est plus certain, soyons-en donc vaincus,
Des que nous finissons, notre ame est eclipsée.

Nein! Solche Philosophie hat unmöglich in dem Haupte des Weisen erzeugt werden können, dem wir diese Gedichte zu verdanken haben, und in der That erkennet die authentische Ausgabe diese Gedanken, für eine blosse Nachahmung des Lucrez. Als ein Nachahmer hat der Dichter die Freyheit, die Denkungsart seines Originals anzunehmen, ohne für ihre Richtigkeit stehen zu dürfen.

Wir können schon zum voraus über manchen wichtigen Professor lachen, der sich wider dieses heterodoxe Gedicht wird zum Helden schreiben wollen. Wie viel Logiken werden sie plündern, um dem durchlauchtigsten Verfasser dialectische Schlingen zu legen, um Scheingründe zu widerlegen, die

der

der Verfasser selbst für nichts anders ausgiebt! Wie viel heilige Eiferer werden ihm Meynungen aufbürden, die er nicht hat, um ihre fromme Rache an einem Werke auszuüben, das ihnen in vieler Absicht nicht sehr günstig zu seyn scheinet! Noch grössere Thoren als diese, werden vielleicht ihrem Könige treu zu seyn glauben, wenn sie Gesinnungen annehmen, die ihm die Unwissenheit und die Verleumdung zuschreiben;

L'exemple d'un Monarque impose & fait suivre

Diesen Leuten dürfte es nützlich seyn, wenn man ihnen begreiflich macht, daß dieses keinesweges die wahre Denkungsart des gekrönten Weltweisen sey, daß die Trugschlüsse eines Epikurs, für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu seichte sind, und daß die Freyheit zu denken, wenn sie ein grosses Genie, und ein reines Herz vor sich findet, unmöglich der Warheit nachtheilig seyn könne. — Mit einem Worte, mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblich-

lichkeit zweifelt, ist, mit dem Herrn von Prämontval zu reden, eine blosse Chimäre, ein viereckigter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

Noch eine kleine Lection für den Herrn Pr. G. die vielleicht seinen Hochmuth in etwas niederschlagen wird. Doch er wird sie schon selbst finden. Sein Name wird vermuthlich das erste seyn, das er in diesen Gedichten suchen wird.

D.

## Bey dem Verleger iſt zu haben:

Sammlung der neueſten Schriften welche die Jeſuiten in Portugal betreffen, 2te Sammlung, Frſt. 760. 8 Gr.

Polidor oder die unglücklichen Geſchwiſter, ein Trauerſpiel in fünf Aufzüge, 8vo. Stralſund, 760. 3 Gr.

Semlers Joh. Salomo eigene hiſtoriſche theologiſche Abhandlungen, nebſt einer Vorrede von Fanaticiſmo, 1te Sammlung, 8vo. Halle, 760. 10 Gr.

Trinios J. A. Abhandlung von der Seelenwanderung nach dem Lehrbegrif der Chriſten, 4to. Leipzig, 1760 2 Gr.

Beurtheilung des Zeitpuncts darinnen wir nach der Offenbahrung des Herrn gegenwärtig leben, 3ter Theil. 8. Frf. 17[illegible] 10 Gr.

Burk, P. D. Evangeliſcher Fingerzeig über die Sonn- und Feſttagsevangelien. 8. Leipz. 1760. 10 Gr.

Scherze der Lyriſchen Muſe. 8. Leipz. 760. 4 Gr.

Oesfelds, Gotth. Fried. Gedanken von Einwirkung guter und böſer Geiſter in die Menſchen. 8. Wittenb. 760. 3 Gr.

Der Arzt eine mediciniſche Wochenſchrift, 2 Theile, 8vo. Hamburg, 176.0 1 Rthlr. 12 Gr.

Gedanken über die Originalwerke in einen Schreiben des D. Youngs an dem Verfaſſer des Grandiſon. 8. Leipz. 760. 5 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 1. May. 1760.

### Der hundertste Brief.

Sie fragen, ob ich auch das Gedichte an Mauperruis gelesen, und was ich von dem Gedanken halte, daß die Vorsehung sich nur um die Art, und nicht um das einzelne Ding bekümmere? * — Was ich davon halte? Das, was ich überhaupt von der Philosophie in Gedichten zu halten pflege. Wenn sich die Dichter eine philosophische Larve vorziehen wollen: so nehmen sie mehrentheils die erste die beste. Eine cynische, stoische, epicurische, oder peripatetische, was liegt daran? Genug, daß die Muse das Vergnügen hat, sich durch den Bart ein nachdenkendes Ansehen zu geben. — Schreiben



* La Providance ne s'interesse point à l'individu, mais à l'espece.

Sie also immer über dieses Gedicht, Imitation de Lucrece, oder sonst eines noch ältern Schwätzers, damit Sie sich niemals irren, und die flachen Gedanken des Dichters auf die Rechnung des Weltweisen setzen.

—Hatte ich bey einem unbekannten Dichter die Stelle gefunden,

Non ne présumes point,
Que Dieu regle *un detail trop au-dessous de lui*;
De nos frêles destins, de notre *petitesse*,
Le Ciel n'occupe point sa supreme sagesse;
Quoi notre individu, quoi nos nombreux
besoins
Meritent-ils sur eux de distraire ses soins?

so hätte ich sie vielleicht einem Schmeichler, etwa aus den Zeiten Ludwigs des vierzehnten zugeschrieben. Der Franzose, würde ich geglaubt haben, wußte den Fehler seines grossen Königs, der sich ums Detail seines Reichs gar zu wenig bekümmerte, nicht besser zu beschönigen, als wenn er die Regierung Gottes selbst, nur aufs Allgemeine einschränkte. Die Schmeichler haben nur

gar

gar zu oft Gott von seiner Höhe heruntergesetzt, um ihren irrdischen Götzen, (wenn man also reden kann) auf seine Unkosten zu erheben. Aber uns muß dieser Gedanke beynahe lächerlich scheinen. Wir haben das Glück gehabt, von Regenten beherrscht zu werden, denen das kleinste Detail ihres weitläufigen Reichs nicht zu klein geschienen hat, ihre väterliche Vorsorge bis dahin zu erstrecken. Unsere Petitessen mochten noch so tief unter ihrer Majestät seyn, so bald sie uns nur wichtig waren: so sahen wir mit Bewunderung den Thron sich bis zu ihnen herablassen, und wie ein liebreicher Hausvater, so gar an dem Spiele seiner Kinder mit Theil nehmen. Können wir uns nun wohl überwinden, dem Höchsten eine Vollkommenheit abzusprechen, die wir an unsern Regenten bewundern? Oder kann der Regent selbst, seinem Muster, der Gottheit, eine Eigenschaft versagen, die ihn derselben so ähnlich machet? — Nein! lassen Sie uns immer den Dichter von dem Regenten, von dem Weltweisen,

sogar von dem Menschen trennen. Jenem ist es erlaubt, zum Zeitvertreibe Gedanken in Reime zu bringen, die der Regent durch Thaten verläugnet, der Weltweise durch Gründe verspottet, und der Mensch selbst, der sich seines angebohrnen Adels bewußt ist, anzunehmen sich weigern muß.

D.

## Hundert und erster Brief.

Sie glauben etwa, daß ich nur die Gesinnungen des hohen Verfassers rechtfertigen, das Gedicht aber Ihrer Kritik völlig aufopfern werde? — O Sie irren sich! Bis auf einige Ausdrücke, getraue ich mir die Lehren in diesem Gedichte, die Ihnen noch so bedenklich scheinen, zu vertheidigen. Wenn ich sie ja für unwürdig gehalten, auf die Rechnung eines Friedrichs geschrieben zu werden: so geschahe es blos dieser wenigen Ausdrücke wegen, die allerdings am Rande des Irrthums stehen. In dieser dunkeln Materie ist sehr oft eine bloße Wortbedeutung

dung, der ganze Unterſchied zwiſchen Irrthum und Warheit. Aber zuletzt kann die kleinſte Unachtſamkeit im Ausdrucke, zu würklichen Irrthümern verleiten. Sie ſollen ſogleich ein Beyſpiel hiervon ſehen! Der Hauptſatz unſeres Gedichts war: Die Vorſehung bekümmert ſich nur um die Art, aber nicht um das einzelne Ding. Dieſer Satz iſt ſo, wie er hier ausgedruckt wird, irrig und grundfalſch; nicht ſo? Ich geſtehe es. Geben Sie ihm aber eine kleine Wendung, ſetzen ſie: Die Vorſehung handelt nur nach allgemeinen Geſetzen, die dem Beſten des Ganzen, aber nicht jedes einzelnen Dinges zuträglich ſind; ſo haben Sie den berühmten Lehrſatz des Pater Malebranche, durch welchen ſich, nach Baylens * Geſtändniſſe, tauſend Schwierigkeiten wider die Vorſehung, vortreflich heben laſſen; den Lehrſatz, den Pope bereits durch die Reitzungen der Dichtkunſt verſchönert hat.



* Penſées diverſes ſur les Cometes. chap. 234.

The universal cause
Acts not by particular, but by general laws.

und ferner

Think we like some weak prince th'eternal cause,
Prone for his favourite, to renverse his laws?

In der That ist diese Warheit, von der Lehre unseres Prinzen nur in einer kleinen Nuance, unterschieden. Sie sagt nicht, die Vorsehung bekümmere sich nicht um das Schicksal einzelner Geschöpfe, weil der Gegenstand für die allerhöchste Weisheit gar zu niedrig sey; sie druckt sich philosophischer aus. Wenn aus den allgemeinen Gesetzen, sagt sie, die zur Erhaltung des Ganzen die vortreflichsten sind, in gewissen Fällen besondere Uebel erfolgen, so ändert die Vorsehung deswegen nicht das System der allgemeinen Ordnung. Changer l'ordre de l'univers, sagt Jaquelot, est quelque chose de plus haute importance infiniment que la prosperité d'un homme du bien. Denselben Gedanken scheinet unser philosophische Dichter gehabt zu



haben,

haben, nur daß er ihn durch den übereilten Ausdruck, La Providence *ne s'intéresse à l'individu*, etwas verdächtig gemacht hat. Eine kleine Verbesserung, la Providence ne s'intéresse pas *tant à l'individu, qu' à l'espece*, und kein Vernünftiger wird wider diesen Satz etwas zu sagen haben!

Wollen Sie sich völlig überzeugen, daß der durchlauchtigste Verfasser nichts als diese Lehre in den Gedanken gehabt, und daß er sich blos durch die Unbestimmtheit der Worte öfters verleiten läßt, eine andere Sprache zu führen: so lesen Sie das Gedichte noch einmal aufmerksam durch. Sie werden finden, daß alle Gründe, darauf sich der Verfasser stützet, durchaus nichts mehr beweisen, als daß der Vorsehung mehr an dem Ganzen, als den einem Theile gelegen sey, daß sie das allgemeine Beste dem besondern Besten vorziehe, daß der eingeschränkte Sterbliche, nur den geringsten Theil des grossen Plans übersehe, und also thörigt und verwegen handle, wenn er von der Vor-

ſehung verlanget, ſie ſolle ſeinetwegen die unendliche Ordnung zerſtören, die die geſammten Theile des Unermeßlichen im Ganzen umfaſſet. Hier ſind die Stellen, die mir das meiſte Gewicht zu haben ſcheinen!

Dieu ſoumit les effets à leurs premieres cauſes,
Sûr des événements il laiſſe aller les choſes;
*Ce qui nous paroît bien, ce qui nous paroît mal,*
*Tout concourt en effet à ſon plan general.*
Le loix, qu' à la matiere impoſa ſa ſageſſe
Se bornent au devoir de conſerver l'eſpece.

— — — — —

Eh quoi! la taupe aveugle en ſon vil ſonterrein,
Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
Peut-elle apercevoir leur immenſe étendue?
A ſa motte de terre elle borne ſa vue.
*Maupertuis!* l'homme eſt taupe, etroitement borné,
Par l'inſtinct de ſes ſens, il ſe trouve enchaîné,
Ses jugemens ſont faux, ſes lumieres trompeuſes.

— — — — —

Tels ſont nos préjugés! l'homme d'un regard louche
Voit & ſent vivement le malheur qui le touche,

*Mais*

*Mais il n'aperçoit point dans la totalité*
*Le bien que son mal fait à la société.*
Atome imperceptible, insecte qui murmure,
De quel tort tu plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de *troubler l'Univers*
*Pour t'épargner des faims, des peines, des revers?*

Hierauf folgt eine ungemein rührende Beschreibung von der Pest, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Preussen gewütet; und endlich die daraus gezogene sehr richtige Folge:

Si ces calamités troublaient l'ordre des choses,
La main du *Tout-puissant* arrêterait leurs causes;
Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
N'est rien, quand on le voit d'un coup d'œil general.

Gestehen Sie mir, aus allen diesen Gründen konnte der Weltweise unmöglich die seltsame Folge ziehen, daß sich die Vorsehung ums Kleine gar nicht bekümmere. Ums Kleine? Wo trennen sich denn in der Natur die Grenzen des Grossen und Kleinen? Wo fangen die

Gegenstände an, für die Vorsehung wichtig genug zu werden? Die Arten sind unerheblich in Ansehung der Gattungen, die Untergattungen in Ansehung der höhern Gattungen; das Allgemeine erkennet ein noch Allgemeineres in Ansehung dessen es wie nichts zu achten ist: wo macht denn die Vorsehung den Anfang?

O nein! lassen Sie uns einem erleuchteten Kopfe keine so übel zusammenhängende Gedanken zutrauen. Beurtheilen Sie Ihn, weder aus dem Titel noch aus einigen Zeilen, in welchen sich der Weltweise zu vergessen scheinet. Vergleichen Sie lieber die angeführten Stellen in welchen ausdrücklich gesagt wird:

1) Alles was wir hier sehen, sowohl was wir für böse, als was wir für gut halten, gehört mit zum allgemeinen Plane.

2) Der eingeschränkte Mensch siehet nur einen sehr geringen Theil dieses unermeßlichen Plans,

Plans, und kann das Ganze nicht beurtheilen.

3) Er siehet und fühlet nur das Unglück, das ihn drücket, und begreift nicht, daß sein Unglück selbst das allgemeine Wohl befördere.

4) Die Natur ist nicht verbunden die Ordnung des Ganzen zu zerstören, um dem murrenden Insect, dem Menschen, Sorge, Mühe, und Widerwärtigkeiten, zu ersparen.

5) Die schrecklichsten Uebel, die sich auf Erden zutragen, zerstören die Ordnung des ganzen Weltgebäudes nicht, sonst würde ihnen der Allmächtige Einhalt thun.

Erwegen Sie diese Sätze, und sagen Sie, ob man sich deutlicher erklären kann, daß alle Uebel aus der Welt weg bleiben würden, wenn es ohne die allgemeine Ordnung zu zerstören geschehen

geschehen könnte; daß die Vorsehung zwar das Interesse eines jeden einzelnen Geschöpfes beherzige, aber nur in dem Verhältnisse, in welchem es gegen dem Ganzen stehet; sie versorgt auch das Individuum, aber weniger als die Art, einen kleinen Theil weniger, als einen grössern, und diesen weniger als das Ganze. Dieses ist die völlige Lehrmeynung des Pat. Malebranche; und ich sage es noch einmal, blos durch die Unbestimmtheit der Worte kann sich der hohe Verfasser haben verleiten lassen, zu einigen Stellen von diesen vortreflichen Lehren ganz unvermerkt abzukommen.

Ich habe mich sehr oft auf den P. Malebranche berufen, und um Sie an das System dieses Weltweisen wieder zu erinnern, will ich zum Beschlusse eine schöne Stelle aus Baylens Betrachtung über die Cometen herseßen, in welcher die Gedanken des Autors erläutert werden. „Ich trage kein Bedenken, sagt Bayle, zu behaupten, daß diejenige, „die das Wohlergehen der Ruhlosenbefreu-

„der

„bet, über die Natur der Gottheit sehr wenig „nachgedacht haben, und die Obliegenheiten „einer Ursache, die alles regiert, nach der „Richtschnur einer weit niedrigen Vorsehung „beurtheilen müssen. Dieses zeigt einen sehr „kleinen Geist an. Wie? Soll Gott, der so„wohl die freyen, als die nothwendigen Ursa„chen hervorgebracht, und so untereinander „versetzt hat, wie sie am geschicktesten sind, die „Wunder seiner unendlichen Weisheit zu offen„baren, soll er Gesetze einführen müssen, die „zwar der Natur der freyen Ursachen angemes„sen, aber so unbeständig sind, daß sie der min„deste Verdruß, der einem Menschen zustößt, „zum Untergang der menschlichen Freyheit, „völlig umstossen soll? Ein gemeiner Statt„halter würde sich dem Spotte und der Ver„achtung aussetzen, wenn er jederzeit seine „Verordnungen ändern wollte, so oft sichs „jemand einfallen läßt, wider ihn zu murren, „und Gott, dessen Gesetze auf ein so allgemei„nes Beste abzielen, daß vielleicht alles, was „uns sichtbar ist, nur einen geringen Neben„antheil

„antheil daran hat, Gott soll gehalten seyn,
„von seinen Gesetzen abzugehen, weil sie heute
„diesem, morgen jenem nicht gefallen; weil itzt
„ein Abergläubiger, den ein Wahn von bösen
„Vorbedeutungen ängstiget, von dem Irrthu-
„me, auf ein lasterhaftes Opfer übergehet, und
„itzt eine fromme Seele, die aber die Tugend
„dennoch so hoch nicht schätzet, daß sie den
„Mangel derselben für die größte Strafe hal-
„ten sollte, sich ärgert, daß ein Gottloser reich
„ist, und einer dauerhaften Gesundheit genießt?
„Kann man sich wohl von einer allgemeinen
„Vorsehung falschere Begriffe machen? Alle
„Welt gestehet, daß das Gesetz der Natur,
„das Stärkere überwindet das Schwächere,
„sehr weislich angeordnet sey, und daß es
„lächerlich sey, zu verlangen, Gott solle von
„diesem Gesetze eine Ausnahme machen, so
„oft ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäß
„fällt, das dem Besitzer sehr lieb ist, um diesem
„Besitzer den Verdruß zu ersparen. Ist nun
„dieses, so muß man gestehen, daß die Forde-
„rung eben so lächerlich sey, Gott solle von

„den-

„demselben Gesetz abweichen, so oft sich ein „Ungerechter mit dem Raube eines Rechtschaf„fenen bereichern will. Je mehr sich der Ruch„lose über die Eingebungen des Gewissens „und der Ehre hinweg setzet, destomehr ist er „dem Rechtschaffenen an Macht überlegen. „Wenn sie sich also zu nahe kommen; so muß „der Rechtschaffene nach dem Laufe der Natur „nothwendig unterliegen. — Die da verlan„gen der Lasterhafte soll krank seyn, sind eben „so unbillig, als diejenige, welche verlangen „ein Stein soll auf ein Glas fallen können, „ohne es zu zerbrechen, denn wie seine Orga„nen beschaffen sind, können die Nahrungen, „die er zu sich nimmt, und die Luft, die er „athmet, nach den Gesetzen der Natur seiner „Gesundheit auf keinerley Weise schädlich seyn. „Die sich also über seine Gesundheit beklagen, „beklagen sich blos, daß Gott ihnen zugefallen „die Gesetze nicht verändert, die er eingeführt „hat, u. s. w.

Es ist sehr Schade, setzt Leibnitz, der diese Stelle anführet, hinzu, daß Bayle diesen Weg die Vorsehung zu vertheidigen, den er so glücklich betreten, so bald wieder verläßt. Hätte er fortgefahren, was für Nutzen hätte er nicht stiften können!

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 8. May. 1760.

### Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet, * hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der, von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.



* Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofpredigers Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad. * Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf den Titel merkwür-

* Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

würdige Beschuldigungen nennt, heissen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Critik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abschied der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget

mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle „Kenner, stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit „der Teutschen, wissen die Verdienste des „Herrn Hofpredigers Cramers. Der Ver„fasser der nach dem Bossuetschen Muster „fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste und „sorgfältigste Ausleger des Briefes an die „Hebräer; der geistliche Redner, der in „unsern Tagen kaum so viel Predigten schrei„ben kann, als die Welt von ihm zu lesen „verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, „welcher seinem Originale gleicht, das er

„durch

„durch viele Anmerkungen und Abhandlun„gen bereichert hat; derjenige, dem wir die „beste Ueberſetzung der Davidiſchen Pſalmen „in gebundner Schreibart zu danken haben; „der Verfaſſer des Schutzgeiſtes; derjenige, „der an dem Jünglinge, den Bremiſchen „Beyträgen, und darauf erfolgten vermiſch„ten Schriften, einen anſehnlichen Antheil „genommen hat; endlich der Verfaſſer der „meiſten Stücke des Nordiſchen Aufſehers, „ſind nur — — ein einziger Mann, welcher „in der erſten Hälfte der gewöhnlichen Le„benszeit ein ſolcher einziger Mann iſt! —

Sie ſehen, Herr Baſedow nimmt das Maul voll, er mag ſchmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel iſt ſeine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieſer einzige Mann! Nicht zu vergeſſen: er war auch einer von den hälliſchen Bemühern, dieſer einzige Mann! — Aber ſoll ich ungerecht gegen jemand ſeyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverſchämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer iſt allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unſern trefflichſten Schrift-

stellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weis gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schicke es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darum erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat; oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die

Ehre eines Buchs zu thun sey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser Maassen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critick bey weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, dem es auf keine Weise befremdet, wenn andere andrer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die „Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie nicht „zu unvollständig scheinen sollte, müßte oft„mals in einem Tone reden, der von denjeni„jenigen, die alles, was sie sehen und hören, „in Fehlern und Lastern verwandeln, für „den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit

„mit sich selbst könnte ausgegeben werden. „Ueberdem pflegen Seelen von einer gewiß„sen Würde so wenig furchtsam und arg„wöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Un„schuld in einem gewissen Grade klar ist, bey „der verständigen und billigen Welt keine „Verantwortung derselben zu bedürfen glau„ben.„ — Nicht doch! So ein grosses Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! ꝛc.

G.

## Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches „Genie, sagt einer von den ersten, * den ich eben vor mir liegen habe," ist so ausserordentlich selten, that no coutry in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon



* Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope. S. 111.

a progidy, that one is almoſt tempted to ſubſcribe to the opinion of ſir William Temple, where he ſays: „That of all the numbers of mankind, that „live within the compaſs of a thouſand years, for „one man that is born capable of making a great „poet, there may be a thouſand born capable of „making as great generals, or miniſters of ſtate, „as the moſt renowned hiſtory. Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein ſolcher auſſerordentlicher Menſch iſt? Wenn er es wäre: er würde ganz ſicherlich ein ſchlechter Hofprediger ſeyn. Eben dieſer Engländer erkennet unter ſeinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenſer, den Schakeſpear, den Milton. Eben derſelbe ſpricht Popen den Namen eines Poeten ſchlechterdings ab. Popen ſpricht er ihn ab, der unter ſo vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Muſik gemacht hat, die wenigſtens nicht ſchlechter iſt, als die beſte Cramerſche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichſten Verſificateur. Und ich habe

Cra-

Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je mépriſe le premier: ſon talent eſt rare.* Mais ſi vous faites du verſificateur un Apollon, le poete ſera pour moi un Hercule. Or ſuppoſez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon ſur une maſſue; jettez ſur ſes epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler

der nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worinn der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrliche Mann, der es zu begreiffen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *κακὸς ἰατρὸς ὁ κατατρίβων.*

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genennt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genennt, und läßt * diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter

* Seite 9. mit

mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische Genie „des Herrn Hofpredigers, und besonders zu „erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, „ist zu bekannt, als daß der Journalist mit „Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu „finden, da er es ihm despotisch absprach, „und nichts als die Vollkommenheit eines „Versificateurs lassen wollte. — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den

den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob dess„selben drey Oden, im ersten Theile des Nor„dischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches „Urtheil zu fällen, werden die Leser aus fol„genden Strophen sehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

**Aus der Ode über die Geburt Christi.**

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.

Nun

Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet den Sohn.

## Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist die Haufe so schwer?
Allein ich will sie ganz versöhnen,
Laßt sie in diesen Wunden ruhn.
Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

## Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher!
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keinen
Wird billiger geliebt, als Er.

Können

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

G.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 15. May. 1760.

### Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur aufallen lassen, wo es auf-

fallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Grosse Beyspiele der Frömmigkeit und „Tugend unter denen, welche sich durch „Geburt und Würden über andere Menschen „erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, „daß nach meinem Urtheile, selbst die, welche „sie nicht nach ihrer ganzen Grösse kennen, „aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion „das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und von der „blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen „zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen. ꝛc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche „Beleidigung der Tugend; sie erniedriget „den

„den Menschen so tief; die Vernachläßigung „und Uebertretung der edelsten Pflichten, ist „bey ihren Ausschweifungen so unausbleib„lich, und sie hat so viele nachtheilige und „unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die „Wohlfarth derjenigen, welche sich dadurch „der schönsten Vorzüge unserer Natur berau„ben, sondern auch auf das öffentliche und „gemeine Beste, daß sowohl der Menschen„freund, als der Patriot, unter einer drin„genden Verbindlichkeit stehet, für sichre und „zuverläßige Mittel besorgt zu seyn, einem „so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen, „und den ausschweifenden Gebrauch berau„schender Getränke zu verhindern. ꝛc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern „in der Erziehung ihrer Kinder bestreben „mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an „zur Tugend zu bilden, und alles zu ver„hindern, was ihr Herz verderben, oder die

„angebohrne Unordnung deſſelben unterhal-
„ten und vermehren kann; ſo nothwendig es
„auch iſt, ſehr frühzeitig mit denſelben, als
„mit vernünftigen Weſen umzugehen, die des
„Nachdenkens und der Ueberzeugung fähig
„ſind: So iſt es dennoch beynahe unmög-
„lich, dieſe wichtigen Endzwecke ohne allen
„Gebrauch ſchmerzhafter Mittel zu errei-
„chen, ob es gleich eine eben ſo unläugbare
„Erfahrung bleibt, daß nach den von Na-
„tur ſehr verſchiedenen Charakteren der Kin-
„der, einige der Züchtigung mehr, und an-
„dere derſelben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere,
„wie ſorgfältig mein Vater ſchon in meiner
„frühſten Jugend den Geiſt der Frömmig-
„keit und eine lebhafte Neigung, aus Gehor-
„ſam und Liebe gegen das höchſte Weſen,
„tugendhaft zu ſeyn, in meine Seele zu
„pflanzen ſuchte, und wenn mir mein Ge-
„dächtniß ſagt, vor welchen Ausſchweifungen
„zu denen ich, gleich andern, ſtarke Reitzun-
„gen und Verſuchungen gehabt habe, dieſe
„Neigung mich bewahret hat: So fühle ich

„mich

„mich allezeit von den zärtlichsten Empfin„dungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob „ich sie gleich durch nichts beweisen kann, „als nur dadurch, daß ich das Andenken „seiner Gesinnungen erhalte, und durch sein „Beyspiel andere Väter aufmuntere, Kinder, „die sie glücklich zu machen wünschen, auf „eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf ein Wort glauben? Nicht? Ich be-

gehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreyßigste Stück an, „in unsern Zeiten die Bestreitung, und Ver„achtung der Religion so weit ausbreitet, daß „sie auch die Gespräche des Umganges vergif„tet; so ist es für diejenigen, welche sich nach „ihren äusserlichen Umständen in die Gesell„schaften der grössern Welt eingeflochten sehen, „nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glau„bens bekannt zu seyn, und die Gründe einzu„sehen, die einen vernünftigen Beyfall wirken. „Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß „seine Feinde; er muß ihre Stärcke, ihre „Waffen, und die Art, wie sie streiten, kennen, „damit er sich zur Zeit des Kampfes desto „glücklicher vertheidigen könne. Es scheinet „zwar, daß man von den Einwendungen „wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn „brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil „und Gewohnheit annimmt; sobald man sie

„bekennt,

„bekennt; weil es richtige, überwiegende „und unumstößliche Beweise waren, die uns „überredeten. Allein wenn man diese Wissen„schaft besitzt, und die Schwäche, die Rich„tigkeit, und besonders auch die Strafbarkeit „der Einwürfe kennt: So hat man weniger „zu befürchten, daß die Ruhe unsers Ver„standes in der Wahrheit eine unerwartete „und gewaltsame Erschütterung leiden werde; „unsre Vernunft ist selbst von einer plötzlichen „Unordnung und Verdunklung sichrer; man ist „vorbereiteter und geübter, zu widerstehen, „und ist der rechtschaffene Mann, der seinen „Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu „widerstehen, welche die grossen Grundsätze „desselben angreiffen, und entweder durch „künstliche und verblendende Schlüsse, oder „durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn „scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres „Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist „seine Ueberzeugung so gewiß und unbe„weglich, daß ihn keine Einwürfe irren kön„nen; aber wenn er in irgend einem gesell„schaftlichen Gespräche, durch solche Zudring-

„gungen aufgefodert, welche ihn verbinden,
„beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf
„gewisse Einwürfe nicht antworten kann;
„wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen
„Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu
„nehmen, und das Falsche in feindseligen
„Beschuldigungen zu entdecken: So wird er
„wider seinen Willen die stolzen Verächter
„seines Glaubens in der Einbildung bestär-
„ken, daß sie diejenigen, die sich für verbun-
„den achten, Religion zu haben, weit übersehen;
„hen; sie werden sein Stillschweigen und die
„Verwirrung, worein sie ihn brachten, für
„einen Triumph über sie selbst halten, und
„den Schwächern können sie vielleicht mit
„geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen
„Warheiten verführen, die er nicht genug
„schätzet, weil er sie nicht genug unter-
„sucht hat. ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben: wollten Sie sich nicht getrauen,

es

es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

G.

## Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen

Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Warheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Hertn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben:

haben? Sein Stil sey der schlechte Kanzelstiel eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kriticus, so oft er ein Werk zu beur-

beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begrif sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grunde von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfassers des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofpredigers Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlun-

lungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betaure; daß ich seine Zuhörer betaure. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside

sidne macht. Man suche mit Fleiß die allerkängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachläßiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredtsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat. * Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbil-

den,

* Man sehe unsern funfzigsten Brief.

ben, was er gleichwohl davon sagt? „Ich „gestehe es, sagt er, einige grosse Schrift„steller, die mehr Demosthenisch als Tullia„nisch sind, würden hier ein so ausführli„ches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber „wer war gröſſer, Tullius oder Demosthe„nes? Viele gute Schriftsteller würden dies „Gleichniß nicht so haben ausführen können, „wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese „würden auch dadurch gezeigt haben, daß „ihnen eine gewisse Art der Gröſſe in der „Beredtsamkeit fehle, die man an einem „Cramer mit Ehrerbietung bewundert. — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgearbeitetes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir, nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war gröſſer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer ist gröſſer,

Tullius

Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und schweigen.

G.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Hederichs Benjamin Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften, 8vo. Berl. 1760. 20 Gr.

Muzelii Fricd. Compendium universæ latinitatis ad ductum lexici Fabro-Cellariani 8vo. Berolini, 1760. 10 Gr.

Voyages, & avantures de Jaques Massé II. Tom. 8vo. Utopie 1760. 1 Rthlr.

Reponse de sir Manly à Milady Comtesse de Sunderland dans les Lettres de Milady Caresby, 8vo. London, 1760. 2 Gr.

Avantages du Mariage. II Tom. 8vo. Bruxelles 1760. 20 Gr.

Gellerts C. F. Betrachtungen über die Religion. 8vo. 1760. 1 Gr.

Schreiben an einen guten Freund über das Gleichniß vom verlornen Sohn. 8vo. 1760. 2 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend

XXI. Den 22. May. 1760.

### Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schiesset! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demselben einigen, die „ich selbst für rechtschaffene Männer halte, „dieser beliebte Name abgesprochen wird.“

Ich erschrack, als ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liefert. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist „es nicht ein menschlicher Fehler der größ„ten Philosophen, sich selbst durch eine un„vermerkte Zweydeutigkeit der Worte zu

„hin-

„hintergehen? Niemand hat noch eine Meta-
„physik ohne Fehler geschrieben, und ich ge-
„traue mir zu sagen, daß die Fehler in die-
„ser Wissenschaft mehrentheils aus der Zwey-
„deutigkeit der Worte entstehen. Wer mir sol-
„che Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht,
„um andere zu verblenden, wer in ein sol-
„ches Versehen nicht oft verfällt, wer sich
„nicht, wenn man ihm seinen Fehler ent-
„deckt hat, durch neue Zweydeutigkeiten hart-
„näckig vertheidiget, der kann allemal ein
„grosser und verehrenswürdiger Mann seyn,
„und dem kann man, ohne Lust an gelehr-
„ten Scheltworten, nicht Sophistereyen und
„Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein
„Leibniz, Wolf, Mosheim, ja kein gros-
„ser Mann, von seinen Beurtheilern mit
„Recht verlangen können, daß er mit solchen
„unhöflichen Vorwürfen möchte verschont
„bleiben. — Ich verstehe von der Höflich-
keit nichts, die Herr Basedow hier prediget.
Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts
weniger als Scheltwörte sind. Wenn ein
grosser Mann eine Sophisterey begehet, und

ich sage, daß er eine begangen hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwarheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein grosser und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem grossen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem grossen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Warheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret, und

ihn

ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie Er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er analisiret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener „sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu „und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat „auch Pflichten gegen Gott, welche ein „Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen „trachtet.

„Erster Zusatz. Polidar, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, „die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu

„bekümmern, ob sie es verdienen, ist also „kein rechtschaffener Mann, ob er gleich „seine Zusage hält, und zuweilen mitlei„dig ist, welches vielleicht noch eine Wir„kung des in der Jugend gelernten Cate„chismus seyn kann, den er nunmehr „verachtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat „eine natürliche Neigung zu denen Hand„lungen, die, wenn sie aus dem rechten „Grunde geschehen, rechtschaffen heissen. „Aber diese Neigung ist im hohen Grade „schwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener „muß eine gründliche Erkenntniß von den „Gegenständen haben, gegen welche man „rechtschaffen handeln muß. Indem er zu „dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch „zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und „durch diese zum Wunsche einer Offenba„rung. Alsdann hat er die Pflicht, eine „vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Un„tersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger „zu verspotten. Thut er es, so ist er (ver-

„möge

„möge des ersten Beweises) nicht recht„schaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der „Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein „Mensch, der weder geoffenbarte noch na„türliche Religion hat, die gesellschaftlichen „Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also „in dieser eingeschränkten Bedeutung ein „rechtschaffener Mann seyn könne. Man „hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in seinem Verstande für „wahr hält, und sein Herz zur Ausübung „derselben gewöhnt.“

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Warheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben.

Allein,

Allein, ich weiß nicht wie es gekommen iſt, daß man ihm auch eine vierte giebt, und ein Mann — ich will ſogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Böſewicht darunter verſtehet, der über alle Religion ſpottet.

Nun laſſen Sie uns ſehen, auf welche von dieſen vier Bedeutungen der erſte Beweis paſſet. Ein Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen andre folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Menſch ohne Religion? In der erſten Bedeutung? Nein. Denn iſt er ſchon kein Chriſt, ſo erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet dieſe Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieſer erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft

erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten? Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind; Das ist hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man setzt nehmlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihm ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nehmlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese

auch

auch Pflichten gegen den Pabſt auf; die Pflicht nehmlich dieſes Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernſt etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unſrer dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde? Das iſt unwiderſprechlich, ſollte ich meinen. Alſo, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion ſpottet? Hier giebt es zu unterſcheiden. Entweder er ſpottet darüber, weil er von der Falſchheit aller Religion überzeugt iſt; oder er ſpottet darüber, ohne dieſe Ueberzeugung zu haben. In dem erſten Falle trift ihn der Beweis eben ſo wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber iſt er ein Raſender, dem man ſchlechterdings die geſunde Vernunft und nicht bloß die Religion abſprechen muß. Gegen dieſen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Raſender, ein Mann

ohne

ohne gesunde Vernunft; kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat; sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, wäre

de

de kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funcken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das

heißt

heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte; ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

---


Bey dem Verleger ist zu haben.

Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 4to. Berlin, 1760. 6 Gr.

J. P. Versuch über die Kunst, stets frölich zu seyn. 8vo. Leipzig, 760. 4 Gr.

Agamemnon und Coriolan, zwey Trauerspiele. 8vo. Kopenh. 760. 1 Rthlr.

Curtius M. C. kritische Abhandlungen und Gedichte. 8vo. Hannov. 760. 12 Gr.

Striebritz J. F. auserlesene Warheiten der Vernunft und Religion. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr.

Mougeant W. H. Historie des dreyßigjährigen Krieges. 4ter Theil. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Briefe schottländische, oder merkwürdige Nachrichten von Schottland, 1ter Theil, 760. 1 Rthlr.

Chemnitz

Chemnitz kleine Beyträge zur Testaceotheologie, oder zur Erkäuntniß Gottes aus den Conchylien, mit K. 4to. Frft. und Leipz. 760. 16 Gr.

Gieseke A. D. Sammlung einiger Predigten. 8vo. Rostock. 760. 1 Rthlr. 6 Gr.

Hambergers G. C. zuverläßige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, 3ter Theil, 8vo. Lemgo. 760. 1 Rthlr. 16 Gr.

Sammlung verschiedener die Fieberrinde betreffender Abhandlungen und Nachrichten, mit K. 8vo. Nürnberg, 760. 16 Gr.

Kleins Jac. Theod. Classification und kurze Geschichte der vierfüßigen Thiere, mit Kupf. 8vo. Lübeck, 760. 1 Rthlr.

Michaelis Joh. Dav. Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die verstorbene hebräische Sprache zu verstehen, 8vo. Götting. 757. 12 Gr.

Palfin, Joh. Chirurgische Anatomie oder genaue Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers, mit Kupf. 4. Frft. 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

la Placette, Joh. Tod der Gerechtigkeit, oder die Weise wohl zu sterben, 2 Theile, 8vo. Zürich 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Reinhard Joh. Paul Beyträge zu der Historie Frankenlandes und 1ter Theil, 8vo. Bayreuth, 760. 16 Gr.

Ringeltaube Mich. die Religion der Engel, 1ter Theil, 8vo. Breßl. 760. 12 Gr.

Samm-

Sammlung der Schweitzerischen Gesellschaft zu Bern, von landwirthschaftlichen Dingen, 1ter Theil. 8vo. Zürich, 760. 12 Gr.

Schäfer Jac. Chr. vorläufige Beobachtung der Schwämme um Regenspurg mit Kupf. 4to. Regensp. 760. 1 Rthlr.

— Der Gichtschwamm mit grünschleimigen Hute mit K. 4to. Regensp. 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schœpflini Jo. Dan. Vindiciæ Typographicæ 4to. Argentorati 760. 1 Rthlr.

Schriften einige der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, 8vo. Altdorf, 760. 8 Gr.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend

XXII. Den 29. May. 1760.

### Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche „Erkenntniß von den Gegenständen ha„ben, gegen welche man rechtschaffen „handeln muß. Indem er zu dieser Er„kenntniß kömmt, gelangt er auch zur „natürlichen Erkenntniß Gottes; und „durch diese zum Wunsche einer Offen„barung. Alsdann hat er die Pflicht, „eine vorgegebene Offenbarung, ohne „sorgfältige Untersuchung nicht zu ver„werfen, vielweniger zu verspotten. „Thut er es; so ist er (vermöge des er„sten Beweises) nicht rechtschaffen. — Das ist ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut

seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der „Macht der Leidenschaften ist nicht zu „erwarten, daß ein Mensch, der weder „geoffenbarte noch natürliche Religion „hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu „erfüllen geneigt sey, und also in dieser „eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann seyn könne. Man hat „aber bessern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in seinem Verstande „für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt. Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden,

meine

meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nehmlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Bassedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zusatz? „Der „Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die wenn sie aus „dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung „ist im hohen Grade schwach und unzuverläßig. Warum ist sie so schwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen,

das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverläßig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverläßig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern ꝛc. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals „schon erinnert, kömmt es denn bey unsern „Handlungen blos auf die Vielheit der Be„wegungsgründe an? Beruhet nicht weit „mehr auf der Intension derselben? Kann „nicht ein einziger Bewegungsgrund, den ich

„lange

„lange und ernstlich nachgedacht habe, eben „so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungs„gründe, deren jedem ich nur den zwanzig„sten Theil von jenem Nachdenken geschenkt „habe? Wenn Herr Basedow das nicht versteht: so kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen, als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der „Herr Hofprediger, sagt er, trägt im Nor„dischen Aufseher kein System vor, und hat „die Absicht nicht, allen möglichen Chicanen „eines Widersachers auszuweichen. Sonst „hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen „müssen, ob er unter einem Manne ohne „Religion, einen solchen verstehe, der gar „keine hat, oder nur denjenigen ꝛc. Kann mann eine gröſsere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein Sy-

stem schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblats, versichert er, sey ihm diese Verkauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Böswicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse und „wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: „ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung „verstehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Böswicht

setzte

sagte voraus, Herr Cramer würde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahrscheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

G.

## Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine grosse Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das

will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seine Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrig Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. „Denn, sagt Herr Cramer, ein „Mensch welcher sich rühmet, daß er keine „Pflicht der Rechtschaffenheit vernachläßige, „ob er sich gleich von demjenigen befreyt

achtet,

„achtet, was man unter dem Namen der „Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, „muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, son„dern nur gerecht urtheilen will; weil er „selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann „gegen Gott zu seyn.„ Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „ Ein Rechtschaffener sucht alle Pflich„ten zu erfüllen, auch die Pflichten der Re„ligion; nun sucht ein Mann ohne alle Re„ligion diese nicht zu erfüllen, ergo — Denn „er hält sie für keine Pflichten: " fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält „sie für keine? das ist etwas anders. So „fällt mein Beweis in die Brüche. Ich stri„che ihn gern aus; wenn ich nicht alles „ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie „ich mir helfe.„ — Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch

„kein rechtschaffner Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? „Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vor„hin zu viel, ist zu wenig: wie werde ich es „noch machen, daß ich mich mit meinem „frommen Paradoxo durchbringe?„ — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verstehe

stehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputs kaum zu reden erlaubt ist.

G.

## Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind, „sagt er, ist zu der Zeit, da es Christum „als einen Menschenfreund, Wunderthäter „und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn „obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, „so leugnet derselbe doch zugleich, daß er „auch Gott und ein wahrer Versöhner sey, „und nur durch das letzte verdienet er den „Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: war nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? „das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch; Papa, „der mir so viel von ihm gesagt hat, hätte mir „das sonst auch wohl gesagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weis, die Christum für mehr als einen grossen und heiligen Mann halten, das also

mit

mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können: das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmlung, eine Entkräftung der schweren Warheit, eine solche Herabsetzung derselben seyn müsse, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und „daran, fahre ich fort, muß Nestor Iron„side nicht gedacht haben, wenn er es, nur „ein Jahr lang, dabey hat können bewen„den lassen, den göttlichen Erlöser seinem „Sohne blos als einen Mann vorzustellen, „dem Gott zur Belohnung seiner unschul„digen Kindheit, in seinem dreyßigsten „Jahre mit einer so grossen Weisheit, als „noch niemals einem Menschen gegeben wor„den, ausgerüstet, zum Lehrer aller Men„schen verordnet, und zugleich mit der Kraft

„begabt

„begabt habe, solche herrliche und ausserordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand „ausser ihm verrichten können. — In dieser Stelle habe ich, nach dem Herrn Basedow, nicht mehr als zwey Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im Nordischen Aufseher etwas von einem Jahr lang? Werden daselbst die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes, für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das Jahrlang ist freylich mein Zusatz, aber ich sollte meynen, ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind, sagt „Herr Basedow, ist früher fähig zu fassen „daß der Heiland ein gehorsames Kind, „ein weiser und unschuldiger Mann, ein grosser Lehrer, Wunderthäter und Menschen„freund war, als es seine Gottheit und Erlösung fassen kann.“ Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zunehmen; oder der Uebergang von dem einen Satze zu dem andern muß sehr gering und leicht seyn.

Ich

Ich Abscheu der Welt! Ich setze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihn erzehlt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sey. „Und darum, läßt er ihn fortfahren, darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menschen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel seiner Aeltern zurück gelegt hatte, in seinem dreyßigsten Jahre mit einer so grossen Weisheit ausgerüstet ꝛc.„ Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder

der derselben gezogen werden. Wenn ich also lese: Darum, weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreyßigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus ꝛc: so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wuße ia sonst nichts anders von Christo?

G.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXIII. Den 5. Junius. 1760.

### Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die „Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem „Rathe (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist seyn „sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugefügt hat? — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus bloßer Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus bloßem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der „Offenbarung eine Anleitung zu einer vor-

„züglichen Art des Unterrichts in dieſen uns
„ſo nothwendigen und unentbehrlichen Leh-
„ren, und zwar ſo wohl in der vortrefflichen
„Rede, die Paulus vor den Athenienſern,
„als in der Schutzrede, die er vor dem Land-
„pfleger Feliz und dem Könige Agrippa hielt.
„In beyden redet er von Chriſto: aber auf
„eine ſolche Art, die uns lehrt, wie man
„diejenigen von ihm unterrichten müſſe, die
„noch gar keine Erkenntniſſe von ſeiner erha-
„benen und herrlichen Perſon haben. Er
„ſchwieg mit einer bewunderswürdigen Weis-
„heit in dem erſten Unterrichte, den er den
„Athenienſern gab, von den ſchweren und
„tiefſten Geheimniſſen des Chriſtenthums.
„Er fieng damit an, daß er ihnen einen
„Begrif von der Gottheit beyzubringen ſuchte.
„Die Schöpfung und Regierung der Welt
„von Gott, und ſeine Vorſehung, die Schul-
„digkeit ihn kennen zu lernen, und ſeinen
„Geſetzen zu gehorchen, und das künftige
„Gericht durch einen Menſchen, den er
„dazu erſehen, und deswegen von den Tod-
„ten erweckt hätte, waren die erſten Lehren,
„die er ihnen verkündigte: und er wählte ſie

„offen-

offenbar deswegen, weil sie schon einige obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reitzen. Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man sieht diesen grossen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige ausführen, was von einem noch ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden.

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) „ist vollkommen gründlich, und dem Gelehrten zu stark,

„als daß er ihrer erwehnen dürfte. Man „darf nicht sagen, daß das Apostolische Exem„pel deswegen, weil Heiden und Juden Mei„nungen hatten, die den Geheimnissen des „Christenthums gerade entgegen gesetzt waren, „einem stufenweise zunehmenden Unterrichte „der Kinder nicht zur Rechtfertigung dienen „könne. Denn erstlich erhellet doch so viel „daraus, daß es nicht ketzerisch sey, von „Christo anfangs dasjenige zu sagen, was „weniger wunderbar ist, und vors erste von „dem Schweren und Geheimnisvollen zu „schweigen. Zweytens ist das Unvermögen „kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheim„nisse zu verstehen, gewiß eine eben so wich„tige Ursache dieser Lehrart, als die Vorur„theile der Juden und Heiden.

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese: daß

daß Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Athenienſern. * Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; bringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte, Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Busse zu thun; diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal Mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den



* Apostelg. XVII.

Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beschlossen hat, und jedermann kündete den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will, die er den Athenienſern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hatten etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoiker wurden kalt; jene lachen; diese gähnten: keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frag' ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten! Es ist ja offenbar nichts mehr, als der bloſſe Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer bewunderns-

würdi-

würdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis *, den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Verantwortung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Ueberzeugung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus



* Apostelg. II, 22.

lus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epicurer und Stoiker, Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheinet als „wolle er neue Götter verkündigen; das „machte, er hätte ihnen das Evangelium „von Jesu verkündiget.“ Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Athenien-

sern

sein gab; und zweytens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrösserungsglas, was er mit blossen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr auſſer Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heumann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgeleherten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von

der obigen Rede des Paulus, Vers von Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden „aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, „wenn sie glauben, es habe Paulus diese „Rede an die Professoren der Stoischen und „Epicurischen Weisheit gehalten, und daher „die Lehren der Vernunft von Gott oder der „philosophischen Theologie vornehmlich vorge„tragen. Der letztere, Fabricius, will auch „die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen, „und suchet sie auch darinnen, daß Paulus „Gott nicht den Gott Abrahams, Isaacs und „Jacobs genennet, auch seine Lehren nicht aus „den Propheten, sondern aus heidnischen Poe„ten, bestätigt, wie auch Jesum nicht einmal „mit Namen genennt habe. Wie unbedacht„sam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise „Paulo fast eben die Klugheit beygelegt, welche „die Jesuiten in China ausüben, deren Bekeh„rungsklugheit von ihren eigenen Religions„verwandten gemißbilligt wird? — Was

sagen

ſagen Sie zu dieſer Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wiſſen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er ſchrieb mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von den ſchweren und tiefſten Geheimniſſen des Chriſtenthums. Die Rede, die der Apoſtel auf dem Areopago hielt, war der erſte Unterricht nicht, den er den Athenienſern gab; und in dem vorhergegangenen erſten Unterrichte, ſagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jeſus ſey der Sohn Gottes.“ „Die Spötter nennten Jeſum einen neuen und „fremden, das iſt, bisher unerhörten Gott. „Sie ſagten neue Götter, und meinten doch „nur den von Paulo geprediget Jeſum. Dieſe „Art zu reden iſt gewöhnlich, wenn man indefinite redet ꝛc. Eben ſo ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede ſelbſt, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der ſpöttiſchen Zuhörer nicht

* S. deſſen Erklärung des neuen Teſtaments, Seite 246 des ſechſten Theiles.

nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte τὸν μέλλοντα κρίνειν durch, die „Glaubenslehren allen Menschen vortragen, „und sie belehren, daß die Seligkeit zu erlan„gen, der Glaube an Jesum das einzige Mit„tel sey. Er sagt nicht, daß der Apostel den Athenienſern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis, fährt der Doctor „fort, würde er ihnen überzeuglich gegeben ha„ben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem „Schreyen ihm in die Rede gefallen wären, „und dieselbe zu beschliessen, ihn genöthigt „hätten. ꝛc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit,

heit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu gröſſern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlan-

erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen; so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fähret der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschracken sie; nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus „habe Christum dem Agrippa, zuerst nicht als „einen Versöhner, der für die Menschen eine „vollkommene Genugthuung geleistet hatte, son„dern als den Lehrer des menschlichen Ge„schlechts bekannt gemacht, als den, der ver„kündigen sollte ein Licht dem Volke Israel „und den Heiden.„ Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias versprochen habe; sondern den er blos überführen mußte, daß Jesus der versprochene Meßias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären

wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: **Daß Christus sollte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.**

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche **Herr Basedow vollkommen gründlich**, und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus blossem Mitleiden nicht erwähnt.

G.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

### Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurtz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Projekt muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die

bereits im Gange sind, geschehen können. Beydes vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubest du ꝛc. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgenfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: wars es nicht sehr natürlich, daß wir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer „lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume „begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey ausweichen, wenn sie von der Religion „überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen „wissen. Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß

ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch „der Nordische Aufseher hat ein ganzes „Stück dazu angewandt, sich diese Mine der „neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben ꝛc. Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: Auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Mine, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freydenkerey damit zu maskiren; und Er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

G.

Hundert

## Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreyfachen Art „über Gott zu denken, dessen Verfasser der „Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn „Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er „muß vermuthlich das Klopstockische Siegel „nicht darauf gesehen haben, wie auf andern „Stücken desselben Verfassers, von welchen er „mit Hochachtung redet. — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück ge-

macht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr „Klopstock, heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Criticus sich demselben auch „anstellt ꝛc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in * *; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herr Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genis gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil; weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer

„Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heissen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt blos: „Ob man denn über alle „Dinge etwas neues sagen müsse? Und ob „denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt „habe, das Wort denken anders zu nehmen, „als es in der üblichen Sprache einiger Sy„steme genommen werde? Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret; als worum mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Warheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre,

das, was mir dabey dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Warheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre „vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den „Ausdruck neue Warheiten zu vermeiden, „oder ihn vielmehr zu erklären.“ Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem „Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so „etwas auch nur vermuthen zu können. Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klop-

stock

ſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man „oft gar nichts dabey empfinde. Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es „iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich „und ſchön, wie die folgende Strophe.

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach! ach nur dann nie allen Frommen.
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!

Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich! Wenn das gedankenreich ist; so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder, ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutschen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den

Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob „jemand von Lessings schönen Fabeln ur„theilen wollte, sie wären so witzig, daß sie „oft ganz abenwitzig darüber würden. Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

G.

## Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Kleinigkeiten, mit Verkrümmungen um sich, und der Hamburgische

sche Anzeiger sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, daß sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreyßigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem „Schlusse des ersten Theils ihrer Blätter, in „Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar „noch nicht gesehen, so oft ich sie auch auf „unsern Spatziergängen aufgesucht habe, und „ich habe ein schönes Gesicht. Gewiß Sie „entziehen sich dem Publico allzusehr. Dem „noch getraue ich mir, Sie vollkommen zu „treffen. Das verspreche ich: Ihr Portrait

„soll

„soll keinem in der Bibliothek der schönen „Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes „saures Gesichs mit Runzeln, wie Gellert „und ein anderer Dichter; tiefsinnig; schief; „auch ein wenig mürrisch; denn im Schat„ten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte „nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den „Grabstichel in die Hand zu nehmen; die „Platte ist schon fertig. Ich mache auch „Inscriptionen in Prosa und Versen, wenn „Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, „wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild „dem Werke, ohne Ihr Wissen nicht vorse„tzen will. Aber der wunderliche Mann! „Er soll nicht dabey zu kurz kommen; das „Buch wird gewiß desto bessern Abgang ha„ben. Nur muß er meine Mühe nicht um„sonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen „stecken: Ich kenne eine etwas betagte rei„che Wittwe, welche alle Augenblicke bereit „ist, sich in Sie zu verlieben, wenn Sie so „aussehen, wie ich Sie zeichnen will. Die

„Frau

„Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch „noch Wittwer? Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigster Diener
Philipp Rauk.
Kupferstecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gemacht hat, wirklich Rauke heiße, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann, wie der Nordische Aufseher, der von nichts als Religion und Nüchlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: „Mein „Herr, der sie so eigenmächtig nicht Tadel, „sondern Schande austheilen, darf ich wohl „wissen, wie ich zu diesem Brandmahle komme „nie? Es ist wahr, ich habe eines von den

„bewußt

„unwissen Portrait gestochen; aber nicht
„aus freyem Wissen, sondern weil es mir
„aufgetragen ward, weil mir die Arbeit be-
„zahlt ward, und ich von dieser Beschäfti-
„gung lebe. Ich habe mein Bestes gethan.
„Allein man hat mir ein so schlechtes Ge-
„mählde geliefert, daß ich nichts besseres dar-
„aus habe machen können. Ich sage Ihnen,
„daß alle die Fehler, die sie in meinem Sti-
„che tadeln, in dem Gemählde gewesen sind;
„und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des
„Gemählbes nach Gutdünken verbessern kann,
„ohne in Gefahr zu seyn, die Aehnlichkeit auf
„einmal zu vernichten. Was weis ich, ob
„Herr Hallert ein Adonis ist, oder ein sau-
„res Gesicht mit Runzeln hat? Was weis
„ich, ob der andere Dichter (den ich nicht
„einmal gestochen habe) schief und mürrisch
„aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leu-
„te, wie wir sie gemahlt finden. Und als
„Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich
„doch immer noch einen Stichel gezeigt, der
„fester und kühner ist, und mehr verspricht,
„als daß er eine so öffentliche Beschimpfung

„verdient

„verdient hätte. Doch dem sey wie ihm „wolle. Wenn ich auch schon der allerelen„deste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie „aus den Schranken des kritischen Tadels? „Warum muß ich noch etwas schlimmeres „als der elendeste Kupferstecher, warum muß „ich ihr Kuppler seyn? Muß ich ihr Kup„pler seyn, weil ihre Freunde das Unglück „durch mich gehabt haben, nicht so schön und „artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich „in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige „frage ich Sie: muß ich darum ihr Kup„pler seyn? — Wenn, sage ich, der Künst„ler zu dem Aufseher so spräche; was könn„te der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen.

G.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 19. Junius. 1760.

### Hundert und dreyzehnter Brief.

Einen Schriftsteller tadeln, ist eine Beleidigung. Sollte nicht einen andern loben, weit gröſſere Beleidigung seyn? Ich müßte die Schriftstellereitelkeit wenig kennen, wenn ich hieran zweifeln könnte. Wollte man nun den bösen Gott der Dummheit nur in etwas schonen; so müßte man sparsam im Loben seyn, und Mine machen, als wenn man auch an dem besten Schriftsteller etwas auszusetzen fände? Verständige wissen schon, daß man öfters einen Unschuldigen mit der Ruthe streichen muß, wenn ein gezüchtigtes Kind zu schmollen aufhören soll.

Sie können nicht glauben, was das Beurtheilen für eine unangenehme Beschäftigung ist, wenn man nichts als zu tadeln findet,

und gleichwohl aus jedem Tadel einen verdrießlichen Streit entstehen siehet. Man müßte alle Gedult verlieren, wenn nicht dann und wann das Vergnügen zu loben wieder aufmuntern sollte; aber wie selten kann man sich dieses Vergnügen machen? — Ich lief seit einigen Tagen die Menge Neuigkeiten durch, die uns die Leipziger Messe hergegeben, um Ihnen das Merkwürdigste mitzutheilen, und fand ein Schriftchen von vier kleinen Bogen, das mit ungemeinem Witze geschrieben ist. Es führet die etwas seltsame Aufschrift: Socratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammen getragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween. * Die Schreibart hat viel Aehnlichkeit mit der Winkelmannschen. Derselbe körnigte aber etwas dunkele Styl, derselbe feine und edle Spott, und dieselbe vertrauete Bekantschaft mit dem Geiste des Alterthums, insbesondere werden Sie bemerken, daß unser Verfasser die naive Laune

* Amsterdam 1759.

Laune des Socrates sehr glücklich gefaßt hat. Die Schilderung die er von dessen Charakter macht, scheinet nach dem Leben zu seyn.

Die Zween, denen die zwote Zuschrift gewidmet ist, sind Freunde des Verfassers, ein Paar Anbether des Publicums, wie er sich ausdrückt, die er durch diese Pillen von dem Dienste der Eitelkeit zu reinigen wünschet. „Wo ein gemeiner Leser nichts als Schimmel „sehen möchte, spricht er, wird der Affect der „Freundschaft Ihnen, meine Herren, in die„sen Blättern vielleicht ein mikroscopisch „Wäldchen entdecken.„ Ich bin einer von den gemeinen Lesern, und glaube dennoch ein sehr anmuthiges Wäldchen entdeckt zu haben, ob ich gleich gestehe, daß mir manche Stelle dunkel scheinet, dazu vielleicht die Zween das Mikroscop in Händen haben. — „Ich „habe über den Socrates, fährt er fort, auf „eine socratische Weise geschrieben. Die „Analogie war die Seele seiner Schlüsse, „und er gab ihnen die Ironie zu ihrem „Leibe. — Socrates war, meine Herren, „kein gemeiner Kunstrichter. Er unterschied

„in den Schriften des Heraklitus, dasjenige
„was er nicht verstand, von dem, was er
„darin verstand, und that eine sehr billige und
„bescheidene Vermuthung von dem Verständ-
„lichen auf das Unverständliche. Bey dieser
„Gelegenheit redete Socrates von Lesern,
„welche schwimmen könnten. Ein Zusam-
„menfluß von Ideen und Empfindungen in
„dieser lebenden Elegie vom Philosophen,
„machte desselben Sätze vielleicht zu einer
„Menge kleiner Inseln, zu deren Gemein-
„schaft Brücken und Fähren der Methode
„fehleten.„ Richtiger kann man von den grossen Warheiten, und unzuverläßigen Beweisgründen des Socrates nicht urtheilen!

In der Einleitung redet der Verf. von der philosophischen Geschichte. „Weil
„Stanley ein Engländer, und Brucker
„ein Schwabe ist; so haben beyde die lange
„Weile des Publicums zu ihrem Ruhme
„vertrieben; wiewohl das Publicum auch für
„die Gefälligkeit, womit es die ungleichen
„Fehler dieser Nationalschriftsteller übersehen,
„gelobt zu werden verdienet.

„Des

Des Landes, fährt er fort, ein Autor von „encyclopischem Witze, hat eine chinesische „Caminpuppe für das Cabinet des gallicani„schen Geschmacks hervorgebracht. Der „Schöpfer der schönen Natur scheint die „größten Köpfe Frankreichs, wie Jupiter „ehmals die Cyclopen zur Schmiede der „Strahlen und Schwärmer verdammt zu „haben, die er zum tauben Wetterleuchten „und aetherischen Feuerwerken nöthig hat. — „Ich glaube zuverläßig, daß unsere Philo„sophie eine andere Gestalt nothwendig ha„ben müßte, wenn man die Schicksale dieses „Namens oder Worts, Philosophie, nach „den Schattierungen der Zeiten, Köpfe, Ge„schlechter und Völker, nicht wie ein Gelehr„ter oder Weltweiser selbst, sondern als ein „müßiger Zuschauer ihrer olympischen Spiele „studiert hätte, oder studieren könnte.„ Wie seltsam! So ist ein müßiger Zuschauer der diese olympische Spiele so studiert hat, kein Gelehrter? kein Weltweiser? Man kann einem Geschichtschreiber der Philosophie schwerlich die Unpartheylichkeit zumuthen, die

man von einem bürgerlichen Geschichtschreiber fordert. Die Begebenheiten, die der erste erzehlen soll, interessiren ihn allezeit mit, und er ist entweder nicht unterrichtet, oder hat Partie ergriffen. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß unsere philosophische Geschichte, immer noch einer Geschichte der Weltweisen ähnlicher siehet, als einer Geschichte der Weltweisheit.

Von den Denkmälern des Alterthums, die verloren gegangen, sagt der Verfasser: „Wenn „kein junger Sperling ohne unsern Gott auf „die Erde fällt; so ist kein Denkmal alter „Zeiten für uns verloren gegangen, das wir „zu beklagen hätten. Sollte seine Vorsorge „sich nicht über Bücher erstrecken, da Er „selbst ein Schriftsteller geworden, und der „Geist Gottes so genau gewesen, den Werth „der ersten verbothenen Bücher aufzuzeichnen, „die ein frommer Eifer unserer Religion „dem Feuer geopfert? * Wir bewundern „es an Pompejus, als eine kluge und edle „Handlung, daß er die Schriften seines

Feins

* Apostelgesch. XIX. 19.

„Feindes Serrorius aus dem Wege räumte;
„warum nicht an unserm Herrn, daß er die
„Schriften eines Celsus untergehen lassen?
„Ich meine also nicht ohne Grund, daß
„Gott für alle Bücher, woran uns was ge-
„legen, wenigstens so viel Aufmerksamkeit
„getragen, als Cäsar für die beschriebene
„Rolle, mit der er in die See sprang, oder
„Paulus für sein Pergamen zu Troada.* —
„Wenn wir mehr Werke der Alten hätten,
„als uns die Zeit hat schenken wollen; so
„würden wir selbst genöthiget werden, un-
„sere Ladungen über Bord zu werfen, unsere
„Bibliotheken in Brand zu stecken, oder es
„wie die Holländer mit dem Gewürze zu
„machen.„ Er beschließt seine Einleitung
mit diesen Worten: „Socrates besuchte
„öfters die Werkstäte eines Gerbers, der sein
„Freund war, und wie der Wirth des Apo-
„stel Petrus zu Joppe, Simon hieß. Der
„Handwerker hatte den ersten Einfall die
„Gespräche des Socrates aufzuschreiben.
„Dieser erkannte sich vielleicht besser in den-

 selben,

* 2 Tim. IV, 13.

„selben; als in Platons, bey deren Lesung er „gestutzt, und gefragt haben soll: Was hat „dieser junge Mensch im Sinn aus mir „zu machen? — Wenn ich nur so gut „als Simon der Gerber meinen Held „verstehe!„ —

Der Sokratische Unterricht ist jederzeit mit den Hebammenkünsten verglichen worden. Diesen Begrif will der Verf. in dem ersten Abschnitte entwickeln. „Wie der „Mensch, spricht er, nach der Weisheit „Gottes erschaffen worden, so scheinet der „Leib eine Figur oder ein Bild der Seele zu „seyn. Wenn uns unser Gebein verholen „ist, weil wir im Verborgenen gemacht, weil „wir gebildet werden unter der Erde; wie „viel mehr werden unsere Begriffe im Verbor„genen gemacht, und können als Gliedmaas„sen unseres Verstandes betrachtet werden. „Daß ich sie Gliedmaassen des Verstandes „nenne, hindert nicht, jeden Begrif als eine „besondere und ganze Geburt selbst anzusehen. „Socrates war also bescheiden genung seine „Schulweisheit mit der Kunst eines alten

Wei-

„Beides zu vergleichen.„ — Der Gedanke ist völlig in dem Socratischen Sinn, aber wie mich dünkt, von dem Verf. nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte gezeigt worden. Unser Lernen, behauptete Socrates, sey nur ein bloſſes Erinnern, denn der Same aller Begriffe, die wir erlangen, liegt von je her in der Seele, und wartet nur auf die Gelegenheit, die sein Aufkommen befördert, so wie die Frucht im Mutterleibe schon die Grundbildung des künftigen Mannes enthält, und nur die Hand der Zeit und Gelegenheit erwartet, um sich in gröſſere Theile auseinander zu wickeln. Dieſes zu beweiſen, verrichtete er einſt seinen Hebammendienſt bey den Knaben seines Wirths, und lockte durch bloſſes Fragen einen tiefſinnigen mathematiſchen Satz aus dem Munde eines Unwiſſenden, der kaum wußte, was Länge und Breite sey. Er war also nicht beſcheiden, ſondern nach ſeiner Lehrmeinung aufrichtig genung, ſeine Schulweisheit mit der Hebammenkunſt zu vergleichen.

Ueber die liebloſe Beſchuldigung einiger Neuern, davon man weder in der Anklage des Anytus, noch in dem ariſtophaniſchen

Pasquill, die mindeste Spur findet, erklärt sich der Verfasser folgendergestalt: „Bey „der Bildhauerkunst, in welcher Socrates „erzogen worden, war sein Auge an der „Schönheit und ihren Verhältnissen so ge„wöhnt und geübt, daß sein Geschmack an „wohlgebildeten Jünglingen uns nicht beirren„den darf. Wenn man die Zeiten des Hei„denthums kennet, in denen er lebte; so ist „es eine thörichte Mühe ihn von einem La„ster weis zu brennen, das unsere Christen„heit an Socrates übersehen solte, wie die „artige Welt an einem Toußaint die kleinen „Romanen seiner Leidenschaften, als „Schönflecken seiner Sitten. — Daß er „das ihm beschuldigte Laster gehaßt, wissen „wir aus seinem Eifer gegen dasselbe, und „in seiner Geschichte sind Merkmale seiner „Unschuld, die ihn beynahe lossprechen. Man „kann keine lebhafte Freundschaft ohne Sinn„lichkeit fühlen, und eine metaphysische Liebe „sündiget vielleicht gröber am Nervensaft, „als eine thierische an Fleisch und Blut. „Socrates hat also ohne Zweifel für seine „Lust an einer Harmonie der äusserlichen

und

„und innerlichen Schönheit, in sich selbst „leiden und streiten müssen.“

Ein Hauptzug in dem Charakter des Socrates, ist seine vorgebliche Unwissenheit. Kriton soll die Kosten hergegeben haben, ihn von einer ansehnlichen Anzahl von Lehrmeister und Lehrmeisterinnen unterrichten zu lassen, und gleichwol blieb Socrates seinem eigenen Vorgeben nach, unwissend. „Das „Loos der Unwissenheit und die Blösse der„selben, sagt unser angenehmer Schriftsteller, „macht eben so unversöhnliche Feinde, als „die Ueberlegenheit an Verdiensten und die „Schau davon. War Socrates wirklich „unwissend; so muste ihm auch die Schande „unwissend seyn, die vernünftige Leute sich „ergrübeln, unwissend zu scheinen.“

Die Erläuterungen, die der Verfasser von diesem sonderbaren Geständnisse des Socrates giebt, sind so gründlich, so sehr in dem Charakter des Socrates, daß sie einen vertrauten Schüler desselben verrathen, der ihm sogar einen Theil seiner glücklichen Unwissenheit abgelernt hat. — Ich muß heute wider meine Gewohnheit blos abschreiben; ein ander-

andermal will ich Glossen machen, wenn ich einen schlechtern Autor vor mir habe. — Nachdem der Verfasser die Unwissenheit des Socrates mit dem Orakelspruche sowohl als mit der Ueberschrift des Tempels verglichen, und nach Anleitung der bekannten Apologie des Socrates, dargethan, daß ihn das Orakel nur deswegen den weisesten unter allen Sterblichen genennet, weil er sich selbst kennet, und weiß, wie wenig er weiß; so fährt er fort, diesen Wahlspruch des Weltweisen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nemlich so, wie er sich dessen gegen die Sophisten seiner Zeit bediente.

„Wir wollen annehmen, heißt es, daß wir „einem Unbekannten ein Kartenspiel anbö„then. Wenn dieser uns antwortete: Ich „spiele nicht; so würden wir dieses entwe„der auslegen müssen, daß er das Spiel „nicht verstünde, oder eine Abneigung dage„gen hätte, die in öconomischen, sittlichen „oder andern Gründen liegen mag. Gesetzt „aber ein ehrlicher Mann, von dem man „wüßte, daß er alle mögliche Stärke im „Spiel besäße, und in den Regeln sowohl,

„als verbotenen Künsten bewandert wäre,
„der aber ein Spiel niemals anders als auf
„den Fuß eines unschuldigen Zeitvertreibs
„lieben und treiben könnte; gesetzt dieser
„Mann würde in einer Gesellschaft von sei-
„nen Betriegern, die für gute Spieler gelten,
„und denen er von beyden Seiten gewachsen
„wäre, zu einer Partey mit ihnen aufgefodert.
„Wenn dieser sagte: Ich spiele nicht; so
„würden wir mit ihm den Leuten ins Ge-
„sicht sehen müssen, mit denen er redet, und
„seine Worte ergänzen können: Ich spiele
„nicht; nemlich, mit solchen als ihr seyd,
„welche die Gesetze des Spiels brechen, und
„das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein
„Spiel anbietet; so ist unser gegenseitiger
„Vergleich den Eigensinn des Zufalls für un-
„sern Meister zu erkennen, und ihr nennet
„die Wissenschaft eurer Finger Zufall, und
„ich muß ihn dafür gelten lassen, wenn ich
„nicht will die Gefahr wagen, euch zu beleidi-
„digen, oder die Schande wählen, euch nach-
„zuahmen. — In diese rauhe Töne läßt sich
„die Meinung des Socrates auflösen, wenn
„er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit,
sagte:

„sagte: Ich weiß nichts. Daher kam es, „daß dis Wort ein Dorn in ihren Augen, und „eine Geissel auf ihren Rücken gewesen. — „Die alten und neuen Skeptiker hingegen, „mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut der „Sokratischen Unwissenheit einwickeln, so ver„rathen sie sich durch ihre Stimme und Oh„ren. Wissen sie nichts; was braucht die „Welt einen gelehrten Beweis davon? Ihr „Heucheltrug ist lächerlich und unverschämt. „Wer aber so viel Scharfsinn und Beredt„samkeit nöthig hat, sich selbst von seiner Un„wissenheit zu überführen, muß in seinem Her„zen einen mächtigen Widerwillen gegen die „Warheit derselben hegen. “

Dem letzten Grund mehr Nachdruck zu geben, behauptet der Verfasser einen Satz, der einer Sophisterey nicht unähnlich siehet. „Was man glaubt, hat nicht nöthig bewiesen „zu werden, und ein Satz kann noch so un„umstößlich bewiesen seyn, ohne deswegen „geglaubt zu werden, — ja man kann den „Beweis eines Satzes glauben, ohne den Satz „selbst Beyfall zu geben.“ Wie will sich denn der Verfasser Rechnung machen, daß der seinige

nige Beyfall erhalten wird? — Socrates hätte sich auf Anhörung desselben in seinen Mantel eingewickelt, und seinem Schüler selbst entgegen gerufen: Ich weiß nichts —

Man kann an das schimpfliche Ende dieses ehrlichen Weisen nicht gedenken, ohne dem menschlichen Geschlechte ein wenig gram zu werden. Der Verfasser wird ordentlich bitter, und fügt seinem Werkgen eine Schlußrede an, die eine misantropische Laune verräth: — „Wer nicht vom Brosamen oder „Allmosen, auch nicht vom Raube zu leben, „und für ein Schwert alles zu entbehren „weiß, ist nicht geschickt zum Dienste der Wahrheit; der werde frühe! ein vernünftiger, „brauchbarer, artiger Mann in der Welt, „oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken; „so ist er für Hunger und Durst, für Galgen „und Rad sein lebelang sicher.

„Ist es wahr, daß Gott selbst, wie es in „dem guten Bekenntnisse lautet, das er „ableget; ist es wahr, sage ich, daß Gott „selbst, dazu ein Mensch wurde, und dazu „in die Welt kam, daß er die Warheit zeugen möchte; so brauchte es keine Allwissenheit

„heit vorherzusehen, daß er nicht so gut, wie „Socrates von der Welt kommen, sondern „eines schmählichern und grausamern Todes „sterben würde, als der Vatermörder des „allerchristlichsten Königs, Ludwigs des „Vielgeliebten, der ein Urenkel Ludwigs des „Grossen ist.“ — Plato läßt sich im zweyten Buche seiner Republik eine ähnliche Bitterkeit entfahren: „Ein Gerechter von dieser „Beschaffenheit,“ legt er seinem Bruder Glaucon in den Mund, „stehet in Gefahr, sein „Leben in beständigen Quaalen hinzubringen, „gegeisselt, gefoltert, in Fessel geschmiedet, „seiner Augen beraubt zu werden, und end„lich sein elendes Leben auf dem Rade zu be„schliessen, um dadurch zu lernen, daß man „nicht gerecht zu seyn, sondern nur zu schei„nen streben müsse u. s. w.

Ich wünsche, daß unser Verfasser sein Miniaturgemälde ins Grosse bringen wolle, damit die edlen Züge desto deutlicher werden, die er jetzt kaum hat anzeigen können.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXVI. Den 26. Junius. 1760.

### Hundert und vierzehnter Brief.

Ich habe wie Sie wissen, schon lange gewünschet, daß man von der Geschichte der Malerey, und der übrigen, die Zeichenkunst zum Grunde habenden Künste, in deutscher Sprache nur wenigstens ein mittelmäßiges gutes Buch hätte. Es sind in Deutschland viele Liebhaber dieser edlen Künste, aber nicht alle sind der ausländischen Sprachen kundig, und nicht alle können ihre Liebhaberey so weit erstrecken; daß sie alle in Italiänischer, Französischer und Holländischer Sprache von der Geschichte der Malerey herausgekommene Werke sich anschaffen solten. Viele können sich auch nicht, gleichsam ex professo mit der

Geschichte der Malerey abgeben, und wolten daher nur gern eine zuverläßige Nachricht von dem Leben und den Werken der berühmtesten Maler haben, von denen man so zu sagen täglich reden hövet. Diesen wüßte ich sogar unter den ausländischen Büchern, ausser dem Nouvel Abregé des Herrn d' Argenville nichts, nur mittelmäßig vollkommenes vorzuschlagen. Gleichwol ist dieses aus drey Quartanten bestehende kostbare Werk auch nicht vor jederman. Sonst aber hat man in Französischer Sprache nichts allgemeines, ausser den Werken des Harms, Felibien und de Piles, die aber wegen der fehlenden Neuern und jetztlebenden Maler allzuunvollkommen sind. Im Italiänischen wimmelt das Abecedario Pittorico von Fehlern. Die meisten andern Schriftsteller handeln blos von Italiänischen Malern, ja einige als Malvasia, Lione Pascoli, Domenici haben sich auf gewisse Provinzen von Italien eingeschränkt. Die Holländer haben, einige Uebersetzungen ungerechnet, meines Wissens

nichts

nichts von der allgemeinen Geschichte der Maler; ausser Vanmanders Schilderboek; welches aber alzu alt ist. Houbraken, Weyerman und von Gool, haben blos die Lebensbeschreibungen Niederländischer Maler beschrieben. Im Deutschen hat man den einzigen Sandrart, aber sein Werk ist nicht allein selten zu finden, sondern auch dermassen voller unnützer Anschweifungen und Weitläuftigkeiten, die manchen die Lust benehmen, zwey dicke Folianten durchzulesen, in welchem nichts destoweniger, alle, seit Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Künstler fehlen. Also hat man eigentlich im Deutschen nichts, worin man sich in der Geschichte der Mahlerey Raths erholen könnte, und was zugleich der Mahlerey, mehrere Liebhaber in Deutschland erwerben könnte; denn ich behaupte, daß sich bey uns die Liebhaber der Mahlerey merklich vermehren würden, wenn wir einige Lehrbücher zu der Theorie und Geschichte derselben hätten, die einem Liebhaber seine ersten Bemühungen in etwas

erleichtern könnten. Urtheilen Sie also dann meiner Freude, als ich vor einigen Monaten in verschiedenen gelehrten Berichten den prächtigen Titel fand: Allgemeine Künstlerhistorie oder berühmter Künstler Leben, Werke und Verrichtungen, mit vielen Nachrichten von raren alten und neuen Kupferstichen beschrieben von Johann Wolfgang Knorr. Mit den Bildnissen vieler Künstler, Nürnberg, 1759 in Quarto. Und zugleich Recensionen die dieses Werk unsgemein anpreisen, und davon sogar als von etwas, dergleichen seit langer Zeit in Deutschland nicht erschienen wäre, redeten. Ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich dieses Werk, ohnerachtet es noch nicht fertig war, von Nürnberg erhalten hatte. Aber wie groß war nicht gleich mein Erstaunen, als ich das Titelblatt aufschlug, nur die darunter liegende Lage von Kupferblättern zu besichtigen. Das oberste Blatt stellte den Martin Schön, Michael Wohlgemuth und Marcus Antonius vor, so abscheulich, daß sie nicht eine

gestal

gekalter seyn könnten, wann ein Bauer ihre Köpfe aus Holz geschnitzt hätte, daß sie seinen Kindern zum Puppenspiele dienen solten. Nun dachte ich, Herr Knorr ist zwar ein schlechter Kupferstecher, aber er kann vielleicht doch ein mittelmäßiges Buch von der Geschichte der Künstler geschrieben haben, aber nachdem ich es durchgelesen, so ist auch diese Hofnung verschwunden. Die Absicht des Verfassers mag ganz gut gewesen seyn, aber es scheinet ihm an vielen nöthigen Hülfsmitteln gefehlet zu haben. Insbesondere hat sein Werk gar keinen ordentlichen Plan, daß er sich also an sein Schreibepult gesetzt hat, ohne noch selbst recht zu wissen, was er schreiben wolte, er sagt zwar in der Vorrede: „Der Nutzen „von diesem Vorhaben solle seyn, daß in einem „Werke bey einander zu finden sey, was oft „mit vieler Mühe oder wol gar vergeblich ge„sucht wird.“ Aber ich finde dis in dem Werke selbst nicht, denn ich habe wirklich viele nöthige Dinge darin vermisset, die sonst auch in bekannten Büchern nicht eben so gar schwer zu finden

erleichtern könnten. Urtheilen Sie also über meiner Freude, als ich vor einigen Monaten in verschiedenen gelehrten Berichten den prächtigen Titel fand: Allgemeine Künstlerhistorie oder berühmter Künstler Leben, Werke und Verrichtungen, mit vielen Nachrichten von vorist alten und neuen Kupferstichen beschrieben von Johann Wolfgang Knorr. Mit den Bildnissen vieler Künstler, Nürnberg, 1759. in Quarto. Und zugleich Recensionen die dieses Werk ungemein anpreisen, und davon sogar als von etwas, dergleichen seit langer Zeit in Deutschland nicht erschienen wäre, redeten. Ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich dieses Werk, ohnerachtet es noch nicht fertig war, von Nürnberg erhalten hatte. Aber wie groß war nicht gleich mein Erstaunen, als ich das Titelblatt aufschlug, nur die darunter liegende Lage von Kupferblättern zu besichtigen. Das oberste Blatt stellte den Martin Schön, Michael Wohlgemuth und Marcus Antonius vor, so abscheulich, daß sie nicht und

gestalter seyn könnten, wann ein Bauer ihre Köpfe aus Holz geschnitzt hätte, daß sie seinen Kindern zum Puppenspiele dienen solten. Nun dachte ich, Herr Knorr ist zwar ein schlechter Kupferstecher, aber er kann vielleicht doch ein mittelmäßiges Buch von der Geschichte der Künstler geschrieben haben, aber nachdem ich es durchgelesen, so ist auch diese Hofnung verschwunden. Die Absicht des Verfassers mag ganz gut gewesen seyn, aber es scheinet ihm an vielen nöthigen Hülfsmitteln gefehlet zu haben. Insbesondere hat sein Werk gar keinen ordentlichen Plan, daß er sich also an sein Schreibepult gesetzt hat, ohne noch selbst recht zu wissen, was er schreiben wolte, er sagt zwar in der Vorrede: „Der Nutzen „von diesem Vorhaben solle seyn, daß in einem „Werke bey einander zu finden sey, was oft „mit vieler Mühe oder wol gar vergeblich ge„sucht wird.“ Aber ich finde dis in dem Werke selbst nicht, denn ich habe wirklich viele nöthige Dinge darin vermisset, die sonst auch in bekannten Büchern nicht eben so gar schwer zu finden

nus. 2) H. S. und 3) K. S., zwey alte, unbekannte Meister, von denen Herr Knorr die Epoche der Erfindung der Kupferstecherey anhebt. 4) Martin Schön. 5) Israehl van Mecheln. 6) Wenzeln, ein sonst ziemlich unbekannten Kupferstecher aus dem funfzehnten Jahrhunderte. 7) Hans von Bocholt. 8) Michael Wohlgemuth. 9) Albrecht Dürer der Aeltere. 10) Albrecht Dürer der Jüngere. 11) Andreas Mantegna. 12) Marcus Antonius Raimondi. 13. 14) Johann und Hubert van Eyk. 15) Desiderius Erasmus. 16) David Joris. 17) Cornelius Anthonius. 18) Jan de Goey. 19) Bernhard von Orlay. 20. 21) Dirk und Wouter Crabet. 22) Cornelius Antoniſſe, dis ist eben der oben unter Nr. 17. angeführte Cornelius Anthonius. Hieraus können Sie sehen, mit wie wenigem Nachdenken Herr Knorr zusammenschreibt. 23) Adrian van der Spelt. 24) Johann Doch; so nennt Herr Knorr, der überhaupt die Namen

öfters verstümmelt, den bekannten Schüler Sprangers, Johann von Aachen. 25) Johann Sinckinks. 26) Isaac Nicolai. 27) Adam van Oort. 28) Otto Vaenius. 29) Jan de Wael. 30) Johann Nieulandt. 31) Adrian Nieulandt. 32) Wilhem Nieulandt. 33 & 36) Abraham, Coenelius, Heinrich, Adrian Bloemart. 37) Tobias Verhangt, 38) Michael Mirevelt. 39) Paul Moreels. 40) Sebastian Franck. 41) Adam Elsheimer. 42) Heinrich Goudt. 43) Lucia Francois. 44) Roland Savery. 45) Johann Savery. 46) Adam Willaerts. 47) Aart Janße Druvestein. 48) Jakob Wilhelm Delf. 49) Peter Paul Rubens. Von allen diesen Künstlern ist etwas gesagt, aber bey den meisten werden die kurzen Nachrichten denjenigen, die diese Künstler sonst nicht kennen, wenig nutzen, und jedem muß überdem in die Augen fallen, daß viel grosse Künstler, anstatt vieler ziemlich unberühmten, vorzüglich beschrieben zu werden, verdienet

hätten.

hätten. Das einzige was in diesem Bande ganz nützlich ist, ist ein von S. 33 bis 92 gehendes Verzeichniß aller Kupferstiche und Holzschnitte des berühmten Albrecht Dürers, welche Herr Knorr nach der ansehnlichen Sammlung des Herrn D. J. G. Wilderrads beschrieben hat. Hievon wird dem Herrn Knorr gewiß jeder Liebhaber der Malerey danken, aber das übrige ist auch um desto entbehrlicher, und ich rechne unmittelbar obigen Wunsch, der kürzlich in Absicht auf die Theorie der Malerey, durch die Uebersetzung des Roger de Pilys Cours de Peinture einigermassen ist erfüllet worden, in Absicht auf die Geschichte der Malerey, noch für gänzlich unerfüllet. Durch dieses Werk, bin ich überhaupt auf alle Rezensionen, die mit Lobsprüchen angefüllet sind, noch mißtrauischer geworden, als ich vorher war.

Re.

## Ende des sechsten Theils.

Bey dem Verleger iſt zu haben:

Funs J. C. Geiſtliche Lieder, 2ter Theil. gr. 8vo. Hamburg, 759. 7 Gr.

— Creutztriumph; oder beſungener Sieg des gecreutzigten Ueberwinders und Erlöſers Jeſu Chriſti, 8vo. Hamb. 760. 4 Gr.

Laertii Diog. de vitis dogmatibus & apophthegmatibus clarorum philoſophorum. Libr. decem græce & latine 8vo. Lipſiæ. 759.

Lardners Math. von den Beſeſſenen, derer im neuen Teſtament gedacht wird, in vier Reden, über Marc. 5, 19. 8vo. Brem. 760. 5 Gr.

Beyträge zu den Denkwürdigkeiten Friedrichs des Groſſen, jetzt regierenden Königs von Preuſſen. 8vo. Frf. und Leipzig. 760. 6 Gr.

Mehner, M. G. A. der unermüdete und geſegnete Nachfolger Jeſu, 4to. Friedrichsſtadt, 760. 2 Gr.

Naſchigs C. E. Sammlung beſonderer Canzelreden über einige Sonntagsevangelien und Epiſteln 2ter Theil, 8vo. Dresden, 760. 8 Gr.

Du Culte des Dieux fetiches gr. 12mo. 1760. 12 Gr.

Examen des Critiques du Livre intitulé, de l'eſprit gr. 12mo. Londres, 760. 12 Gr.

Gordon. Diſcours hiſtoriq. et politiq. ſur Salluſte II Tom. gr. 12mo. 769. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hume

Hume le Caffé ou l'ecoſſaiſe comedie gr. 12mo. Londres. 760, 20 Gr.

Relation de la maladie de la Confeſſion de la mort & de l'apparation du Jeſuite Bertier, gr. 12mo. 760. 2 Gr.

# Briefe, die Neueste Litteratur betreffend.

VII ter Theil.

Berlin, 1760.
Bey Friedrich Nicolai.

# Innhalt der Briefe des siebenten Theils.

Hundert und funfzehnter Brief. Der Verfasser der letzten Gespräche des Sokrates, hat desselben Charakter gänzlich verfehlt. S. 3

Hundert und sechszehnter Brief. Daher redet auch der deutsche Sokrates ganz anders als der Grieche. Von der Unterredung mit dem Aristophanes. S. 12

Hundert und siebenzehnter Brief. Von dieses Verfassers elender Art zu dialogiren. Beyspiele davon. S. 33

Hundert und achtzehnter Brief. Von der Schutzrede, die Hr. W. seinen Sokrates halten läßt. Die Schutzrede des Sokrates beym Plato ist von weit anderer Beschaffenheit. S. 36

Hundert und neunzehnter Brief. Von dem Plan den Diderot zu einem Trauerspiele über den Tod des Sokrates gegeben hat. Kurzes Urtheil über Thomsons Sokrates.

Hundert und zwanzigster Brief. Beurtheilung der Beyträge zur Testaceotheologie von Herrn Chemnitz. S. 65

Hundert und ein und zwanzigster Brief. Von schlechten und mittelmässigen Schriftstellern. Beurtheilung der Fabeln aus dem Alterthume. S. 81

Hun-

Hundert und zwey und zwanzigſter Brief. Beurtheilung der Rabenſchen Ueberſetzung des Miſchnah. S. 97.

Hundert drey und zwanzig und hundert vier und zwanzigſter Brief. Beurtheilung des Trauerſpiels Clementine von Porretta, vom Herrn Wieland. S. 113. 145.

Hundert fünf und zwanzigſter Brief. Von des Herrn von Premontval Preſervatif contre la Corruption de la langue françoiſe. S. 150

Hundert und ſechs und zwanzigſter Brief. Von Herrn Withofs Gedichte, der moraliſchen Kerzer. S. 163

Hundert und ſieben und zwanzigſter Brief. Von Hermann Arels Leſſingiſchen Aeſopiſchen Fabeln. S. 176

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

Siebenter Theil.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

XXVII. Den 3. Julius. 1760.

### Hundert und funfzehenter Brief.

Der Sohn des Sophroniscus hat dieſes mahl mehr als einen Schriftſteller beſchäftiget. Auſſer den Denkwürdigkeiten, die ich Ihnen letzthin empfohlen, hat ein gewiſſer W... die letzten Geſpräche Socrates und ſeiner Freunde, zwey und dreyßig an der Zahl, geſchrieben, und zu Zürch bey Orell und Compagnie drucken laſſen. Was meinen Sie? Zwey und dreyßig ſocratiſche Geſpräche, alle von eigener Erfindung, ohne dem Xenophon oder dem Plato im geringſten nachgeahmt zu haben, alle vermuthlich ſo intereſſanten Inhalts, als Platons, Apologie, Criton und Phädon, denn es ſind die letzten Geſpräche Socrates und ſeiner Freunde, — was für Erwartung muß ein

solches Werk bey einem Menschen erregen, dessen angenehmste Beschäftigung ist, sich von Socrates zu unterhalten? — Was noch mehr? der Anfangsbuchstabe W., und der Ort Zürch, schien mir einen Mann zu verrathen, der in Athen nicht anders, als in seinem Vaterlande zu Hause ist, und ins besondere beym Plato, so zu sagen, in die Schule gegangen seyn muß; denn wer beruft sich mehr auf die Alten, als die Herren Zürcher, und wer unter den Zürchern mehr auf den Plato, als Herr Wieland? — Mit diesen Hofnungen schmeichelte mir das Titelblat, und ich las — aber nicht weit; denn ich fand mich nur gar zu bald betrogen. Unmöglich kann Wieland der Verfasser seyn; denn Wieland muß wenigstens wissen, wer Socrates und seine Freunde gewesen, und was ein socratisches Gespräch sey?

Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich auf einem Parterre; (denn Sie müssen wissen, daß diese Gespräche zu einem Trauerspiele angelegt gewesen, und noch itzt einige Merkmale ihrer vorigen Bestimmung an sich tragen),

der

der Vorhang würde aufgezogen, und ein alter unscheinbarer Mann, der aus einer öffentlichen Versammlung des Volks tritt, öffnete die Scene mit folgenden Worten: „Nicht „umsonst hat man mich gewarnet, als ich „vorhatte, in diese ungestüme Versammlung „zu gehen, welche ihre Schmeichler, das „weise und mächtige Athen heißen, die „Weisheit aber nur als einen thörichten Aufrührer gegen ihre geheiligte Gesetze betrachtet. O ihr unsterblichen Götter, mit welch ehrnen Banden habet ihr den Weisen an den Ort seiner Geburt geheftet? „Beschwehrde, Armuth, Verachtung, ja „was noch unendlich schwerer, als dieses alles „zu ertragen ist; Tollheit, Raserey, und das „Laster selbst u. s. w.„ — Was dächten Sie wohl, wen dieser liebliche Mann vorstellen will? den Socrates? — O auf diesem wären Sie unmöglich gekommen! — Erstlich ist der Sohn des Sophroniscus sein Lebelang in keine öffentliche Versammlung gekommen, und zwar aus sehr triftigen Ursachen, wie er in seiner Apologie sich deutlich genug

erkläret; Zweitens, hat der Weiseste unter allen Griechen, sich niemals so harte und lieblose Urtheile erlaubt. Er war menschlich genug, menschliche Schwachheiten zu ertragen, und von der Misantropie, nach seinem eigenen Ausdrücke, eben so sehr entfernt, als von der Misologie. Ueber Armuth konnte er sich nicht beschwehren, denn er hatte sie freywillig gewählt. Beschwerden, Armuth, Verachtung! Was für Klagen in dem Munde eines Socrates! Lieber möchte ich einen Alexander über das Ungemach des Krieges klagen hören!

Athen nennet hier deutsche Socrates grade weg einen Haufen Aufrührer gegen die Gesetze. Wie wild! wie ausgelassen! So allgemein und so unglimpflich hat der griechische Weltweise niemals geurtheilt. „Wenn ich einen von euch begegne, sagte dieser zu seinen Richtern, dieser auf keinerley „Weise schonete, so rede ich ihn an, vortreflicher Mann! du bist ein Bürger zu „Athen, in einer Stadt, die an Weisheit „und an Macht die größte und berühmteste

„este ist, und du schämest dich nicht, „dein Tichten und Trachten auf über„mäßige Reichthümer, Ruhm und An„sehen zu verwenden, ohne dich um „Weisheit, Warheit, und Besserung dei„ner Seele im geringsten zu bekümmern?„

So redete der Grieche, und der überstrenge Deutsche sagt, die Schmeichler nenneten Athen, die weise und mächtige Stadt. —

Das Todesurtheil war ihm schon gesprochen, und Socrates blieb in der Hochachtung gegen seine Vaterstadt noch so unveränderlich, daß er es für Hochverrath hielt, sich dem ungerechtesten Urtheile seiner Nebenbürger zu entziehen, und für Undankbarkeit, sich darüber zu beschweheen. Wer den Criton des Plato gelesen, der weiß, mit welcher göttlichen Beredsamkeit sich Socrates wider den Crito der Vaterstadt angenommen. Der härteste Ausdruck, wider die Athenienser, der ihm in der letzten Stunde entfahren, war dieser: „Simmias! rede mir nicht mehr von den

„Athenienſern, denn ſie wiſſen nicht, wer ſich „nach dem Tode ſehnet, noch wer ihn verdient. „Wir haben itzt von andern Dingen „zu reden, ſetzt er hinzu, κατηγορον ετερων λογων.“

An dieſer Sanftmuth erkenne ich den Weiſen, aber nicht an dem Ungeſtüme, mit welchem ihm ſein Herr M. zu athenienſiſchen Vorſtehern ſagen läßt: „Wenn das Verderben in „einem Staate die Oberhand gewinnet; ſo iſt „es eines jeden ehrlichen Mannes Pflicht, „denſelben nach allen ſeinen Kräften zu ſteuern. Es iſt Hochverrath, wenn er dieſes „unterläßt,“ worüber er ihn in der Folge ſich noch deutlicher erklären läßt: „Ich rede von „dem Vorzug, welchen die Groſſen bey allen „Anläſſen ihren eigenen Angelegenheiten über „die wahre Wohlfarth des Staats beylegen. „Sie gehen in der Republic auf Beute „aus, wie in einem eroberten Lande, und „ein jedes neues Amt, welches ſie erhaſchen, „iſt die Frucht ihrer neuen Anglift, durch „welchen ſie endlich das gemeine Weſen zu „ihrem Eigenthume gemacht haben.“

Ueber-

Ueberhaupt läßt Herr M. seinen Sokrates bey allen Gelegenheiten die Regierung seiner Vaterstadt tadeln, und seinen Freunden und Nebenbürgern mit verhaßten Farben abmahlen. Solche Denkungsart möchte einem Cato, einem Brutus, und allenfalls einem Cicero anstehen; aber Sokrates ist mir von einer ganz andern Seite bekannt. Er hütete sich jemals von öffentlichen Angelegenheiten zu reden, oder von der Staatsverfassung Athens seine wahre Meinung zu sagen. „Vielleicht „dürfte es ungereimt scheinen, sprach er zu „seinen Richtern, daß ich einzelnen Bürgern „nachlaufe, um sie zu vermahnen, und mich „noch nie in eine öffentliche Versammlung ge„wagt habe, der gesamten Bürgerschaft zu „rathen. — Doch ihr wisset, Athenienser! „wenn ich mich in eure öffentliche Händel „gemischt hätte, so wäre es längst um mich „geschehen gewesen, und ich hätte weder „euch, noch mir den geringsten Nutzen „gestiftet. Werdet nicht ungehalten, wenn „ich die Wahrheit rede. Die macht es gewiß „nicht lange, aber sich selbst, oder einem an-

„dern Volke öffentlich widersetzt, und durchaus „in Staatsangelegenheiten keine Ungerechtig„keit oder Unbilligkeit zu dulden gedenkt. Wer „für die Gerechtigkeit streiten, und nicht so „gleich umkommen will, der muß alle Staats„angelegenheiten meiden, sich unter Privat„leuten halten, und blos mit Privathandel „abgeben. Ich kann euch hiervon grosse Zeug„nisse anführen, keine Vernunftgründe, sons„dern (was ihr höher schätzet) Begebenhei„ten u. s. w.“ —

Unser deutsche Socrates ist auch weit so unwissend nicht in seinen Augen, als der Griechische gewesen. Die grossen Worte Weisheit und Tugend, führt er beständig im Munde; redet von sich beständig wie von einer dritten Person, der Weise; ist übermüthig genug, einen Menschen, der ihn eigensinnig schilt, zu antworten. „Es ist „nur die Schuld der Thoren, wenn der „Weise sonderbar, oder eigensinnig scheinet,“ stolz genug, zu einem Priester der Minerva zu sagen: „Ich habe mein ganzes Leben der „Betrachtung der Weisheit geweihet, welche

die

„die beſtändige Bemühung der Minerva iſt. „Ich bin in ihren geheimen, in ihren „vertrauteſten Umgange mehr Tage ge„weſen, als du vielleicht Stunden in „ihrem Tempel zugebracht. (O des unverſchämten Prahlers!) und eitel genug, ſich von ſeinen Schülern Elogen vorſchmeicheln zu laſſen, die ein ehrlicher Mann, ohne zu erröthen, weder ſagen noch anhören kann. — — Plato wollte in ſeinen Tiſchgeſprächen den Socrates vom Alcibiades loben laſſen. Was für Kunſt hat der Mann gebraucht, bey dieſer Gelegenheit alle Unanſtändigkeiten zu vermeiden! Er läßt den Alcibiades halb berauſcht in die Verſammlung kommen, damit ihm deſto mehr Freyheit geziemen, und vom Socrates ſelbſt gelaſſen werden könnte. „Du, ſpricht er zum Socrates, laß mich „ausreden. Ich rede die Warheit, und das „wirſt du mir hoffentlich nicht verbieten. „Wein und Jugend ſind beyde freymüthig, „und lieben die Warheit; — Laß mich nur „ausreden, u. ſ. w.“ Dieſe Anſtalten braucht Herr W. ſchwerlich nicht. Die Freunde Socrates

crates sind ihm Leute, die ihren Lehrer vergöttern, und Socrates selbst, ein Mann, der sich nicht ungerne vergöttern läßt. — Er wollte seinen Vorgängern den Platons und Xenophons nichts zu verdanken haben, und war vielleicht eigensinnig genug, nicht einmal die Charaktere der Hauptpersonen von ihnen zu borgen.

D.

## Hundert und sechzehnter Brief.

„Die Sprache des Socrates, sagt Alcibiades beym Plato, gleichet vollkommen „einem holen Satyr, der dem Bilde einer „Gottheit zur Schale dienet. Wer ihn das „erste mal reden höret, dem möchte er lächerlich scheinen, denn alle seine Worte und „Reden sind wie in dem Felle eines plumpen Satyrs eingehüllet. Er redet von „niedrigen und gemeinen Dingen, und seine „Beyspiele sind alle aus den Werkstätten gedächtlicher Künstler, also, daß Leute, die „ihn nicht recht verstehen, über ihn lachen „müssen. Wer aber durch die Schale hin-

durch,

„durch, bis auf den Kern dringet, der wird „einen groſſen Sinn, eine innere Seele ge„war; der findet das Göttliche darinnen, „welches vortrefliche Tugend lehren, und „höchſtnützliche Vorſchriften des Guten und „ſchönen enthält.“ Unſer deutſcher Plato aber Herr W. giebt ſeinem Socrates eine blühmigte und ſtoltzierende Sprache, die den plumpen Satyr von auſſen ganz verleugnet, aber von innen nur deſto mehr verräth. Der ſteife Eigenſinn, und der unerträglichſte Stolz, leuchtet aus allen ſeinen Predigten hervor. Der erhohene Schwätzer mag noch ſo ſehr mit den Worten Tugend und Weisheit um ſich werfen; man merkts, daß der Ehrgeitz noch heimlich in ſeinem Buſen lauert, und ſeine Unwiſſenheit verſäumt keine Gelegenheit ſich zu zeigen, ſo ſehr er ſie zu verhüllen gedenkt.

Hier ſind einige Proben von der Sprache und zugleich von der Denkungsart unſres Socrates. „Warlich unſere Namen, ſpricht „er zum Euripides, werden in dem Verzeichniß der Weiſen, der guten Bürger von

Athen

„Athen stehen, wenn die Titel unserer mächtigen Spötter unter dem Schutt ihrer prächtigen Paläste einmal verscharret sind. Alle „Gewalt, alle unsinnige Gewalt der Tyrannen ist, mit Ströhmen Blut, die sie vergiesset, nicht fähig, den Namen eines einzigen Weisen aus den Büchern der Unsterblichen zu löschen. Die Tugend aber, welche ihm diese Vorrechte verleihet, ist noch „unendlich mächtiger. Sie gebietet der Zeit, „und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von „derselben gilt mehr, als alle Befehle ihrer „stärksten Feinde. Wir haben Freunde und „Schüler, die niemals aufhören werden, die „geheiligten Rechte der Tugend mit einer göttlichen Beredsamkeit und einem noch göttlichern Leben zu vertheidigen. Die Tugend, „welche sie durch ihre weisen Uebungen selber ernähren, wird zu riesenmäßiger Stärke „anwachsen. Sie wird mit ihren Machtsprüchen alle niederträchtige Gewalt neben „sich zu Boden schlagen. Die Sachwalter „des Lasters werden verstummen; und der „falsche, der boshafte Witz wird aus Ver-

zwei-

„Weisheit ihre freche Critik in den Schleyer „der abergläubischen Andacht, oder in die „Maske eines ausgelassenen Zottenreissers ver„stecken müssen.“ Schön gedacht! Die Tugend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen, wird das Laster zu Boden schlagen, und keinen falschen Witz neben sich dulden, als denjenigen, welcher entweder heuchelt, oder Zotten reißt. Welcher Triumph für die Tugend!

In einer Monologe deklamirt Socrates: „O unschätzbares Kleinod meines Lebens, „göttliche Tugend! Wie unwiderstehlich ist „deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der „Stich einer Natter, deren Gift alle Ner„ven durchdringt, (nicht doch! die Nerven „eines Socrates sind gegen Verspottung ganz unempfindlich. Die Liebe zur Weisheit vergleichet er beym Plato mit einem Natterstiche, denn sie durchdringet das Innerste des Menschen, und läßt ihm keine Ruhe,) „und dennoch vermag sie nicht, den „Weisen zu einer einigen niederträchtigen „That zu bewegen: Gehet, ihr Bezwinger

der

„Athen stehen, n[illegible] ganz eine Gemüthsfolg-
„igen Spötter u[illegible] -gemeine. Ihr gebraucht
„igen Paliäste [illegible] und noch so viel Hilfs-
„Gewalt, alle [illegible] Mauer niederzureissen.
„nen ist, [illegible] aber bedarf nur sich
„gieſſet, [illegible] ästerſeines Verstandes und
„igen [illegible] seine Seele, das unterdrus
„lichen [illegible] allen Geschöpfen, und das
„che [illegible] Und was meinen Sie, von
„ur [illegible] That ist Socrates zurück
„ [illegible] er sich ein solches Triumphlied
[illegible] sich mit dem Aristophanes
[illegible] Komödienschreiber hat gespottet,
[illegible] verschimpft. — Doch ich
[illegible] diese Unterredung des So-
[illegible] dem Aristophanes eine ans-
[illegible] Nachricht schuldig.

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

II. Den 10. Julius. 1760.

### Beſchluß des hundert und ſechszehenten Briefes.

Wem der feine ironiſche Geiſt des Socrates nicht unbekannt iſt, der wird allezeit vermuthen, Ariſtophanes ſelbſt würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten ſeyn, und Socrates würde nachgeben. Zuletzt aber müßte ſich der luſtige Ariſtophanes ſo in die Enge getrieben ſehen, daß er entweder beſchämt da ſtehen, oder die Laune verändern, und böſe werden müßte. Dieſen Ausgang hätte ich mir vor der Unterredung des Socrates mit dem Ariſtophanes verſprochen. Allein, was für eine elende Figur läßt Herr W. ſeinen Socrates machen! Sein Ariſtopha-

„der Städte, und zeiget eine Standhaftigkeit, die einer solchen gleiche. Ihr gebraucht „zehn tausend Hände, und noch so viel Gliedmaßen, eine schwache Mauer niederzuwerfen. „Der Tugendhafte aber bedarf nur sich „selbst, nur die Kräfte seines Verstandes und „Gemüths, und seine Seele, das widerspänstigste unter allen Geschöpfen, und das „Kaninchen, die scheuslichste unter allen Bestien „zu bezähmen.“ Und was meinen Sie, von welcher göttlichen That itzt Socrates zurück stammt, daß er sich ein solches Triumphlied singt? Er hat sich mit dem Aristophanes gezanket, der Comödienschreiber hat gespottet, und der Weltweise geschimpft. — Doch ich bin Ihnen von dieser Unterredung des Socrates mit dem Aristophanes eine ausführlichere Nachricht schuldig.

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 10. Julius. 1760.

### Beschluß des hundert und sechszehenten Briefes.

Wem der feine ironische Geist des Socrates nicht unbekannt ist, der wird allezeit vermuthen, Aristophanes selbst würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten seyn, und Socrates würde nachgeben. Zuletzt aber müßte sich der lustige Aristophanes so in die Enge getrieben sehen, daß er entweder beschämt da stehen, oder die Laune verändern, und böse werden müßte. Diesen Ausgang hätte ich mir vor der Unterredung des Socrates mit dem Aristophanes versprochen. Allein, was für eine elende Figur läßt Herr W. seinen Socrates machen! Sein Aristopha-

nes iſt zwar ein ziemlich ſchaler Spötter, dem weder Witz, noch Einfall zu Dienſte ſind; allein ſein Socrates iſt noch weit abgeſchmackter. Hier iſt ein Auszug aus dem Geſpräche.

## Ariſtophanes.

„Iſt es einem geringen Dichter erlaubt, „von dem König der Athenienſiſchen Weiſen „eine Verhör zu empfangen, ſo wolleſt du, „Socrates! mir eine Bitte gewähren, die „ich ſchon lange bey dir abzulegen im Sinne „hatte. Ich möchte gern in meiner Kunſt „vollkommen ſeyn, und ich weiß zu dieſer „Abſicht kein eigenthümlicheres Muſter, als „deine Perſon und ganzes Betragen auszu„wehlen. — Ich würde mein ganzes Thea„ter um eine Perſon geben, die mit einem „Angeſicht, wie das Deinige iſt, ein ſolches „ſteifes Weſen, eine ſolche ernſthafte Gravitet „zu verbinden wüßte. Das Lächerliche giebt „niemals mehr Beluſtigung, als wenn es „neben dem übertriebenen Stolze ſtehet, oder „ſolcher ſelber iſt.“

Wie armſelig! Socrates mußte mit einem ſo unwitzigen Luſtigmacher nothwendig Mitleiden haben, oder über ihn lachen; allein Herr W. läßt ihn ſteif und gravitetiſch antworten:

„Es iſt wahr, Ariſtophanes, du weiſt „deine Kunſt noch nicht aus dem Grunde, „weil du ſie an dem unrechten Ort anwendeſt, „wo die gemeine Anſtändigkeit der Sitten die „dieſes Spiel verbietet.“

Ariſtophanes.

„Verzeihe mir, Socrates, daß ich mich bey „deinem Antlitz ein wenig geirret habe; ich „glaubte einen Mimum zu ſehen,“ (diß paßt vortreflich auf der Antwort des Socrates. Herr W. dialogirt meiſterhaft.) „Man muß „ſelber einen Dämon beſitzen, wenn einem die „Tugend dabey zu Sinne kommen ſoll. Wenn „die Weisheit in einer ſolchen Geſtalt erſchiene, „ſo müßte man einen dichten Schleyer über „ſie werfen, damit ſolche niemand an ſtatt eines „Hermas oder Priapus aufſtellen möchte.“

Konnte der griechiſche Socrates über dieſe Zumuthigung ſich entrüſten? Gewiß nicht!

Sein Geliebter und Lehrjünger hat ihm sehr oft gesagt, „du siehest der Bildung nach, völlig „so aus, wie der Satyr Marsias.“ Er selbst hat einem Gesichtsdeuter eingestanden, daß er eine unglückliche Physionomie habe, und seiner Gesichtsbildung nach für den niederträchtigsten Menschen zu halten sey. Doch Herr W. läßt seinen Weisen alle Contenance verlieren. Wie ungebärdig er sich stellet!

Socrates.

„Die Schönheit des Körpers, o Aristophanes, ist ein zweydeutiges Kennzeichen „der Tugend und Weisheit. Die Seele „hat Schönheiten, die ihr eigenthümlich sind, „und nur von denen gesehen werden, welche „durch die schwarzen Wolken der sichtbaren „Dinge bis in das Heiligthum der Götter „hindurch schauen. Ein solches Gesicht aber „verleihen dieselben keinem, der durch einen „liederlichen Leichtsinn sich ihres seligen „Umgangs unwürdig macht.“ — —

Nach einem langen Wortwechsel über die Pflicht des comischen Dichters, der von der einen Seite mit Bitterkeit, und von der andern

mit

mit Niederträchtigkeit geführet wird, fähret endlich Socrates fort;

„Die schöne Tugend, welche einem jeden Weisen Ruhe und sanfte Bewußtheit seiner guten „Thaten zuwinkt, wird unter dem wilden Getümmel der gröbern Leidenschaften gänzlich „aus den Augen verlohren. Wie unersetzlich „aber ist dieser Verlust! Welch ein unendlicher „Unterschied der frohen Ehrlichkeit, mit leisen, „aber sichern Schritten in seinem ganzen Leben „zu folgen, oder sich in den Netzen seiner eigenen Schalkheiten und Verstellungen zu verstricken! Ueber wen meinest du, Dichter, daß „die Götter mit mehrerer Verachtung herabschauen; über eine Welt, da das Gute sich zu „dem Bösen nach dem genauesten Ebenmaaß „verhält; oder über einen taumelnden, dessen „Leichtsinn gröſſer denn alle Ungereimtheiten „der Welt ist?“ — Verstehen Sie dieses prächtige Geschwätze? Ich nicht, und Aristophanes muß es eben so wenig verstanden haben, denn er versetzet darauf;

Aristophanes.

„Ich glaube, daß ein philosophischer Schwär-

## Hundert und siebenzehnter Brief.

Hat Herr W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zurichten können; Warum suchte er nicht wenigstens die grosse Manier im Dialogiren, zu erreichen, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich, herbeyzuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß denken, und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenwerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, den man zurück gelegt, ganz übersehen konnte. — Socrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte, und wenn ein Mißtrauen entstand; so erlaubte er ihm zurück zu kehren, um, wenn er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er

daran,

daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile aufzulösen, so, wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fieng sodann von dem bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele.

Es gehöret freylich kein gemeines Talent dazu sich diese Manier zu eigen zu machen, und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen; so stehet es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich darinn ist. Allein ein Verfasser socratischer Gespräche, muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Herr W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen; so verdienet seine Nachläßigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht. — Doch, was rede ich von Nachläßigkeit? Herr W. scheinet von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begrif zu haben,

„Athen stehen, wenn die Titel unserer mächtigen Spötter unter dem Schutt ihrer prächtigen Palläste einmal verscharret sind. Alle „Gewalt, alle unsinnige Gewalt der Tyrannen ist, mit Ströhmen Blut, die sie vergiesset, nicht fähig, den Namen eines einzigen Weisen aus den Büchern der Unsterblichen zu löschen. Die Tugend aber, welche ihm diese Vorrechte verleihet, ist noch unendlich mächtiger. Sie gebietet der Zeit, und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von derselben gilt mehr, als alle Befehle ihrer stärksten Feinde. Wir haben Freunde und Schüler, die niemals aufhören werden, die geheiligten Rechte der Tugend mit einer göttlichen Beredsamkeit und einem noch göttlichern Leben zu vertheidigen. Die Tugend, welche sie durch ihre weisen Uebungen selber ernähren, wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen. Sie wird mit ihren Machtsprüchen alle niederträchtige Gewalt neben sich zu Boden schlagen. Die Sachwalter des Lasters werden verstummen; und der falsche, der boshafte Witz wird aus Verzwei-

„Weisheit seine freche Stirne in den Schleyer „der abergläubischen Andacht, oder in die „Miene eines ausgelassenen Zottenreissers ver„stecken müssen.“ Schön gedacht! Die Tugend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen, wird das Laster zu Boden schlagen, und keinen falschen Witz neben sich dulden, als denjenigen, welcher entweder heuchelt, oder Zotten reißt. Welcher Triumph für die Tugend!

In einer Monologe deklamirt Socrates: „O unschätzbares Kleinod meines Lebens, „göttliche Tugend! Wie unwiderstreiblich ist „deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der „Stich einer Natter, deren Gift alle Nerven durchdringt, (nicht doch! die Nerven „eines Socrates sind gegen Verspottung ganz unempfindlich. Die Liebe zur Weisheit vergleichet er beym Plato mit einem Natterstiche, denn sie durchdringet das Innerste des Menschen, und läßt ihm keine Ruhe,) „und dennoch vermag sie nicht, den „Weisen zu einer einigen niederträchtigen „That zu bewegen: Gehet, ihr Bezwinger

der

## Hundert und siebenzehnter Brief.

Hat Herr W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zurichten können; Warum suchte er nicht wenigstens die grosse Manier im Dialogiren, zu erreichen, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich, herbeyzuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß denken, und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, den man zurück gelegt, ganz übersehen konnte. — Socrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte, und wenn ein Mißtrauen entstand; so erlaubte er ihm zurück zu kehren, um, wenn er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er

daran,

daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile aufzulösen, so, wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fieng sodann von dem bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele.

Es gehöret freylich kein gemeines Talent dazu sich diese Manier zu eigen zu machen, und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen; so stehet es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich darinn ist. Allein ein Verfasser socratischer Gespräche, muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Herr W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen; so verdienet seine Nachläßigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht. — Doch, was rede ich von Nachläßigkeit? Herr W. scheinet von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begrif zu haben,

Sie finden in seinen zwey und dreyßig Gesprächen nicht nur keine Spur von der feinen sokratischen Manier; sondern sie werden die gemeinsten dialogischen Tugenden vermissen, ohne welche ein Gespräch weit langweiliger wird, als der langweiligste Discurs. Alle Personen unseres Verfassers leyren aus einem Tone, die Charaktere sind ohne Leben, die Gesinnungen ohne Warheit, und der Ausdruck ohne Natur. Zum Unglück hat er seine so schon ungelenkige Sprache, durch eine Menge poetischer Blühmchen noch weit unnatürlicher gemacht.

Sie wissen doch, was ich hier unter poetischen Blumen verstehe? Nicht die feurige Sprache eines Weltweisen, den die Warheit begeistert hat; nicht die strömende Beredsamkeit die aus dem Herzen quillt, und sich ins Herz ergießt. — Ich müßte weder den Plato noch den Schaftesbury kennen, wenn ich diese tadeln wollte. — Ich rede von dem schwerfälligen, neumodischen Styl, durch welchen sich unsere Prosaschreiber ein Ansehen zu geben glauben, von der seltsamen Gewohnheit

die

die gemeinsten Gedanken in einen Schwall von prächtigen Worten gleichsam zu ersticken, um den Leser weiß zu machen, er habe was wichtiges gelesen; diese Schreibart ist, um mich mit Dr. Young auszudrücken, für alle übrige Arten von Prosa eine böse Krankheit, für das Gespräch aber, der völlige Tod.

Sie haben in meinen vorigen Briefen einige Proben von der Schreibart und vom Dialogistschen des Herrn W. gesehen. Reichen diese nicht zu, meine Critik zu rechtfertigen? Hier sind noch einige! Gleich im ersten Gespräche, sagt Antisthenes zu seinem Lehrmeister: „Du allein, „o Socrates, hast mich zum Menschen ge„macht; daß mein Gemüth, wie ein diamant„ner Fels, allen Wellen des Unglücks Trotz „bietet, bin ich nicht meinem leiblichen Vater, „sondern dir und deiner wunderbaren Kunst „allein schuldig, die das härteste Gemüth und „meinen eisernen Sinn deiner göttlichen Ge„walt unterworfen. Du hast meine Seele mit „Standhaftigkeit als mit einem Panzer von „geschliffenen Stahl gegen alle Anfälle des „Unglücks ausgerüstet. Ich bin ein Held und

„ein

„ein Ueberwinder meiner selbst, und aller wi-
„drigen Sorgen, unter deiner Anführung ge-
„worden.“ Was für Tautologien! dia-
mantner Fels, härteste Gemüth, eiserner
Sinn, Panzer von geschliffenem Stahl,
wunderbare Kunst, göttliche Gewalt,
Wellen des Unglücks, Anfälle des Un-
glücks, ein Held, ein Ueberwinder u. s. w.
Ich öfne die mit Schnörkel gezierte Schale
um die innere Gottheit zu suchen; allein wie
klein, wie unansehnlich ist diese! der ganze
Gedanke ist; Von dir, o Socrates, habe
ich gelernet, das Unglück geduldig er-
tragen. Kann der Contrast lächerlicher
seyn? — Doch Antisthenes hat ausgeredet,
und Aristippus fängt an:

„Und ich wäre in die Pfützen der Wollust,
„in diese unergründlichen Moräste, unabheblich
„versunken, wenn nicht dein starker, dein
„durchdringender Ruf zur Weisheit, mich
„annoch auf den Pfäden, einer gewissen Mäs-
„sigung erhielten. Oft thut meine Seele, noch
„jezt vergebliche Versuche auf dem Scheidweg
„der Sitten, die Vorschrift der Weisheit zu

„erwäh-

„erwählen. Wenn das Laster mit einem „Sirenengesang mich durch die feinern Lüste „der Sinnen zur Wollust verführet, so glitsche „ich oft auf die Wege dieser Ergötzlichkeiten, „und falle durch die schlipfrige Exempel der „Grossen.“ — Auch Aristippus hat ausgeredet, und Euclides von Megara hebt an:

„Unsere Waffen sind gegen die schlauen So„phisten unüberwindlich geworden, seitdem „wir dieselben nach deiner Anleitung, o So„crates, bestritten. Sie schiessen ihre spitzi„gen Pfeile vergebens gegen uns los, wenn „wir deine bewährte Lehrart denselben als ei„nen Schild der Minerva entgegen halten. „Alle Sophisten versuchen umsonst ihre Kräfte „an dieser göttlichen Weisheit, und ihre ganze „Redekunst wird darüber zu schanden.“

Sie sehen! diese Herren sind blutarm an Gedanken, allein sie wissen zu wirthschaften. Sie wärmen denselben Kohl zu verschiedenen malen auf, um ihr Gehirn nicht in neue Kosten zu setzen. Diese Kunst haben sie vermuthlich von der göttlichen Rednerin Aspasia gelernt, die des Socrates Lehrmeisterin in der Beredsamkeit

sunkeit gewesen; denn diese weiß mit ihren kleinen Gedankenvorrath noch sparsamer umzugehen. Lesen Sie, wenn Ihre Geduld noch nicht ermüdet ist, und zehlen Sie, wie viel mal derselbe Gedanke wiederholt wird! — Sie redet mit dem Aristophanes; „Socrates „Geist, spricht die beredte Dame, machet der „menschlichen Natur Ehre. Er ist bis zu der „Quell aller Schönheit, bis zu dem erhabens„ten Begrif der Vollkommenheit gedrungen. „Weil er seine Begriffe in gewisse allgemeine „Classen oder Regeln zu setzen gewußt; (1) so „hat er nicht die bunte Mannigfaltigkeit „eines Wizlings. (2) Nicht eine blosse, „sinnliche und flüchtige Schönheit giebt „bey ihm den Ausschlag über das wahr„hafte Schöne. Er ruhet in seinen Unter„nehmungen nicht, bis er die absolute Noth„wendigkeit desselben eingesehen. (Was will die Frau hiermit sagen?) „(3) Sein Witz „ist keine Cokette, welche von einem Vor„wurf zu dem andern schwärmet. (4) Er „gleichet keinem Schmetterlinge, welcher „nur auf kurzer Zeit eine Gestalt an„nimmt,

„nimmt, und sie denn wiederum verläßt.
„(5) Genien, welche solchen vielfarbigten
„Mücken gleichen, flattern nur auf den
„Bluhmen, und verkennen die grössern
„Schönheiten der Natur. Sein Witz ist von
„einer höhern und bessern Art. Er verbindet
„nehmlich die Lilien und Rosen der lächelnden
„Jugend mit allem Anstand des reifern Alters,
„Nur Genien, welche (6) mit einer beständi-
„digen Unruhe herumflattern, verken-
„nen die vollkommenere Schönheiten
u. s. w. Die ewige Schwätzerin! will sie hier
Exercitia machen, daß sie einen elenden Ge-
danken so offt variiret?

Doch Schade für die Pedanten! hier ist ein Mann, der zu leben weiß. Charicles ein athenienſischer Vorsteher, redet den Socrates an:

„Da ich wegen Geschäften dieses Quartier
„der Stadt besuchen mußte, konnte ich nicht
„umhin, unsern berühmten Socrates zu be-
„suchen, um seiner Gesundheit Nachfrage zu
„halten.“ Sehen Sie? der ist höflich. Er grüßt; Guten Morgen, Herr Socrates!

Wie

Wie befinden Sie sich? Allein, als ein Athenienser, weiß er dem Complimente eine Wendung zu geben. Seiner Gesundheit Nachfrage zu halten, ist weit edler, als: wie befinden Sie sich? — Der gute Socrates muß dergleichen Complimente niemahls gehört haben, denn er wird ungehalten, und antwortet: "Du hast, o Edler, weit gröſſere Bemühungen, als daß du dich im Ernst um einen gemeinen Bürger bekümmertest, der seine „Ehre stets und allein in eine verachtete Tugend gesetzet." Das heißt vielleicht, du bist, „o Edler, ein Vorsteher zu Athen, und es ist „deines Amts gar nicht, dich nach Gesundheiten zu erkundigen. Doch wenn du auch ein „Arzt oder Apothecker wäreſt; so wisse, daß „ich ein armer Bürger bin, der die Visite „nicht bezahlen kann, denn ich setze meine Ehre „und mein Vermögen in eine verachtete Tugend, und damit dürfte den Arzt wohl nicht „gedient seyn." So möchte man die Antwort des Socrates auslegen. —

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 17. Julius. 1760.

### Beschluß des 117ten Briefes.

In der Folge geräth sowohl der Vorsteher als der Weltweise in Hitze; allein ich glaube, Sie werden den Herrn W. von der solennen tragischen Seite nun zur Gnüge kennen. Ich habe kaum so viel Platz, Ihnen noch eine Probe von dem comischen Genie dieses Schriftstellers mitzutheilen, und zwar aus einer Unterredung des Socrates mit seinem Hauskreuze, der Xantippe.

Xantippe.

„So hat einmal, du alter Tollkopf, Athen „dich nach Verdienst belohnt, und dir deinen „eigensinnigen Stolz stark genug gebrochen. „— — — Ich kann einen solchen nichts„werthen, verschmäheten Mann nicht mehr „vor mir sehen. (Sie stößt ihn von sich weg.)

Socrates.

„O Weib! Es kann niemahls eine wahre „Schande von der Tugend entspringen u. s. w.

Xantippe.

„Du kannst nirgendwo in alles „Unglück hineinrennen, es ist für deinen ei„gensinnigen Kopf kein Schade. Nur dein „armes Weib und Kinder sind zu bedauren, „die du, liederlicher Mann! durch dein alber„nes Geschwatz u. s. w. — Bey allen Göt„tern! Du bist der ärgste Böswicht!

Socrates mit Lachen.

„Es scheinet, die Athenienser haben dich be„stellet, eine Furie zu agiren.

Xantippe.

„Warte nur, du aberwitziger Alter. Sie „werden dich bald etwas anders lehren. Ich „weiß schon, was ich von meiner Nachbarin „gehört habe. — —

Socrates.

„Es wäre mir dabey bange, wenn ich Xan„tippe wäre.“ Dieser Zank dauert so lange, bis sich Plato mit in den Handel mischet, und seinem Lehrer beystehen will. Als sie dieses hört,

hört, stößt sie ihren Mann mit seinen Schülern zum Hause hinaus, und spricht; „Ich „kenne euch alle genug; ich weiß, daß ihr „alberne Schüler eines alten, unerträglichen „Thoren seyd. Packt euch alle zusammen „hinaus!“ Antisthenes wundert sich, daß Socrates mit diesem Weibe so viel Geduld haben kann, und Socrates erwiedert; „Geduld, Sanftmuth, Mäßigung, o meine „Freunde! wären nichts als leere Worte der „Sophisten, wenn sie nicht bey wichtigen „Anlässen gebraucht werden könnten. Nun „ein Sieg macht einen Prinzen berühmt, wenn „er unverschuldete und unerbittliche Feinde „hat. Kein Feind aber ist so heftig, als der „Ursprung aller Feindschaft, nehmlich eine un„ordentliche Gemüthsbewegung des andern. „Sie richtet auch so gewiß eine ähnliche Zer„rüttung in einem unbereiteten Gemüthe an, „als der Apfel der Eris solches vorzeiten ge„than hat. Der weise also —“ O! lassen Sie die Xantippe wieder kommen; der Mann plaudert zu unerträglich.

D.

## Hundert und achtzehnter Brief.

Ich habe mich tiefer hinein gewagt, und die Schutzrede geleſen, die Herr W. ſeinen Socrates halten läßt. O hätte ich lieber nicht geleſen! Hat es den nordiſchen Aufſeher verdroſſen, ſeine Freunde ſchlecht in Kupfer geſtochen zu ſehen; ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, wie es mich gekränkt haben muß, den Charakter dieſes ehrlichen Alten ſo ſchändlich verhunzt zu ſehen. Ich geſtehe Ihnen frey, einen ſo unbändigen, ſtolzen Mann, hätte ich ſelbſt nicht loßgeſprochen. Der Giftbecher war freylich etwas zu arg; allein zu einem ewigen Gefängniſſe hätte ich ihn gewiß mit verdammt, und gleichwohl fühle ich es, daß ich mich für den wahren Socrates vielleicht aufgeopfert haben würde. So entgegen geſetzt ſind die Begriffe, die Herr W. und Ihr Freund ſich von der Unſchuld machen!

Herr W. ſcheinet irgendwo geleſen zu haben, Socrates habe ſich mit ſo viel Muth und Erhabenheit vertheidiget, daß man ihn

eher

eher für einen Richter, als für einen Beklagten hätte ansehen sollen, und er gieng hin, und schilderte einen übermüthigen, hochtrabenden Mann, der vorsetzlicher Weise die Gemüther durch seinen Ungestüm noch mehr erbittert; der alle Achtung für seine Richter, für die Vaterstadt, für die Gesetze, und für ihre Verweser, aus den Augen setzet, und durch seine Aufführung einen grossen Theil der Beschuldigungen rechtfertiget, die seine Feinde wider ihn angeschrieben? Wie sanftmüthig und gelassen müssen die Richter seyn, die einen Beklagten, er sey wer er wolle, können sagen hören:

„Findet ihr es nicht höchst unbillig, o ihr „Bürger, daß ich, der ich zu euerm größten „Besten alle meine sittliche Kräfte angestrengt habe, deswegen den Tod leiden sollte, „daß ich euere unbändigen Leidenschaften nicht zu verbessern, und zu besänftigen „vermögend gewesen. Wäre ich so glücklich gewesen, euch mit der Tugend unaufhörlich zu verbinden, so würdet ihr „mir den ersten Platz unter euern Vor-

„stehern einräumen. Nun aber, da „euere Leidenschaften unendlich stärker, „als alle meine sittliche Bemühungen „sind, so bestrafet ihn die Grösse euerer „Halsstarrigkeit an mir, euerem Lehrer „und Anführer.“

Was dünkt Ihnen? Wenn Sie Richter wären, liessen Sie den aufgeblasenen Narren weiter sprechen? — Beynahe sollte man glauben, Herr W. habe eine Satyre auf den Socrates machen wollen. — Androcles sagt ihm, die Richter würden jetzt ein Urtheil über ihn fällen, und er spricht zu den Herumstehenden: „Dieser Streit der Leiden„schaften mit der Tugend wird bald entschie„den seyn. Denn da die Rechtschaffenheit „keine andere Waffen; als ihre eigene Un„schuld hat; so darf sie also durch alle ihre „Beharrlichkeit in dem sittlichen Guten nichts „anders als den Grimm der Bösen erwar„ten. Athen kündiget in meiner Person al„len guten Sitten einen ewigen Krieg an.“ Alle gute Sitten! zehlet Herr W. der Menschenliebe, Sanftmuth und Bescheiden-

heit

hält nicht mit zu den guten Sitten? Oder zehlet er Menschenverstand nicht zu den Eigenschaften, die ein Socrates besitzen muß? — Welche unwürdige Gesinnungen! Hören Sie, wie Plato seinen Lehrer von dem unbilligen Urtheil denken läßt, das wider ihn gefällt worden. Crito hat die Wache bestochen, und räth seinem Freund, sich der Gelegenheit zu Nutze zu machen, und zu entweichen. „Wie, antwortete dieser, mein „lieber Crito? Wozu willstu mich verleiten? „Wenn ich itzt im Begriffe wäre, davon zu „lauffen, und die Republick samt ihren Ge„setzen erschienen, um mich zu fragen; sprich, „Socrates! was bist du Willens zu thun? „Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den Ge„setzen und dem gesammten Staate, so viel „an dir liegt, den Untergang bereiten heißt? „Oder glaubest du, daß ein Staat Bestand habe, „und nicht nothwendig zerrüttet werden „müsse, in welchen die Rechtsurtheile keine „Kraft haben, und von jeder Privatperson „vereitelt werden können? Was kann ich „hierauf antworten? mein Werther. — Etwa,

„daß mir Unrecht geschehen, und ich das „Urtheil nicht verdienet, das wider mich ge„sprochen worden? Soll ich dieß antwor„ten? — Crit. Beym Jupiter, ja, o Socra„tes! — Socr. Wenn aber die Gesetze er„wiederten; Wie Socrates, hast du dich gegen „uns nicht anheischig gemacht, alle Rechts„sprüche der Republick zu genehmigen? — „Ich würde über diesen Antrag stutzen; allein, „sie würden fortfahren; Laß dich dieses nicht „befremden, Socrates; sondern antworte „nur; du bist ja sonst ein Freund von Fragen „und Antworten; Sag an, was misfällt dir „an uns und an der Republick, daß du uns „zu Grunde richten willst? Misfallen dir „etwa die Gesetze der Ehe, durch welche dein „Vater deine Mutter geheyrathet, und dich „zur Welt gebracht; misfallen dir diese? — „Keinesweges, würde ich antworten. So „misbilligst du etwa unsere Weise die Kinder „zu erziehen, und zu unterrichten? Ist die „Einrichtung nicht löblich, die wir zu diesem „Behuf gemacht, und die deinem Vater ver„anlasset, dich in der Musik und Gymnastik

„unter-

„unterrichten zu lassen? — Sehr löblich,
„müßte ich antworten. — Du gestehest also,
„daß du uns deine Geburth, deine Auferzie-
„hung, und deine Unterweisung zu verdanken
„hast, und folglich können wir dich sowohl,
„als jeden von deinen Vorfahren als unsern
„Sohn und Untergebenen betrachten. Ist
„dem aber also, so fragen wir; kömmt dir
„mit uns ein gleiches Recht zu? und bist du
„befugt, uns alles, was wir dir thun, mit
„gleicher Münze zu bezahlen? du wirst dir
„kein gleiches Recht mit deinem Vater an-
„maaßen, kein gleiches Recht mit deinem
„Gebieter, wenn du einen hast, sie alles,
„was du von ihnen leidest, wieder empfinden
„zu lassen, dich mit Worten oder Thaten wi-
„der sie zu vergehen, wenn sie dir etwa zu
„nahe treten; und mit dem Vaterlande, und
„mit den Gesetzen willst du gleiches Recht ha-
„ben? Gegen uns willst du dich für befugt
„halten, so bald wir etwas wider dich be-
„schlossen, dich wider uns aufzulehnen; den
„Gesetzen, dem Vaterlande, so viel bey dir
„stehet, den Untergang anzurichten? Und du

„glaubst rechtschaffen zu handeln? du, der „du dich im Ernst der Tugend befleißigen „willst? Stehet es so um deine Weisheit, „daß du nicht einmal einsiehest, daß Vater, „Mutter und Vorfahren, lange nicht so ehr„würdig, nicht so hoch zu schätzen, nicht so „heilig sind, bey den Göttern sowohl, als bey „allen Menschen, die bey Verstande sind, in „keinem solchen Ansehen stehen, als das Va„terland?“ Sie fahren in diesem Tone fort, und setzen endlich hinzu: „Bedenke, So„crates! ob du nicht unbillig gegen uns ver„fährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen, „und unterrichtet, wir haben dich und jeden „athenienſischen Bürger, so viel bey uns ge„standen, aller Wohlthaten, theilhaftig ge„macht, das gesellschaftliche Leben gewähren „kann, und gleichwohl haben wir dir und „jedweden, der sich zu Athen niedergelassen, „die Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsere „Staatsverfassung nach einer hinlänglichen „Prüfung nicht anstehet, mit den Seinigen „davon zu gehen, und sich, wohin er will, zu „begeben. Die Thore von Athen stehen einem

„jeden

„jeden offen, dem es in der Stadt nicht ge„fällt, und er kann das Seinige ungehindert „mitnehmen. Wer aber gesehen, wie es bey „uns zugehet, und wie wir Recht und Ge„rechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns „geblieben, der ist stillschweigend einen Ver„trag eingegangen, sich alles gefallen zu las„sen, was wir ihm befehlen, und wenn er „ungehorsam ist; so begehet er eine dreyfache „Ungerechtigkeit. Er ist ungehorsam gegen „seinen Eltern, ungehorsam gegen seine Zucht„und Lehrmeister, und er übertritt den Ver„trag, den er mit uns eingegangen.“ — Wo gerathe ich hin? die vortrefliche Stelle hat mich so bezaubert, daß ich aufzuhören vergaß. Wie verdrießlich muß es auch seyn, vom Plato auf Herrn W. zurück zu fallen!

Sehen Sie, mein Herr W., so war Socrates gesinnt, und so hätten sie ihn schildern müssen, wenn wir ihn im Bilde hätten erkennen sollen. Die Aehnlichkeit, der Geist, die Grazie, alles ist unter ihren Händen verschwunden. Haben Sie zum Unglück den

Plato

Plato niemals gelesen; so hätten Sie wenigstens vom Diderot lernen können, wie schwer es ist, diesen Charakter in seiner ganzen Würde auf die Bühne zu bringen. „Welche Beredsamkeit, spricht dieser in seiner Abhandlung „von der dramatischen Dichtkunst, welche „Beredsamkeit wird dazu erfordert! Welche „tiefe Einsicht in die Weltweisheit! Welch „Naturell! Welche Wahrheit! Man fasse „den festen, einfältigen, ruhigen, heitern, „und erhabenen Charakter des Philosophen „nur recht, und man wird bald merken, wie „schwer er zu schildern ist. Alle Augenblicke „werden sich die Lippen zum Lächeln verziehen, und die Augen voll Thränen stehen! „Ich würde vergnügt sterben, wenn ich dies „ses Werk so ausgeführet hätte, als ich mir „es vorstelle.“ — Wer so lebhaft von seinem Vorwurfe durchdrungen, und so gründlich vor den Schwierigkeiten desselben unterrichtet ist, der kann unmöglich etwas ganz schlechtes hervorbringen.

D.

Hundert

## Hundert und neunzehnter Brief.

Ich bekomme Luſt Ihnen den Plan mitzutheilen, den Diderot zu einem Trauerſpiel über den Tod des Socrates entworfen. Zum Glücke haben wir eine vortrefliche Ueberſetzung von dem Theater dieſes philoſophiſchen Kopfes, die meiner Bequemlichkeit ſehr zu ſtatten kömmt. Diderot iſt ein einſichtsvoller Kunſtrichter, dem es weder an Genie, noch an Geſchmack, fehlt. Und der Herzhaftigkeit genug beſitzet, den betretenen Weg zu verlaſſen, der öfters mehr von dem Vorurtheil, als von der Vernunft gebahnet worden. „Ich „möchte wohl ſagen, ſpricht der Ueberſetzer in „der Vorrede, daß ſich nach dem Ariſtoteles, „kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Thea„ter abgegeben hat, als Er. Daher ſieht er „auch die Bühne ſeiner Nation bey weitem „auf die Stufe der Vollkommenheit nicht, „auf welchem ſie unter uns die ſchalen Köpfe „erblicken.“ — Was von ſeinen theatraliſchen Stücken zu halten ſey, müſſen Sie ja von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſen-

Wissenschaften * ja nicht auf Glauben annehmen, ob sich gleich die Herren darauf beziehen, das zu Paris eben so geurtheilet worden. Sie wissen, wie viel Pariser die Enciclopädie mit scheelen Augen ansehen, und Herr Diderot ist einer der vornehmsten Mitarbeiter an diesem grossen Werke. Aber dieses können sie dem Verfasser der Bibliothek sicherer glauben, daß die Schriften des Herrn Diderot „an vielen Orten schwehr zu verstehen, und annoch mehrern schwehr, ja fast „gar nicht zu übersetzen sind„ — Desto rühmlicher ist es für den unbekannten Uebersetzer, daß er alle Schwierigkeiten überstanden, und eine fast unverbesserliche Uebersetzung geliefert hat. — Vielleicht habe ich zu einer andern Zeit Gelegenheit, mich mit Ihnen von dem Theater des Herrn Diderot weitläufiger zu unterhalten. Itzt habe ich es blos mit seinem Plane von dem Tode Socrates zu thun.

„Es giebt eine Art von Schauspielen, (heißt es in der bereits angeführten Abhandlung von der

* sten Bandes 1tes Stück.

der dramatischen Dichtkunst). „wo man die „Moral gerade zu, und doch glücklich vortra„gen könnte. Hier ist ein Beyspiel. Man „gebe wohl darauf Achtung, was unsere Rich„ter davon sagen werden, und wenn es ihnen „frostig vorkömmt, so glaube man nur gewiß, „daß es ihnen an Energie der Seele, an der „Idee der wahren Beredsamkeit, an Gefühl „und Empfindlichkeit fehle. Ich wenigstens „halte dafür, wenn sich ein Genie dieses Stof„fes bemächtigte, es würde unsern Augen „nicht Zeit lassen, trocken zu werden, und wir „würden ihm das allerrührendste Schauspiel, „die allerlehrreichste und angenehmste Schrift, „die man nur lesen kann, zu danken haben. „Ich meyne den Tod des Socrates.

„Die Scene ist im Gefängnisse. Man „erblickt den Philosophen in Ketten und auf „Stroh liegend. Er schläft. Seine Freunde „haben die Wache bestochen, und kommen mit „anbrechendem Tage, ihm seine Befreyung „anzukündigen.

„Ganz Athen ist in Aufruhr, aber der Ge„rechte schläft. Von einem unschuldigen Leben.

„Wie

„Wie süß es ist, wohl gelebt zu haben, wenn „man nun sterben soll! Erster Auftritt. „Socrates erwacht; er erblickt seine Freunde, „und wundert sich, sie so früh zu sehen.

„Der Traum des Socrates.

„Sie hinterbringen ihm, was sie ausgerich„tet haben. Er untersuchet mit ihnen, was „sich für ihn zu thun schicke.

„Von der Achtung, die man sich selber „schuldig ist, und von der Heiligkeit der „Gesetze.

Die Fortsetzung künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 24. Julius. 1760.

### Beschluß des 119ten Briefes.

Das wäre also der zweyte Auftritt. — Der Stof zu diesen beyden Auftritten ist, wie Sie sehen, aus dem platonischen Gespräche Crito; Allein er hat durch den Zwang der theatralischen Regeln schon sehr gelitten. Beym Plato schläft der bereits verurtheilte Gerechte, indem die Partheyen für und wider ihn ganz Athen in Aufruhr setzen, und er streitet, gleichsam im Angesichte des Todes, für die Heiligkeit der Gesetze. Diderot aber sahe sich genöthiget, um die Einheit der Zeit zu beobachten, alles dieses vor der Verdammung hergehen zu lassen, zu einer Zeit, da der Weltweise noch Hofnung hatte, von seinen Richtern selbst losgesprochen zu werden. Dieser Umstand benimmt den Stof einen zieml-

lichen Theil von seiner Erhabenheit. — Leute, die auf das Costume halten, dürfte vielleicht auch dieses befremden, daß Diderot den Socrates gleich nach der Anschreibung in Fessel legen läßt, da doch aus der Geschichte bekannt ist, das dieses nicht eher als nach der Verurtheilung zu geschehen pflegte. So viel ist zwar gewiß, ohne die Bürgschaft des Crito, wäre Socrates vielleicht gleich nach der Anschreibung in Verhaft gezogen worden; denn als ihn Crito fragt; wie er nach seinem Tode bestattet seyn wollte? kehrte er sich zu den andern Weltweisen, und spricht: „Ich kann „diesen Freund, wie ich sehe, gar nicht über„zeugen. Er meynet immer noch, ich würde „nach meinem Tode noch hier im Gefängnisse „bleiben, und fragt, wie er mit mir verfahren „soll. Er hat den Richtern Bürgschaft „leisten müssen, daß ich da bleiben werde; „seyd so gut und verbürgt nun wieder bey „ihm das Gegentheil; daß ich nehmlich sobald „der Gift gewürkt haben wird, nicht mehr „hier bleiben, sondern mich davon machen „werde.“ — Aber, daß die Athenienser einen

angeschriebenen Bürger, bevor noch Zeugen wider ihn verhört worden, sollten haben fesseln lassen, scheinet fast unglaublich. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die man einem Dichter nicht aufmutzen kann! Diderot fährt fort:

„Die Wache kömmt; man nimmt ihm seine „Ketten ab.

„Die Fabel von Schmerz und Lust.

„Die Richter treten herein; mit ihnen zu„gleich die Ankläger des Socrates und eine „Menge Volks. Er wird angeklagt, und ver„theidiget sich.

„Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

„Man muß sich hier nach den griechischen „Sitten richten; die Klagen müssen gelesen „werden; Socrates muß sich bald an seine „Richter, bald an seine Ankläger, bald an „das Volk wenden; er muß in sie dringen; „er muß sie fragen; er muß ihnen antwor„ten. Man muß die Sache zeigen, wie sie „wirklich vorgefallen ist; und das Schauspiel „wird um so viel wahrer, um so viel in „die Augen fallender, um so viel schöner „werden.“

Recht gut! das ist alles nach den griechischen Sitten; aber nach welchen Sitten ist es, daß die Richter, die Ankläger, und das Volk zu dem Beklagten ins Gefängniß kommen, ihn zu richten? Gewiß nach den Sitten des französischen Theaters, das lieber ganz Athen ins Gefängniß schicket, ehe es die Bühne verändern leidet. — Der Dichter, der dieses Schauspiel versuchen will, folge meines Erachtens, nur immer der Geschichte. Plato sagt, der Gerichtssaal, in welchem Socrates verurtheilt worden, sey dichte neben dem Gefängnisse gewesen. Diesen Umstand mache er sich zu Nutze; er ziehe einen innern Vorhang auf, und zeige mir die Richter in stiller Erwartung, die Trabanten, die Ankläger in heimlicher Bewegung, und das Volk, das von allen Seiten hinzu läuft. Diese lärmende Scene wird mit der Stille des Gefängnisses vortreflich abstechen. Er lasse den angeklagten Greis, von der Wache und von seinen Freunden umgeben, etwas entkräftet, aber unerschrocken hinzutreten. Was für ein Gemählde! was für schöne Züge hätte Dide-

rot,

rot, dieſer Freund von theatraliſchen Gemälden, nicht hier anbringen können! Er, der ſonſt aus dem alten Herkommen einer Regel nicht viel zu machen pflegt. Doch die genaue Einheit des Orts iſt ihm, ich weiß nicht warum, noch einiger maſſen heilig. —

„Die Richter treten ab; die Freunde des „Socrates bleiben, die Verdammung hat „ihnen geahnet, Socrates unterhält ſie und „tröſtet ſie.

„Von der Unſterblichkeit der Seele. Vierter Auftritt. Er iſt verurtheilt. Man kündiget ihm den Tod an. Er ſpricht ſeine „Frau und ſeine Kinder. Man bringt den „Giftbecher. Er ſtirbt. Fünfter Auftritt.

„Es iſt ein einziger Aufzug, ſetzt Diderot „hinzu, der aber, wenn er wohl ausgearbeitet „würde, die Länge eines Stückes haben „dürfte.“

Er ſcheinet indeſſen ſelbſt gemerkt zu haben, daß Socrates nach dieſem Plane, allzuſpät von ſeiner Verurtheilung benachrichtiget wird, und daß es beſſer ſey, dem Zuſchauer, nicht den Angeklagten, ſondern ſo bald als

möglich, den sterbenden Socrates vorzustellen. Denn in der Folge derselben Abhandlung entwirft er die letzten Stunden Socrates etwas ausführlicher, aber nicht nach diesem Plane, sondern völlig nach der Geschichte. „Die Freunde treten zu ihm herein, „da man ihn eben losgebunden hatte. Xantippe sitzt neben ihm, und hat eines von „ihren Kindern in den Armen.

„Der Philosoph spricht wenig mit seiner „Frau. Aber wie viel zärtliches hatte nicht „ein weiser Mann, dem das Leben gleichgültig war, über sein Kind zu sagen!

„Die Philosophen treten herein. Kaum „erblickt sie Xantippe, als sie zu schreyen und „sich untröstlich zu stellen anfängt, so wie die „Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen „ist. Socrates, schreyet sie, heute sprechen „dich deine Freunde zum letzten male. Zum „letzten male umarmst du itzt deine Frau; „zum letzten male dein Kind.

„Socrates kehret sich gegen den Crito „und saget: Freund, laß diese Frau nach „Hause bringen. Und das geschiehet. Man

ziehet

„zieht Xantippen fort; Sie will mit Ge„walt noch einmal auf den Socrates zu„reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt sich „das Gesicht mit ihren Händen, und erfüllet „das Gefängniß mit ihrem Geschrey. Unter„dessen sagt Socrates noch ein Wort über „sein Kind; man trägt es weg.

„Nunmehr nimmt der Philosoph ein heite„res Gesicht an, setzet sich auf sein Bette, zie„het den Fuß an sich, von dem man ihm die „Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft, „und sagt: Wie nahe grenzen Schmerz „und Vergnügen an einander! Wenn „Aesop daran gedacht hätte, welche schö„ne Fabel hätte er davon machen kön„nen! — Die Athenienser wollen, ich „soll abgehen, und ich gehe ab. — „Sagt dem Evenus, wenn er weise ist, „soll er mir folgen.

„Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der „Scene über die Unsterblichkeit der Seele. „Wer will, versuche diese Scene. Ich eile „zu meinem Zwecke.“

Wie nun? Warum macht Herr Diderot sich hier aus dem Staube? Warum sagt er nicht wenigstens, wie man diese Scene für die Schaubühne zurichten müsse? Ich fürchte, ich fürchte, er hat hier selbst nicht zu rathen gewußt. In der That sind hier zwo Klippen, denen fast nicht auszuweichen ist. Ueberzeugt Socrates seine Schüler durch philosophische Gründe; so gähnet der größte Theil der Zuschauer. Rühret er die Zuschauer durch seine Beredtsamkeit; so bleiben die Philosophen unbefriediget. Ich sage auch, wie Diderot: Wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke.

„So wie ein Vater mitten unter seinen „Kindern stirbt, so war das Ende des So„crates mitten unter den Weltweisen seinen „Schülern.

„Als er aufhöret zu reden, bleibt es einen „Augenblick still, und Crito sagt zu ihm:

Crito.

„Was hast du uns noch zu be„fehlen?

Socra-

Socrates.

„Daß ihr euch beſtrebet, ſo viel als „möglich, den Göttern gleich zu wer„den, und alles andere ihrer Vorſorge „überlaſſet.

Warum hat Diderot hier ſein Muſter verlaſſen? Crito ſpricht beym Plato: Was haſt du uns ſonſt wegen deiner Kinder oder häußlichen Angelegenheiten zu hinterlaſſen? Womit können wir dir zu Dank leben? Und Socrates antwortet: Wenn ihr ſo lebet, wie ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzu zu thun. Wenn ihr für euch ſelbſt Achtung habet; ſo werdet ihr zugleich mir, den Meinigen, und euch zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht verſprechet. Vernachläßiget ihr aber euch ſelbſt; ſo werden die heiligſten Verſprechungen nichts helfen. So weit Plato.

Crito.

„Wie ſoll man nach deinem Tode mit „dir verfahren?

Socrates.

„Crito, wie ihr wollt; wenn ihr mich „anders habt.

Hierauf blickt er lächelnd auf die Philosophen, und setzt hinzu:

„Ich mag machen, was ich will, ich „werde unsern Freund doch nie überre„den, den Socrates von seiner Hülle zu „unterscheiden.

„Indem tritt der Trabante der Eilfmänner „herein, und nahet sich ihm ohne zu reden. „Socrates fragt ihn:

Socrates.

„Was willst du?

Der Trabante.

„Dich auf Befehl der Obrigkeit er„innern. — —

Socrates.

„Daß es Zeit ist, zu sterben. Mein „Freund, wenn das Gift bereitet ist, so bring es her, und sey willkommen.

Der

Der Trabante.

(indem er sich umkehret, und weinet.)

„Andere fluchen mir, und dieser segnet „mich.

Crito.

„Die Sonne glänzet noch auf den „Bergen.

Socrates.

„Der mag zaudern, der mit dem Leben „alles zu verlieren glaubt. Ich hoffe „zu gewinnen.

Nach Platons-Erzählung wurden allhier die drey Kinder des Socrates herein geführet, zwey kleine und ein erwachsenes. Es kamen auch einige von seinen Haußweibern, vermuthlich um nach alter Gewohnheit, wenn er gestorben seyn würde, den Leichnam zu waschen. Socrates redete mit seinen Kindern, sagte ihnen, was er noch zu sagen hatte, und schickte sie mit den Weibern weg. Doch Diderot hat vermuthlich nicht für gut befunden, diesen Umstand zu gebrauchen.

„Nunmehr tritt der Sclave mit dem Gift„becher herein. Socrates nimt ihn, und sagt;

Socra-

Socrates.

„Guter Mann, was muß ich thun? Du wirst das wissen.

Der Sclave.

„Trinken, und auf und niedergehen, „bis du fühlest, daß dir die Beine schwer „werden.

Socrates.

„Dürfte ich nicht einige Tropfen, als „ein Dankopfer für die Götter, ver„giessen?

Der Sclave.

„Es ist gleich so viel, als nöthig.

Socrates.

„So mag es bleiben. — Aber ein „Gebet kann ich doch an sie richten. „Er hält den Becher in der einen Hand, „richtet die Augen gen Himmel, und sagt:

„Die ihr mich rufet, o Götter, ver„leihet mir eine glückliche Reise. Hier„auf schwieg er, und trank.

„Bishieher waren seine Freunde stark genug „gewesen ihren Schmerz zu verbergen; aber

wenn

„wenn er den Becher an den Mund ſetzet, „können ſie ſich länger nicht halten. Ei„nige verhüllen ſich in ihre Mäntel. Crito „iſt aufgeſtanden, irret in dem Gefängniße „hin und her, und ſchreyet. Andere ſtehen „unbeweglich, betrachten finſter und ſchwei„gend den Socrates, und Thränen rollen „ihre Wangen herab. Apollodorus hat „ſich an dem Fuſſe des Bettes niedergeſetzet, „den Rücken gegen den Socrates gekehret, „und den Mund in die Hand, ſich des „Schluchzens zu erwehren.

„Mittlerweile gehet Socrates auf und „nieder, ſo wie der Sclave gerathen hat, „und in den Herumgehen wendet er ſich an „jeden von ihnen, und tröſtet ſie alle. Zu „dem einen ſagt er; Wo bleibt die „Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tu„gend? — Zu dem andern; deswegen „ſchickte ich die Weiber weg. (Dieſer Umſtand beziehet ſich beym Plato auf die Weiber, die zuletzt mit den Kindern des Socrates gekommen und weggeſchickt worden ſind. Diderot muß entweder die Xantippe

zippe darunter verstehen, oder vergessen haben, daß er zuletzt keine Weiber hat kommen lassen.) „Zu allen: Was haben mir „nun Anytus und Melitus Böses thun „können? — Wir werden uns wieder „sehen meine Freunde. — Wenn ihr „euch so betrübt, so müßt ihr daran „zweifeln.

„Unterdeß werden ihm die Beine schwer, „und er legt sich auf das Bette nieder. Darauf empfiehlt er seinen Freunden sein Andenken, und sagt mit schwachwerdender „Stimme:

Socrates.

„Bald werde ich nicht mehr seyn. — „Nach euch werden sie mich richten. — „Werfet meinen Tod den Athenienſern „nicht anders vor, als durch die Heiligkeit eures Lebens.

„Seine Freunde wollen ihm antworten; „aber sie können nicht; sie weinen und „schweigen. — Der Sclave, der unten an „dem Bette stehet, faſſet seine Füſſe, und

drucket

„drucket sie. Socrates sieht ihn an, und „sagt:

„Ich fühle sie nicht mehr. Einen Au„genblick darauf faßt er ihn an die Schen„kel, und drückt sie. Socrates sieht ihn „an, und sagt;

„Ich fühle sie nicht mehr. Nunmehr „fangen seine Augen an zu verlöschen, seine „Lippen und Naselöcher sich einzuziehen, „seine Glieder zu erstarren. Der Schatten „des Todes liegt auf ihn verbreitet u. s. w. — „Zuletzt erfolgen Zuckungen, von denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu sich kömmt. „Er ruft dem Crito. Crito beugt „sich gegen ihm nieder, und Socrates sagt „zu ihm: (welches seine letzten Worte sind.)

„Crito — bringe dem Gott der Ge„sundheit ein Opfer. Ich genese.

„Auf den Cebes, der dem Socrates „gegen über saß, blieben seine letzten Blicke „hangen; und Crito drückte ihm den Mund „und die Augen zu.“

Alle diese Umstände sind mit den Ausdrückungen aus dem Plato. „Man brau-

che

„che sie, sagt Diderot, wie man will, aber „man brauche sie. Denn alle andere, die „man an ihre Stelle setzen wollte, werden „falsch und ohne Würkung seyn.“

Tompson hat einen Socrates hinterlassen, in welchen von allen diesen Umständen, nichts gebraucht worden. Ich weiß nicht, ob das Englische nunmehr heraus seyn mag, denn ich habe nur die französische Uebersetzung * von den Herrn Fatema gelesen. Einige genie verrathende Züge ausgenommen, scheinet mir das Stück weder des Verfassers, noch des Uebersetzers würdig zu seyn.

D.

* Socrate, ouvrage dramatique, traduit de l'Anglois de feu Mr. Tompson. Amsterd. 1749.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

### V. Den 31. Julius. 1760.

### Hundert und zwanzigster Brief.

Ich habe neulich eine kleine Sammlung mit Vergnügen durchgeblättert, und ich muß Ihnen davon Rechenschaft geben. Sie schlägt in die Naturgeschichte der schalichten Thiere ein; Ich erinnere mich zwar noch wohl, daß Sie sich auf unserer Reise nach *** über diejenigen, die Cabinetter hievon, und von andern Seltenheiten sammlen, ziemlich lustig gemacht haben. Herr B** gab uns Gelegenheit darzu, der ein Grundstück zu verkaufen Lust hatte, um sein Cabinet mit einem höchstraren Oberadmiral zu vermehren. Aber ich weiß auch wohl, wie weit Sie ihre Satyre hierüber ausdehnen. Leute die Zeit und Geld, welches sie nützlicher anwenden könnten, auf Cabinetter und Naritätensammlungen verwenden, und darüber nöthigere und nützlichere Geschäfte

verabſäumen, geben freylich der Satyre einen gar freygebigen Stoff, und Sie ſind doppelt lächerlich, wenn Sie, wie Herr B** von demjenigen, was ſie ſammlen, keine Kenner ſind, und ſich daher von gewinnſüchtigen Raritätenkrämern alles durcheinander aufheften laſſen. Wann ein ſolcher halbgelehrter Virtuoſo vor ſeinen Schränken ſtehet, und den Zuſchauern mit einer wichtigen Mine ſeine Schätze auskramet, ſo kann man ſich freylich kaum des Lachens enthalten, wann er nach ſeiner ſeichten Kentniß die Eigenſchaften verſchiedener Stücke vermengt, oder offenbare Werke der Kunſt für Spiele der Natur ausgiebt. Aber um deſtomehr iſt ein wahrer Kenner der Naturgeſchichte zwiefacher Ehren wehrt, der mit Verſtande ſammlet, und mit Einſicht beurtheilet.

Ich weiß alſo wohl, daß Sie der Naturgeſchichte und den zu derſelben Behuf angelegten Cabinettern gar nicht feind ſind, ſondern auch, in meiner Geſellſchaft einige wohlangelegte mit Vergnügen beſchauet haben. Ich will alſo nur eilen, Ihnen von meiner Lectüre Rechenſchaft zu geben.

Der

Der Titel des Buchs stehet am Rande. * Der Verfasser ist, wie man in dem Buche selber siehet, Herr J. H. Chemnitz, Königl. Dänischen Gesandschaftsprediger zu Wien. Es bestehet aus fünf Briefen, deren jeder an eine namentlich genannte Person gerichtet ist, ausser diesen aber ist noch das ganze Werkgen in lapidarischer Schreibart dem Herrn Bischof Pontoppidan, und dem Herrn D. Hauber zugeeignet, daß man also auf diesen achtzehntehalb Bogen, (so stark ist diese Schrift), nicht weniger als sechs oder sieben Dedicationen antrift.

Die beyden ersten Briefe sind an den Herrn Prof. Joh. Joach. Langen gerichtet, und handeln nach einigen sehr höflichen Einleitungscomplimenten, von den Bemühungen des Herrn C. die innere Bauart der Schnecken



* Kleine Beyträge zur Testacestheologie, oder zur Erkenntniß Gottes aus den Conchylien, in einigen Sendschreiben herausgegeben. Nebst einem Anhange von den berühmtesten Naturalien, sonderlich Conchyliensammlungen zu Wien. Frankf. und Leipzig 1760. gr. Quart.

zu erfahren. Der Nutzen dieser Bemühung ist wirklich wichtig, ich will Ihnen nur nach dem Herrn V. das vornehmste davon anführen. Ausser daß man inwendig öfters die vortreflichste Farben, und ein noch prächtiger Schmelzwerk als auf der äusserlichen Schale befindlich ist, entdecket, so würde man 1) dadurch vielleicht auf eine leichte und glückliche Eintheilung der Schnecken kommen können. 2) Würde man den Streit entscheiden können, ob die Schnecken schon von ihrer ersten Kindheit an, alle ihre Kammern in Kleinem hätten, die sich hernach bey zunehmendem Alter mehr und mehr entwickelten. 3) Man würde durch die Untersuchung des innern Baues dieser Geschöpfe, vielleicht erörtern können, wie es mit ihrem Wachsthum zugehe, ob dabey eine weitere Ausdehnung ihres Gehäuses, oder eine jährliche Verwechselung und neuer Anwachs der Kammern vorgehe. 4) Man kann die falsche Meynung widerlegen, als ob die Krebse Bewohner mancher Schnecken wären. Der Herr V. hat vermittelst des Durchschleifens zuweilen in der letztern Kammer, den vertrockneten Einwohner des Schneckenhauses gefunden,

den, in deſſen erſtern ſich ein Krebs eingeſchlichen hatte.

Dieſe und mehrere Vortheile würden erwachſen, wenn man ſich nicht, wie bis hieher, mit der bloſſen äuſſerlichen Angaffung der Schneckenhäuſer abgeben, ſondern auch derſelben innerlichen wunderbaren Bau, ferner unterſuchen wollte. Herr Chemnitz dringet wirklich mit Recht hierauf, und offenbahret zugleich allen Liebhabern dieſer Arbeit, die Mittel deren er ſich dabey zu bedienen pflegt. Das erſte iſt das Durchſägen, dieſes geſchiehet bey groſſen, breiten und dicken Schnecken, vermittelſt einer feinen Säge die am beſten von einer ſtählernen Uhrfeder gemacht werden kann. Dieſes alten Kunſtgrifs haben ſich die mehreſten bedienet, die noch eine oder die andere aufgeſchnittene Schnecke in ihren Sammlungen zeigen können. Der zweyte und beſte Kunſtgriff beſtehet im Auf- und Durchſchleifen, obgleich allemahl das bey eine Hälfte verlohren gehet. Beym Durchſägen werden zwar alle beyde Hälften beybehalten, aber es iſt allemahl eine mißliche und ungewiſſe Arbeit, die ſich noch dazu, wo eine zarte Spitze iſt, wie bey Bohrern und Schrau-

benschnecken, und wo ganz dünne Kammern sind, wie bey Voluten, Walzen und Oliven nicht gar wohl anbringen läßet. Der Herr V. verfiel also aufs Abschleifen, vermittelst des Schmergels und gebraucht sich hiezu eine Machine, so fast einer Glasschleifermachine ähnlich ist, nur daß die Scheiben nicht erhoben, oder vertieft, sondern bloß wassergleich seyn. Man kann sich auch dazu eines bloßen gemeinen glatten Sandsteines bedienen. Der Herr V. lehnet zwar S. 33. das Lob, daß er der Erfinder dieser Art die innern Geheimnisse der Schnecken aufzudecken, zu nennen sey, auf eine bescheidene Weise von sich ab. Aber es gebühret ihm dennoch unstreitig, und jeder Liebhaber der Naturgeschichte, wird ihm diese zu derselben Erweiterung sehr nützliche Erfindung verdanken.

Er bedienet sich endlich auch der Feile, um die innere Einrichtung mancher Schnecken kennen zu lernen; vermittelst derselben werden die äussere Bedeckungen der Kammern weggefeilet, so daß nur der Hauptpfeiler und die Hauptsäle des Gebäudes stehen bleiben.

Der Herr V. wirft noch ein paar Fragen auf,

auf, die mir merkwürdig geschienen haben. Nemlich, woher wol die innere grosse Reinlichkeit komme? „In den mehresten aufgeschliffenen Stücken, sagt er, habe ich nicht die geringste „Spur gefunden, daß jemals ein nasser Einwohner diese Zimmer bewohnet, und vermuthlich auch darinn sein Begräbniß gefunden. Soll man etwa daher vermuthen, daß „Schnecken ihre Häuser, nach Art der Krebse, „in gewissen Stufenjahren abwerfen, und „gröſſere Behältnisse bauen? Alsdann wäre „nicht schwer zu begreifen, woher die fast „unendliche Menge leerer Schneckenhäuser, „ja ganzer Berge von Schalen, an den „Ufern des Meeres, sonderlich nach einem „Sturme angetroffen werden könne?“ Dann der Einfall des Herrn Prof. Deyso, daß die Fische im Stande wären durchs bloſſe Athemholen eine Schnecke aus allen ihren Wendungen herauszusaugen, hat wirklich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor sich.

Die andere fast noch merkwürdigere Frage will ich Ihnen mit des Herrn V. eigenen Worten vortragen, damit Sie auch eine Probe von seiner Schreibart haben:

„Wer bewundert nicht mit mir die feinste
„Emailarbeit sowol an der äussern als innern
„glänzenden Schale. Wie ists doch möglich,
„daß diese unnachahmliche Mahlerey in den
„tiefen Abgründen des Oceans ausgemahlet
„werden kann? Das Feuermahlen und Email-
„liren erfordert die gröſſeste Hitze, und eine
„Entfernung von aller Nässe und Feuchtigkeit.
„Bey einer Schnecke ist eigentlich alles email-
„lirt, aber im Wasser, aber in den kältesten
„Schlünden des Weltmeers, fern von den
„Strahlen der erwärmenden Sonne. Noch
„mehr der Fisch, das Thier so ein Schnecken-
„gebäude bewohnet, ist seiner Natur nach eins
„der allerkältesten, welches fast aller natürli-
„chen Wärme zu ermangeln scheint. Und wer
„bewundert nicht die Bestandtheile eines
„Schneckengebäudes? Zum Emailliren und
„zur Zubereitung der Porcellains wird, wie
„bekannt, hauptsächlich feiner Staub, Asche,
„Salz und der feinste Sand, welcher im Feuer
„sogleich vitresciret oder zu Glaß wird, erfor-
„dert. Aber die Schalen der Schnecken beste-
„hen aus lauter kalkartigen Theilen, wie man
„es sogleich durch die Probe mit Scheidewas-
„ser

„ser sehen und noch besser durchs Feuer verfu-
„chen kann. Daher ist auch in Holland, und
„an andern Orten, der beste Kalck aus Schne-
„cken und Muschelschalen zubereitet wird.
„Wie ists doch nun möglich, daß aus solchen
„kalkartigen Theilen, die sich gar zum Email-
„liren und zu Porcellainarbeiten nicht zu schi-
„cken scheinen, noch dazu ohne Wärme, die
„feinste Porcellain- und unnachahmlichste
„Emailarbeit verfertigt werden kann? vielleicht
„wenn man dieser Spur des grössesten Künst-
„lers und allervollkommensten Werckmeisters
„nachdächte, auch nachahmte, nachprobirte,
„erfände man eine weit weniger kostbare und
„mißliche aber ungleich leichtere Methode der-
„gleichen Arbeiten ohne Feuer wohl gar durch
„Hülfe des Wassers zu Stande zu bringen.

Der dritte Brief an den Papa des Herrn V. den Herrn J. G. Chemnitz, Inspectorn zu Neuruppin wird für Sie so wenig interessant seyn, als er für mich gewesen ist. Der Herr Vater des Herrn V. hatte eine Besorgniß geäussert, daß desselben Beschäftigungen mit der Naturgeschichte, sich zu seinem geistlichen Amte nicht schicken möchten, diesen Vorwurf

wüsden wir beyde aber, ihn gewiß nicht gemacht haben. Inzwischen sucht er denselben hier dadurch zu widerlegen, daß er zeiget wie man die Schnecken erbaulich anwenden könne, und vertheidiget die unschuldige Ergötzung die aus der Beschauung derselben fliesset. Eine Nachricht die ich hierbey von ungefähr finde, ist, daß der Herr Hofprediger Cramer der Verfasser der Einleitung zu dem berühmten Regenfußischen Werke ist.

Der vierte Brief ist an die Jungfer Margaretha Barbara Bürkmannin Käyserl. gekrönte Poetin, und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaften zu Helmstädt und Altorf, gerichtet. Der Herr V. handelt darinn von den Hülfsmitteln zu einiger Kentniß in der Conchyliologie zu gelangen. Er nennet von Büchern des Rumphius Amboinische Raritetten Kammer, des Bonannus Museum Kircherianum, Buchers Indicem Testarum, Kleins Tentamen Methodi Ostracologicae, Dargenville Conchyliologie. Gevens Monathliche Belustigungen, Leßers Testaceotheologie, Worms Vorstellung der Muscheln. Adanson Histoire naturelle des Coquillages du

Sene-

Senegall. Regenfuß Sammlung auserlesener Schnecken und Muscheln, und endlich Martin Listers Testacea. * Er zeiget was in jedem dieser Wercke enthalten sey, beurtheilt sie und zeiget an, was ihm noch daran, noch zu mangeln scheine, und wie er überhaupt die Gabe hat, einen Gegenstand nicht eher zu verlassen, als bis nichts mehr davon zu sagen ist; so führet er sogar die Preise dieser Bücher an.

Das Schlußcompliment dieses Briefes hat mir sehr seltsam geschienen. Ich hätte es wahrlich in einem Briefe der von der Conchyliologie handelt, nicht gesucht. Hier ist es:

„Der Herr wolle bey Ihnen und andern die „Erweiterung der Erkänntniß und des Vergnü„gens an der Conchyliologie, auch durch diese „geringsten Beyträge befördert, und seinen Na„men über diese herrliche Creaturen mehr ge„heiligt werden lassen. Fahren sonderlich Ew.

„Hoch-

* Des Herrn von Bergen Classes Conclusiorum worinn alle verschiedene Eintheilungen vom Aristoteles an bis auf unsere itzige Zeiten vorgestellet werden, hat der Herr V. dazumahl vermuthlich noch nicht gekannt.

„Hochedeln getrost und immer getroster fort,
„ihren Gott und Heiland aus mehrern Ge-
„sichtspuncten als den Schönsten zu betrachten,
„zu bewundern und zu besingen. Suchen Sie
„immerdar unter die obgleich kleine, doch se-
„ligste Anzahl der klugen und auserkohrnen
„Jungfrauen zu gehören, von deren theils
„schon gegenwärtigen, theils künftigen Seligkeit
„die Offenbahrung Johannis, oder vielmehr
„Jesu Christi, sagt: Sie sind Jungfrauen und
„folgen dem Lamme nach wo es hingehet.
„Diese sind erkauft aus den Menschen zu Erst-
„lingen Gott und dem Lamme, und in ihren
„Munde ist kein Falsches funden, denn sie sind
„unsträflich vor dem Stuhl Gottes. Sie
„singen ein neu Lied, und ihre Stimme ist
„wie der Harfenspieler, die auf ihren Harfen
„spielen.

„Mißbrauchen andere die edle Gabe der
„Dichtkunst — singen andere nur von Wein
„und von der Liebe, so müsse Dero Herz und
„Dero Lied von dem erklingen, dessen Augen
„röthlicher wie Wein, der sein Kleid in Wein
„gewaschen und seinen Mantel am Oelberge in

„Wein-

„Weinbeerblut, — so müsse Dero Liebe gegen „ihn seyn wie eine Glut, wie eine Flamme des „Herrn, daß auch viel Wasser der Anfechtun„gen, nicht mögen diese Liebe auslöschen, noch „Ströme von Versuchungen sie ersäufen. „Lassen Sie Dero Sinn von der Liebe dessen, „der sich zu Tode geliebet, mehr wie durch alle „neun Musen begeistert, und von der Liebe „Christi gedrungen werden, in geistlichen liebli„chen Liedern, in Psalmen und Lobgesängen, „von ihm, von dem schönsten unter den Men„schenkindern, den Auserkohrnen unter allen „Tausenden, immer mehr überzufliessen. Be„zeugen Sie meine Hochachtung und vermel„den Sie meinen herzlichen Segenswunsch „dem treuen Knechte Gottes, Ihrem theure„sten Herrn Papa.

Sie werden es selbst schon aus der obigen Probe gemerket haben, daß die Schreibart des Herrn C. nicht die beste ist. Sie ist wirklich weder ordentlich noch angenehm, er kommt zuweilen auf eine sonderbare Art, von einem aufs andere, er macht Complimente, die nach dem köstlichen (precieux) und erbauliche Anwendungen

gen die nach dem Schematismus schmecken. Ich will die in der ebenangeführten Stelle enthaltene gute Wünsche gern in ihrem Werthe lassen, aber so viel ist ausgemachet, daß ein Prediger der in Gesellschaften oder in vertraulichen Briefen sich eines gewissen feyerlichen paranätischen Tones nicht entschlagen will, wenigstens eben so sehr wider das πρεπον handelt, als wann er an heiliger Stäte, den gesellschaftlichen und gleichgültigen Ton brauchen wollte, der ihm in jenen Fällen wirklich sehr wohl anstehet.

Doch wieder zur Sache zu kommen, so ist der fünfte Brief an Herrn Lorenz Spengler Königl. Dänischen Hofkunstdreher gericht, und giebt eine kurze Nachricht von den vornehmsten Naturalien, sonderlich Conchylienſammlungen in Wien. Zuvörderst verdienet das Kayserliche Naturalienkabinet Aufmerksamkeit. Es ist unter der Aufsicht des Herrn Baillou; und der Herr V. macht hier Hoffnung, daß eine Beschreibung desselben in einigen Foliobänden ans Licht treten wird. Herr Wiedon, Kayserl. Kammermaler besitzt die besten

besten raresten und ausgesuchtesten Conchylien in ganz Wien, welche auch sehr wohl geordnet sind. Herr B. Stefani, Secretair beym Herrn Reichsvicekanzler Grafen von Colloredo, besitzt ein ausgesuchtes Naturalienkabinet und auch viel schöne Conchylien. In dem Closter der Minoriten hat der P. Alexander eine schöne Sammlung von Seltenheiten, und unter andern auch von Conchylien zusammen gebracht. Insbesondere aber hat es mich aufmerksam gemacht, daß dieser geschickte Geistliche über zwanzigtausend Kupferstiche in der Absicht gesammlet hat, um den Wachsthum der Kunst von den ersten Anfängen an, bis auf jetzige Zeiten zu zeigen. Wie sehr würde eine solche Sammlung nicht einen Schriftsteller zu statten kommen, der die bisher noch immer vergeblich gewünschte Historie der Kupferstecherey schreiben wollte. Der Holstein-Gottorpische und Braunschweig-Wolfenbüttelsche Geheime Legations-Rath, Herr von Moll besetzt, ausser einer grossen und mit vielen zur Naturhistorie gehörigen Werken versehenen Bibliothek, ein vortreffliches Naturalienkabinet. Er hat wie der Herr V. berichtet, von seinen Conchylien ein Verzeichniß verfertiget, bey einem jeden Stücke die verschiedenen Namen angeführet, und zugleich alle Schriftsteller, wo man weiter etwas davon nachlesen kann, aufs genaueste bemerket. Ein mühsames aber desto nützlicheres Unternehmen. Des Herr Reichshofraths-Agent von Moll, ein Bruder des vorigen, hat ein ansehnliches Cabinet von Mineralien, Versteinerungen und Seegewächsen.

wächsen. Der Herr Reichshofrath von Gärtner besitzt auch ein wichtiges Naturalienkabinet. Der Pater Tobias, Bibliothekarius im Kloster der Augustiner Barfüsser, besitzt eine ansehnliche Sammlung von Seltenheiten der Natur und Kunst. Der Herr Graf von Thurn besitzt auch ein schön Cabinet, sonderlich eine zahlreiche Anzahl ausgestopfter Vögel, und wohl aufbehaltener Zwiefalter. Man findet auch in dem Kloster der Camaldulenser Eremiten auf dem Kahlenberge, ein kleines Kabinet bey einem Einsiedler, Namens P. Norbert. Endlich giebt der Herr V. einige Nachricht von seiner eigenen ansehnlichen Sammlung.

Dergleichen Nachrichten zeigen von einem lobenswürdigen Eifer zur Beförderung der Naturgeschichte, der in Wien herrschet. Sie werden insbesondere gelehrten Reisenden angenehm seyn, die gern allenthalben die merkwürdigsten Dinge in Augenschein nehmen. Vielleicht besehen Sie auch noch einmal diese verschiedene Cabinetter, wann es einst wieder heissen sollte, so, wie unser Grenadier ehemals sang:

Jzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien!

Re.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 7. Augustus. 1760.

### Hundert und ein und zwanzigster Brief.

Sie haben sich sonst über mich gewundert, wann ich zuweilen die schlechtesten deutschen Bücher laß: Sie haben sich wohl gar geärgert, wann Sie mich haben sagen hören, daß ich einen Stoppe oder Picander nicht gern ganz verwerfen möchte. Meine Gründe haben Sie vielleicht, damals nicht überzeuget, aber ich werde alle Tage in der Meynung immer mehr bevestiget, daß einige unter den recht schlechten deutschen Schriftstellern, in gewisser Absicht noch weit eher erträglich sind, als die gröste Menge der mittelmäßigen Schriftsteller, selbst derjenigen (dann auch in der Mittelmäßigkeit giebt es Stufen) die unter den mittel-

nennen, gut genennet zu werden pflegen. Diese sind mir gerade am allerunerträglichsten, denn nichts verdreußt mich mehr, als wann ich sehe, daß der Schriftsteller, so zu sagen, am Rande des guten Geschmacks stehet, und daß ihm vielleicht nur ein wenig Geist, oder ein wenig Beurtheilungskraft gefehlet hat, um den Namen eines guten Verfassers zu verdienen. Lieber will ich einen ganz schlechten haben, der mir aber unter seinem wilden Geschmiere hin und wieder etwas gutes, und wohl gar Züge von Genie zu entdecket. Es ist wahr, dieser gleichet einem Bauer, der mir mit seinem treuherzigem Händedrücken vielleicht die Hand zerquetschet, jener aber kützelt mich zu Tode. Was ist besser!

Ich lese weit eher Stoppens Fabeln, als Helks oder Meiers Fabeln, eher hin und wieder einige Stücke aus den Romanen des Dreßdnischen Thürmers, als die Geschichte des Königs Psammitichus, eher Pikanders Scherzgedichte, als unsere neuere zweyquerfingerbreite Anakreontiker, eher das Gespräch

des

des Buchbinders, als die Geschichte des Herrn Nase. * Wann ich nachdenke, warum ich lieber jenes als dieses thue, so finde ich hauptsächlich, daß ein ganz schlechter Schriftsteller öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen hat; aus Unwissenheit, oder aus Stolz, denkt er vielleicht nicht daran, bessere Leute nachzuahmen, sondern er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist, und wann er sonst einen offenen Kopf hat, so schleichen Funken von bon sens unter, die dem Leser nicht ganz mißfallen. Ein mittelmäßiger Schriftsteller hingegen, hat vor sich, was andere grosse Geister bereits gelüstet haben. Er suchet auch dahin zu gelangen, aus Mangel an Genie aber, kann er nicht, er hält sich inzwischen immer an seine Vorgänger, und sucht sie nachzuahmen. Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, die unschmackhafte Gleichheit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz, daher kommt es, daß jedermann von einem solchem Buche sagt, es sey abgeschmackt, ohne daß man recht



* S. Justi satyrische Schriften.

mäßigen, gut genennet zu werden pflegen. Diese sind mir gerade am allerunerträglichsten, dann nichts verdreußt mich mehr, als wann ich sehe, daß der Schriftsteller, so zu sagen, am Rande des guten Geschmacks stehet, und daß ihm vielleicht nur ein wenig Geist, oder ein wenig Beurtheilungskraft gefehlet hat, um den Namen eines guten Verfassers zu verdienen. Lieber will ich einen ganz schlechten haben, der mir aber unter seinem wilden Geschmiere hin und wieder etwas gutes, und wohl gar Züge von Genie zu entdecket. Es ist wahr, dieser gleichet einem Bauer, der mir mit seinem treuherzigem Händedrücken vielleicht die Hand zerquetschet, jener aber kützelt mich zu Tode. Was ist besser!

Ich lese weit eher Stoppens Fabeln, als Helks oder Meiers Fabeln, eher hin und wieder einige Stücke aus den Romanen des Dreßdnischen Thürmers, als die Geschichte des Königs Psammitichus, eher Pikanders Scherzgedichte, als unsere neuere zweyquerfingerbreite Anakreontiker, eher das Gespräch

des

des Buchbinders, als die Geschichte des Herrn Nase. * Wann ich nachdenke, warum ich lieber jenes als dieses thue, so finde ich hauptsächlich, daß ein ganz schlechter Schriftsteller öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen hat; aus Unwissenheit, oder aus Stolz, denkt er vielleicht nicht daran, bessere Leute nachzuahmen, sondern er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist, und wann er sonst einen offenen Kopf hat, so schleichen Funken von bon sens unter, die dem Leser nicht ganz mißfallen. Ein mittelmäßiger Schriftsteller hingegen, hat vor sich, was andere grosse Geister bereits gelüstet haben. Er suchet auch dahin zu gelangen, aus Mangel an Genie aber, kann er nicht, er hält sich inzwischen immer an seine Vorgänger, und sucht sie nachzuahmen. Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, die unschmackhafte Gleichheit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz, daher kommt es, daß jedermann von einem solchem Buche sagt, es sey abgeschmackt, ohne daß man recht



* S. Justi satyrische Schriften.

weiß, wie man es beweisen soll. Dis ist gewiß der Fall bey den meisten mittelmäßigen Schriftstellern in Deutschland, allenthalben ist bey diesen Leuten ein Original ihr Ziel, das suchen sie nicht zu überschreiten, und gelangen auch niemals dahin. Ich weiß nicht, was für ein besonderes Unglück über Deutschland verhänget ist, daß fast kein Deutscher selbst denken, sondern immer nur sich nach andern richten will. Daher kommt es, daß mit wenig Mühe, und sogar ohne viel Genie, oder Geschicklichkeit, zu besitzen, jemand der sich nur ein wenig von andern unterscheidet, oft die ganze Nation umkehren kann. Als Menantes vor ein Original paßirte, affectirte ganz Deutschland, und redete halb gebrochen Französisch, Gottsched lehrte ganz Deutschland in kurzer Zeit, reines Deutsch reden, so rein, wie klar Wasser. Die Schweizer führten bald die Mode ein, auf Gottscheden zu schimpfen, und auf andere Art, so schlecht zu schreiben, als er. Klopstock führte, ohne seine Schuld, Hexameters und Unsinn, Gleim und Gellert

eben-

ebenfalls, ohne ihre Schuld, abgeschmackte verliebte Gedichte, und eine fade Art zu erzählen, bey der ganzen Nation ein. Man darf daher, sobald man eine Schrift siehet, die etwas originales an sich hat, nur ganz gewiß sagen, daß es ihr gewiß nicht an schlechten Nachahmern fehlen werde. Das waren auch meine Gedanken, als ich Leßings Fabeln zum erstenmahl durchgeblättert hatte. Nun dachte ich, diese Art zu erzählen, wird unsern Schriftstellern sehr bequem seyn, die gern geschwind ein Buch machen wollen, und siehe da, meine Muthmassung ist in aller Geschwindigkeit eingetroffen, das Buch ist fix und fertig, ja, den Bogen nach, noch stärker als Leßings Fabeln.* Was ich davon denke? Ei nu es ist ein Buch — von dem ich sechszehn tödtliche Seiten durchgelesen habe. Der Verfasser muß es wirklich so geschwind, als möglich haben wollen fertig haben, dann er hat seiner Erfindungskraft dabey gar zu sehr wenig Un-



* Fabeln aus dem Alterthume, in vier Büchern, Breßlau bey Meier, 11 Bogen, in 8.

kosten gemacht, er hat in der Eil ein Schock Fabeln aus den Phädrus, und andern schlechtern lateinischen Fabulisten, trocken oder wässerig, wie es kommt, übersetzt, oder wie er es in der Vorrede auf eine bescheidene Weise herumbringt, „nach seiner eigenen Art „erzählet, und dem Phädrus Faernus ꝛc. „nur einige gute Wendungen und Ausdrücke „abgeborgt.“ Gerade, als ob die ganze Erfindung mit allen Umständen abborgen, heissen könnte, einige Wendungen borgen. Im übrigen tadelt er in der Vorrede Herrn Gellert mit etwas wenigem Recht, und mit mehrerem Unrecht. (Und in der That, ein Schriftsteller, der den Schreibekützel fühlet, kann nicht näher zu seinem Zwecke kommen, als wann er einen guten Schriftsteller tadelt, und den andern schlecht nachahmet.) Endlich führt er eine Fabel aus dem P. Abraham a Sancta Clara an, von der er selbst am besten wissen mag, wie sie dahin kommt.

Um Ihnen zu zeigen, wie viel unser Verfasser mit den lateinischen Schriftstellern, die

er

er nicht überſetzt, ſondern Ihnen nur einige Wendungen abgeborget haben will, gemein hat, will ich Ihnen ein Paar Fabeln aus dem Phädrus, nebſt den deutſchen Fabeln herſetzen.

## *Cervus & Boues.*

Cervus nembrofis excitatus Latibulis
Ut venatorum fugeret inſtantem necem
Caeco timore proximam villam petit
Et opportuno ſe bubuli condidit.
Hic bos latenti: Quidnam voluiſti tibi,
Infelix, ultro qui ad necem cucurreris,
Hominumque tecto ſpiritum commiſeris?
At ille ſupplex. Vos modo inquit parcite,
Occaſione rurſus erumpam data.
Spatium diei noctis excipiunt vices.
Frondum bubulus adfert nec ideo videt:
Eunt ſubinde & redeunt omnes ruſtici,
Nemo animadvertit: tranſit etiam villicus,
Nec ille quidquam ſentit. Tum gaudens ferus
Bobus quieris agere coepit gratias,
Hoſpitiem adverſo quod praeſtiterint tempore.

Reſpondit vnus. ſaluum te cupimus quidem;
Sed ille qui oculos centum habet ſi venerit,
Magno in periclo vita vertetur tua.
Haec inter, ipſe Dominus a coena redit,
Et, quia corruptos uiderat nuper boues,
Accedit ad praeſepe: Cur frondis parum eſt?
Stramenta deſunt? tollere haec aranea
Quantum eſt laboris? Dum ſcrutatur ſingula,
Cervi quoque alta eſt conſpicutus cornua.
Quem convocata iubet occidi familia,
Praedamque tollit. Haec ſignificat fabula,
Dominum videre plurimum in rebus ſuis.

## Der Hirſch im Ochſenſtall.

„Ein Hirſch ward aus ſeinem buſchigtem Auf„enthalt verſcheucht, und flohe aus blinder „Furcht in den nächſten Bauerhof, um dem „Bogen der verfolgenden Jäger zu entkom„men. Hier verſteckte er ſich in einen Och„ſenſtall, den er noch zu rechter Zeit fand.

„Armſeeliger, rief ihm ein Ochſe zu, wie „ſchlecht haſt du dich vorgeſehn! Du laufſt ja

„von

„von freyen Stücken in den Tod! Du wilst „dein Leben unter einem Dache in Sicherheit „setzen, das dem Menschen gehöret!

„O, bat der Hirsch flehentlich, verrathet ihr „mich nur nicht, ich will schon meine Gele„genheit finden — Es wird Abend — Der „Hirte bringt frisches Heu und sieht nichts. „Es gehen verschiedene Bauern vom Hofe hin „und wieder, keiner merkt das geringste. Der „Pachter kommt auch herein! Auch der wird „nichts gewahr!

„Wie dankte nicht der Hirsch den Ochsen, „daß sie ihn in so betrübten Umständen behe„bergt hätten! Wie froh war er nun! — „Aber, sagte einer von den Ochsen: Wir wün„schen dir alles Gutes, aber wenn nur der erst „kommt, der hundert Augen hat, so wird es „gefährlich genug um dein Leben aussehen.

„Kaum hatte er es gesagt, als der Herr „selbst vom Abendessen zurück kam, und weil er „vor kurzem gefunden hatte, daß seine Ochsen „abnähmen, trat er an die Krippe. „Warum „ist so wenig Heu da? Die Streu fehlt auch!

„Kann ich wohl die Spinneweben los wer„den? —„ Kurz, er besieht eines nach dem „andern, und erblickt auch das hohe Geweih „des Hirsches! Er ruft seine Leute zusammen, „läßt ihn todt schlagen, und freut sich über seine „Beute.„

Des Besitzers Augen sehn das Ihrige am besten.

Hier hat wohl der V. dem Phädrus keine gute Wendung abgeborgt, Phädrus hat vielmehr von dem V. ein Paar schlechte Wendungen annehmen müssen.

Die letzte Fabel des Phädrus ist bey dem V. die 24te im dritten Buche.

## *Venator & Canis.*

Adverſus omnes fortis ueloces ferus
Canis cum Domino ſemper feciſſet ſatis,
Languere coepit annis ingruantibus.
Aliquando objectus hiſpidi pugnae ſuis,
Adripuit aprem: ſed curioſis dentibus

Praedam

Praedam dimiſit. Hic tum venator dolens
Canem obiurgabat. Cui latrans contra ſenex:
Non te deſtituit animus ſed vires meae
Quod fuimus laudas; iam damnas quod non ſumus.
*Hoc cur Philete ſcripſerim pulcre vides.*

Der V. hat dieſe Fabel nach ſeiner Art folgendermaſſen erzählet:

## Der Jäger und der alte Hund.

„Ein Jäger war ſehr mit ſeinem muthigen „Hunde zufrieden, weil er ihm ſo leicht kein „Wild entkommen ließ.„

„Aber das Alter kam endlich heran und der „Hund fing an ſchwächer zu werden. Noch „ergrif er einſtens auf der Jagd das Ohr eines „Hauers, muſte aber der ſtumpfen Zähne „wegen, auch gleich wieder die Beute fahren „laſſen. Da fing der Jäger an zu ſchmälen, „und ſich zu beklagen — O, ſprach der Alte: „Der Muth fehlet mir noch lange nicht, „aber

„aber die Kräfte. Was ich gewesen bin, war „dir lieb, und nun bist du böse, daß ich es „nicht mehr bin.„

Der V. war sich vermuthlich bewußt, daß er zwar zu seinem Leser sagen könnte: jam damnas quod non sumus,* aber keinesweges quod fuimus laudas. Daher hat er den letzten Vers worinn Phädrus die Fabel auf sich anwendet, aus Unpartheilichkeit ganz weggelassen.

Unser V. unterschreibt sich unter der Vorrede J. F. R. Ich wußte nicht was diese Buchstaben bedeuteten, weil ich mich ohnedem wenig um die Namen der Schriftsteller und am wenigsten der schlechten Schriftsteller bekümmere. Aber unser beyderseitiger Freund der Herr v. G*** hat es mir neulich entdecket. „Der V. sagt er, heißt Johann „Friedrich Rempsch und ist eben derselbe der „neulich vermischte Probstücke in gebun„dener und ungebundener Schreibart,

„wor-

* Auch die Verbesserung des Barthius und Burmanns: jam damnas quod sumus wäre hier zu gebrauchen.

„worinn auch eine Menge Fabeln sind, heraus„gegeben hat. Nichts ist unstreitiger, fuhr „er fort, dann nicht allein die Anfangsbuch„staben verrathen es, sondern die Schreibart „ist sich auch so ähnlich, als ein Ey dem andern. „Eben das Geschwätze in der Vorrede! eben „das elende Zeug in dem Buche selbst! bloß „in der einen Schrift hat der Verfasser in „seinem eigenem Namen ein Original seyn „wollen, und in der andern hat er seinen „Namen nicht nennen wollen, weil er darinn „ein blosser Abschreiber ist. Bey der einen „fällt mir Aesops Esel ein, der seinen Herrn „liebkosen wollte, und bey der andern Leßings „wilder Apfelbaum.„

Ich weiß nicht, ob der Herr v. G*** recht hat, aber damit Sie doch urtheilen können, ob seine Anspielung auf die Fabel des Aesops richtig ist, so will ich Ihnen, eine Fabel aus des Herrn Reupsch Werke hersetzen, so viel werden sie auch daraus sehen, daß es nicht unter die mittelmäßigen Schriften gehöret, sondern unter die schlech-

ten, aber wirklich nicht unter diejenige Art, von der ich oben gesagt habe, daß ich sie zuweilen gern lese.

## Käte vom Dorfe.

Kauft Käß und Butter ein, rief Michel Grolmsems Käte,
Die solch' im Ueberfluß vom Dorfe in die Städte,
Zum Wochenmarkte trug. Sie rief den ganzen Tag
Den Leuten die sie sah, mit heiserer Stimme nach.
So viel sie aber rief, (wen reizt dis nicht zum Eifer,)
So wenig fanden sich der Käß- und Butterkäufer
Bey ihrem Korbe ein. Die meisten wann im Nahn
Sie der Gefässe Schmutz, des Weibes Anzug sahn,
Entfernten sich sogleich. Sogar des Korbes Decke
Ein alt zerlumptes Tuch war voller Flohenflecke.
Nein, sprach man, laßt das Weib vom billgen Preise schreyn.
Wenn ich was kaufen soll, so muß es reinlich seyn.

Es

Es ist schon ausgemacht: Ob ich auch sorglos schreibe,
Daß Butter Butter bleibt, und Wahrheit Wahrheit bleibe,
Rief Rauchbart schäumend aus, als man sein geistlich Buch,
Dem es an Käufern fehlt, zu einem Krämer trug.
Ich widersprech ihm nicht. Ich fürchte seine Krallen;
Doch würd uns nicht sein Werk so gut als ihm gefallen?
Trüg (unter uns gesagt) der eigensinnge Thor
Die reine Wahrheit auch im saubern Korbe vor.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

VII. Den 14. Auguſtus. 1760.

### Hundert und zwey und zwanzigſter Brief.

So bald der erſte Theil von der Rabeſchen Ueberſetzung der Miſchna* zu bekommen war, ſchickte ich meinem Rabbi, mit welchem ich zu F.. Bekanntſchaft gemacht habe,** ein Exemplar davon, und bat mir bey Gelegenheit

* Miſchna, oder der Text des Talmuds, d. i. Sammlung der Aufſätze der Aelteſten, und mündlichen Ueberlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen phariſäiſchen Judenthums. Erſter Theil, Seraim. Von den Rechten und Satzungen deſſen, was geſäet und gepflanzt wird. Aus dem Hebräiſchen überſetzt, umſchrieben und mit Anmerkungen erläutert von Johann Jacob Rabe, Stadt-Caplan zu Onolzbach. Onolzbach bey Jacob Chriſtoph Poſch. 1760.

** S. den 35ſten Brief.

heit seine Meynung darüber aus. Gestern besuchte ich ihn, um mich mit ihm darüber zu besprechen. Er schien mit der Arbeit des Herrn Caplans sehr zufrieden zu seyn. Ich habe vor der Hand, sprach er, nicht mehr als einige Mäßichthoth mit critischen Augen betrachten können. Ich finde hier und da zwar Unrichtigkeiten; allein die Anzahl derselben ist in Betrachtung der zu übersteigenden Schwierigkeiten, immer noch sehr geringe. Ich bewundere den Fleiß des Herrn Rabe, und muß gestehen, daß er die Erwartung übertroffen, die man von ihren Gelehrten, in Ansehung einer Wissenschaft, die sie so wenig angehet, haben konnte. Sie wissen, daß ich bey unserer ersten Unterredung zu F.. an der Möglichkeit einer guten Uebersetzung der Mischna zweifelte. In der That schien es fast unglaublich, daß jemand aus blosser Neubegierde, dasjenige für eine Wissenschaft thun werde, was wir aus Religion zu thun gewohnt sind. Ich sehe aber, daß die Wißbegierde ihrer Gelehrten weiter gehet, als ich geglaubt habe, und ich freue mich, daß die Uebersetzung dieses uns

so schätzbaren Werks, in gute Hände gerathen ist. — Sie waren damals begierig, setzte er hinzu, von unserm Talmud einigen Begrif zu haben, und ich war nicht im Stande, Ihnen in einer mündlichen Unterredung genug zu thun. Herr Rabe scheinet in seiner Vorrede, den Juden insgemein, die Gabe der Deutlichkeit abzusprechen. Verstehet er dieses von den Juden, welche die Marktplätze besuchen, und vermuthlich in einer ganz andern Absicht zu ihm kommen, als sich über Stellen aus dem Talmud befragen zu lassen; so habe ich nichts dawider. Daß er aber von diesen, nicht aufs Allgemeine schliesse! Wer deutliche Einsichten hat, wird sich auch verständlich erklären können. Nur daß der Ort, die Zeit und die Gelegenheit solches nicht immer zulassen, wie zum Theil der Fall ist, worinn wir uns zu F.. befanden. Nunmehr werden Sie selbst lesen, und sich unserer Art zu studiren, so viel sich solche aus der Mischna abnehmen läßt, bekannt machen können.

Ich gestand ihm, daß ich schon verschiedene malen zu lesen angefangen, aber niemals sehr

weit habe fortrücken können. Ich setzte hinzu, man sehe zwar, daß dieses Studium so futil nicht sey, als man insgemein zu glauben pflegt; allein sehr unangenehm liesse sich das Werck doch immer lesen.

So gedulbigen Sie Sich denn, versetzte er, bis der dritte Theil, welcher von den bürgerlichen Rechten handelt, heraus seyn wird. Der Stof zu den ersten beyden Theilen, sind heilige Gesetze, davon Sie Sich, vermöge Ihrer Religion, völlig befreyet zu seyn glauben; daher kann eine genaue und weitläufige Untersuchung derselben, die für uns die heiligste und würdigste Beschäftigung ist, Sie sehr wenig interessiren. Ich stelle mir vor, die gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher unsere Rabbinen z. B. von Cillajim, oder von Dingen verschiedener Art, die man nicht vermischen darf, handeln, kann Ihnen nach Ihren Grundsätzen, nicht anders als langweilig, und zum Theil lächerlich scheinen. Denn ob sich gleich diese Satzungen auf bewährte Schriftstellen gründen, so muß Ihnen dennoch unsere fromme Sorgfalt, alle mögliche

Fälle

Fälle so genau zu erwegen, allzusehr ins Kleine zu fallen scheinen. Es hält schwer, in dergleichen Fällen seine Grundsätze zu verläugnen, und sich in die Denkungsart eines andern zu versetzen. — Verschieben Sie also Ihr Urtheil, bis der dritte Theil zum Vorschein kömmt. Mich dünkt, die Grundsätze unseres bürgerlichen Rechts, müßten Ihnen nothwendig gefallen. Wenigstens scheinet mir schon dieses ein unläugbarer Vorzug an unseren Rechten, daß sie sich durchgehends entweder auf Schriftstellen, oder auf mündliche Traditionen gründen, und dadurch genauer mit unserer Religion verbunden sind. Sie, die Religion, die in dem, was gut und böse, heilig und unheilig ist, unser Urtheil so eigenmächtig lenket, warum soll sie nicht auch Recht und Unrecht unterscheiden lehren? — Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Anmerkungen mittheilen wollte, die er über die Rabische Uebersetzung gemacht hat? — Was ich in der allgemeinen Einleitung, und in einigen Tractaten, die ich aufmerksam durchgelesen, zu erinnern gefunden, versetzte er, habe ich auf ein Blatt

gesetzt, und war Willens Ihnen solches nicht eher zu zuschicken, bis ich das ganze Werk würde durchgegangen seyn. Da ich aber nicht wissen kann, wie lange solches noch anstehen möchte; so nehmen Sie indessen diese wenige Anmerkungen, und machen Sie den beliebigen Gebrauch davon. Bescheidene Erinnerungen, hoffe ich, werden dem Herrn R. nicht zuwider seyn, da er selbst in seiner Vorrede, jeden Liebhaber der Wahrheit dazu einladet. —

Soll ich Ihnen die Anmerkungen des Rabbi hersetzen? — Wenn ich es thue, so geschiehet es blos dem Herrn Rabe zu gefallen, dem sie vielleicht nützlich seyn können. Sie mögen immer hier aufhören zu lesen! Das Folgende ist weder von mir, noch an Sie, sondern von einem jüdischen Gelehrten, an den Herrn Caplan Rabe, Uebersetzer der Mischna.

In der allgemeinen Einleitung S. 7. heißt es: „das vierte Seder, Nesikin, von „den Schadenklagen und andern gerichtli„chen Dingen u. s. w. hat in beyderley Talmud „eine

„eine Gemara, ausgenommen im siebenten „und zehenten Buche; so fehlet auch die„selbe im dritten Cap. des Tractats Mac„coth.„ Ich vermuthe hier einen Druckfehler, denn das dritte Capitel des Tractats Maccoth hat im Babylonischen Talmud eine weitläufige Gemara, und sie fehlet nur in den Hierosolymithanischen Talmud.

Eben das. S. 11.

Unter den verschiedenen Ausgaben des hierosolymitanischen Talmuds hätte das berühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Fränkels vorzüglich erwehnet werden sollen. Es ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen H. T. mit seinem eigenen Commentario und weitläufigen Noten, auf eigene Kosten drucken läßt. Weil das erste Seder bereits 1710 zu Amsterdam mit Noten heraus gekommen; so hat er mit dem zweyten Seder den Anfang gemacht, welches 1743. zu Dessau heraus gekommen ist. Das dritte ist 1757 zu Berlin gedruckt worden, und das vierte wird nächstens die Presse verlassen. Das ganze Werk führet den Titel: Korban

Haedah, und ist der äusserlichen Einrichtung dem B. T. vollkommen ähnlich.

So ist auch auf eben der Seite, die zehnte Auflage des babylonischen Talmuds vergessen worden, welche 1737, eben so wie die achte, zu Berlin und Frankfurt an der Oder heraus gekommen ist. — So viel von der Einleitung. —

Tractat II. Peah.

C. 3. M. 7. Die Schenkung eines auf dem Krankenbette liegenden, sagt Herr R. werde für gültig erkannt, wenn sie gehörig im Besitz genommen worden. Diese Bedingung ist unnöhtig. Die Schenkung ist gültig, wenn sie auch gar nicht im Besitz genommen, und dem Kranken nur der Mantelkauf abgenommen werden, worinn alle unsere Ausleger übereinkommen.

C. 5. M. 3. Begehet Herr R. einen unverzeihlichen Fehler. Topheach heißt nicht eine Handbreit, wie es der Uebersetzer giebt, sondern anfeuchtend. Maschke Topheach, ein anfeuchtendes Naß. Eine Handbreit aber heißt Tephach.

C. 6.

C. 6. M. 1. Niemals hat sich die Schule Schammai träumen lassen, zu behaupten, was man Preiß gegeben, gehöre nur für die Armen. Der wahre Sinn ist dieser; die Schule Schammai sagt, was man nur den Armen Preiß gegeben, sey eben so gut zehndfrey, als wenn es für jedermann Preiß gegeben worden wäre. Herr R. hätte dieses aus der entgegengesetzten Meynung der Schule Hillels abnehmen können, die er sehr richtig giebt. „Man kann nicht sagen, „daß etwas Preiß gegeben sey, wenn nicht „auch die Reichen solches nehmen dürfen.“

M. 3. Heißt es in der Uebersetzung: „Eine Garbe, davon die Muthmassung ist, „daß man sie in die Stadt bringen wollen, „ist nicht als eine vergessene Garbe anzusehen.“ Von der Muthmassung ist hier die Rede nicht. Der Sinn ist dieser; Eine Garbe, die man aufgehoben, um sie in die Stadt zu tragen, und hernach auf dem Felde vergessen u. s. w. S. Rabbi Schimschon. Die Worte schehechesik bo können unmöglich verdeutscht werden, davon die Muthmassung ist, son-

dern müssen nothwendig heissen, die man ergriffen, aufgehoben.

C. 8. M. 3. „Sie (die Armen) sind beglaubt, „wegen Gersten, so lang sie noch in Hülsen ist (a. Aehren von Reiß.)“ Wie kömmt Herr R. auf Gersten? Im Texte stehet, Gersten von Reiß. Darunter verstehen einige Ausleger, Reiß, so lange er noch in Hülsen ist, und andere, Aehren von Reiß. Gersten aber kann hier unmöglich verstanden werden.

M. 7. Die Armen-Casse, sagt Herr R. werde alle Freytag Abends ausgetheilt. — Nicht doch! das hiesse ja, die Armencasse am Schabbath austheilen! — Solte Herr R. nicht wissen, daß Erob Schabbath eigentlich Freytag, aber nicht Freytag Abends heisse?

M. 8. „Wenn jemand zweyhundert Sus „im Vermögen hat; soll er nichts nehmen „von der Nachlese, Schicheha, Peah, „oder dem Armenzehenden. Fehlet ihm aber „auch nur Ein Denarius daran, wenn auch „tausend Personen auf einmal ihm den„selben geben, und die Zahl voll machen

„wollten, darf er sich des alles bedienen.“ Ist unrichtig, und soll heissen; wenn man ihm auch für tausend Denarien Nachlese u.s.w. auf einmal geben will, darf er solche annehmen. Hierinn liegt der ganze Nachdruck des Satzes, daß ihn erlaubt ist, auf einmal mehr anzunehmen, als ihm zu zweyhundert Stuk fehlet.

## Tractat VII. Maaßroth.

Cap. 3. M. 8. „Wann jemand auf den „Baum hinauf steigt, darf man seinen „Geren mit Früchten anfüllen, und frey „davon essen, (nur daß man nicht herab in „den Hof steige.)“ — Der ganze Satz ist unverständlich, und soll heissen: „Wenn jemand auf den Baum hinauf steigt, darf er „seinen Geren mit Früchten anfüllen, und oben „frey davon essen, (aber nichts herunter in den Hof mitnehmen.)“

C. 5. M. 2. „Wenn man Zwiebeln mit den „Blättern ausgerissen, daß die Erde darinn „sie gestanden, daran hangen bleibt, bleiben „sie rein, daß sie nicht können verunreiniget „werden.“ Wird unrichtig Herr R. hier gelesen,

sen, wird er bey einiger Ueberlegung sehr leicht einsehen. Es ist offenbar, er hat bealehen gelesen, wo er balijah hätte lesen sollen. Der Sinn ist dieser: „Wenn Zwiebel auf einem „Fruchtboden liegen, und (in dem allda befind„lichen Schutt) von neuem Wurzel fassen; so „können sie nicht mehr verunreiniget werden.“ Ein einziges Wort, das er unrichtig punktiret, hat ihn so weit von der Wahrheit abgeführt.

M. 3. „Sind unter dem, was man verkauf„fen will, Erstlinge, so nehme man dieselbe „zuvörderst heraus, und verkaufe sodann das „übrige.„ Erstlinge heissen sonst die Biccurim, wie sie auch Herr R. nicht anders nennet. Hier aber ist die Rede nicht von den Biccurim; sondern von reifen und zehndbaren Früchten. In der mehrern Zahl heissen sie Bechoroth, Früchte, die früher reif geworden sind, um sie von der eigentlichen Biccurim zu unterscheiden.

## Tractat VIII. Maasser Sheni.

Cap. 1. M. 1. Es ist nicht erlaubt, den zweyten Zehenden zu verschenken, sagt Hr. R. weil Schenken die Rechte eines Kaufs hat.

hat. — Schenken hat sonst keinesweges die Rechte eines Kaufs, indem es die Früchte nicht einmal zehndbar macht, (S. R. Jom Tob). Nur hier in diesem Falle, heißt es, soll man das Eigenthum Gottes so wenig verschenken, als verkaufen.

M. 5. „Wenn jemand (auf dem Lande) um „das Zehendengeld aus Irrthum Früchte ge„kauft, muß der Verkäufer die Früchte wieder „zurück nehmen, und jenem sein Geld wieder„geben. Ist es aber mit Vorsatz wissentlich „geschehen; so muß man sie hinauf tragen, „und an dem Orte, den der Herr erwählt „hat, essen. Wenn man sie aber nicht auf „diese Weise geheiliget, muß man sie ver„faulen lassen.„ Abermals fehlerhaft punktirt! Hr. R. ließt statt Mikdasch, mekadesch, und übersetzt; wenn man sie aber nicht auf diese Weise geheiliget, da es doch heissen muß; wenn aber kein Mikdasch, oder Tempel vorhanden ist, daß man also zu Jerusalem keinen zweyten Zehenden essen kann. — Derselbe Fehler kömmt M. 6. abermals vor.

C. 2. M. 3. „Die Schule Hillels sagt, „alles was man damit (mit den Tiltan vom „zweiten Zehenden) vornehme, dörfe in Unreinigkeit geschehen, ausgenommen, wenn man „denselben gefeuchtet habe.„ Ist falsch, und soll heissen; ausgenommen das Einweichen, oder Anfeuchten, welches mit unreinen Händen zu thun verbothen.

M. 6. „Wenn ein Sela (zwey Seckelstück „von Silber) der von dem zweiten Zehenden „ist, mit einem gemeinen Sela verwechselt „worden, daß man nicht weiß, welches der „Zehenden Sela ist, (und man will diesen „wieder von Jerusalem hinaus tragen„) Dieser Zusatz ist von R. Barcenora, soll aber eigentlich heissen: und man will diesen ausserhalb Jerusalem ausgeben. Die Verwechselung des Zehendengeldes mit dem gemeinen Gelde, kann sowohl auf dem Lande, als in Jerusalem vorkommen, und es ist dem Besitzer in beyden Fällen daran gelegen, sie von einander zu unterscheiden, damit er das gemeine Geld zu Hause verzehren könne. Herr R. hat das Wort Lehozie unrecht verstanden.

C. 4.

E. 4. M. 13. „Die Schule Schammai lehrt, wenn jemand, nachdem er die Krüge „zugemacht, von einem auf alle die Hebe „geben wolle, müsse er sie alle aufmachen, und „in die Kelter ausleeren; die Schule Hillels „aber sagt, es sey genug, wenn man nur „einen aufmache u. s. w.„ Ist unrichtig. Die Schule Hilles gestehet, daß man sie alle aufmachen müsse, und gehet blos in Ansehung des Ausleerens von der Schule Schammai ab, welches Herr R. aus der vorgehenden Mischna hätte abnehmen können, da es ausdrücklich heißt; wenn die Fässer zugeschlagen sind, muß man die Hebe von jedem besonders nehmen, worinn die beyden Schulen überein kommen. — Uebrigens hat Herr R. diese überaus schwehre Mischna glücklich übersetzt, nur wünschte ich, daß er zuletzt, bey der Lehre R. Schimeons der Auslegung des H. T. gefolgt wäre, so wie R. Schinschon und R. Bartenura gethan.

E. 5. M. 1. „Ein Weinberg des vierten „Jahrs wird mit einem Erdhügel von rother „Erde bezeichnet,„ Daß die Erde eben roth

seyn

seyn müsse, finde ich bey keinem von unsern Mislagern. Das Wort Adamah kann zwar seinem Ursprunge nach eine röthliche Erde bedeuten, allein in den mehresten Fällen bedeutet es auch jede andere Erde.

Man siehet hieraus, daß Herr R. noch nicht Sorgfalt genug auf seine Uebersetzung gewendet. Er meynet zwar in der Vorrede, man würde in seinem Werke keine Vergehungen finden, wo er nicht wenigstens einen jüdischen Ausleger dabey zum Fürsprecher möchte aufbringen können. Ich zweifele aber sehr, ob er bey einer von den hier getadelten Stellen die geringste Autorität für sich finden würde. Ich habe keine lateinische Uebersetzung der Mischna zur Hand, und kann also nicht sagen, in wie weit diese mögen richtiger oder unrichtiger seyn. So viel ich mich aber erinnere zu einer andern Zeit davon gelesen zu haben, dünkt mich die Uebersetzung des Herrn R. noch die richtigste, und verständlichste unter allen. Die deutsche Sprache ist überhaupt ihrer Biegsamkeit halber, geschickter zu Uebersetzungen, als die lateinische, und Herr R. hat auch die Sache genug verstanden, um sich mehr an den Sinn, als an die Worte zu binden.

So weit der Rabbi. — Ich werde ihn öfter besuchen, um ihn, so möglich, zur Beurtheilung der übrigen Tractate, oder Maßichtoth, wie sie der Hebräer nennet, anzuhalten.

D.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

VIII. Den 21. Auguſtus. 1760.

### Hundert und drey und zwanzigſter Brief.

Clementina von Porreta, ein Trauerſpiel von dem Verfaſſer der Lady Johanna Gray, ſahe ich bey meinem Buchhändler auf dem Tiſche liegen, und ſchämte mich, daß ein anderer einen Plan ausgeführt, den ich längſt überdacht, und angefangen, aber nicht habe zu Stande bringen können. Itzt, da mir Herr Wieland zuvor gekommen, will ich Ihnen die Schwierigkeiten entdecken, die mich von der Bearbeitung dieſes Plans abgeſchreckt haben. — — Wie vortreflich Herr Richardſon die Epiſode von der Clementina behandelt hat, wiſſen Sie, weis jedermann, dem die Werke des Genies nicht gleichgültig ſind, und wer einiges Gefühl hat, muß wün-

schen, diese neue Situation auf der Bühne vorgestellt zu sehen. Dem ersten Anblicke nach, sollte nichts leichter scheinen, als die Verwandelung einer rührenden Episode in ein bürgerliches Trauerspiel, und der Vortrag des Herrn Richardson kömmt hier diesem Betruge sehr zu Statten. Denn da er so natürlich dialogirt, und so sorgfältig die Gebehrden seiner unterredenden Personen beschreibet, so wird man verführt zu glauben, er habe nicht nur die Erfindung, sondern auch den größten Theil der theatralischen Ausführung, bis auf die Pantomime so gar, die der Schauspieler zu beobachten hat, über sich genommen. — Dieses glaubte ich, und fing an den Plan zu entwerfen. Allein ich ward gar bald inne, daß die Dichtungsarten sich so schwehr, als die Arten der Natur, eine in die andere umschmelzen lassen. Jede hat ihre wesentliche Bestandtheile, die gleichsam in Rauch aufgehen, so bald man eine gewaltsame Verwandelung mit ihnen vornimmt. — Ich will mich erklähren, und die Schwierigkeiten stückweise herzehlen, die mir aufgestossen

geflossen sind, als ich meinen Vorwurf näher zu betrachten anfing.

Erstlich, der Charakter des Carl Grandsons ist für den Roman unverbesserlich, aber sehr unpoetisch, wenigstens fürs Theater höchst unbequehm. Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit meine Gedanken über die vollkommen tugendhaften Charaktere eröfnet, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund behauptet, daß die Idealschönheit der Dichtkunst nicht nur von der vollkommenen Tugend unterschieden, sondern auch mit derselben schwehrlich zu verbinden sey. Damahls führte ich meine eigene Gründe an, itzt mag der Graf Schaftesbury, dieser grosse Kenner der Idealschönheiten, für mich reden. „Man „wird vielleicht fragen, spricht der Lord, * „wie kömmt es, daß der Dichter (Homer) „in seinen beyden Heldengedichten, nir„gend ein Einziges Muster der Tugend, „einen vollkommenen Charakter schil„dert? — Ich antworte, als Dichter hat



* Characteristiis. Vol. III. Misc. V. ch. 1. not.

„er dieſes nicht thun können, ohne verkehrt „und falſch zu denken. Nicht das Mögliche, „ſondern das Wahrſcheinliche, das Ver„muthliche muß ſich der Dichter zum Leit„faden wählen. So und nicht anders gewin„net er die Aufmerkſamkeit, und bemeiſtert „ſich des innern Gefühls des Leſers oder Zu„ſchauers, die aus eigener Erfahrung, und „aus dem, was in ihren Herzen vorgehet, am „beſten urtheilen können. Die vollkommene „Tugend iſt eine Wirkung der Kunſt, der „Selbſterziehung, des Zwanges, und der Ge„walt gleichſam, die man der Natur anthut. „Gemeine Leſer und Zuſchauer aber, die bloß „Vergnügen ſuchen, und gerne ihre Leiden„ſchaft durch den Anblick anderer Leidenſchaf„ten und Gemüthsbewegungen wollen erregen „laſſen, verſtehen ſehr wenig von der Bezäh„mung, Milderung und Verbeſſerung, da„durch dieſes neue Kunſtgeſchöpf hervor„gebracht wird. Der wahre Tugendhafte „iſt würklich nichts anders; denn ſeine Kunſt „mag an und für ſich ſelbſt noch ſo natürlich, „oder noch ſo ſehr in Natur und Vernunft

„gegrün-

„gegründet seyn; so ist sie doch allezeit eine „Verbesserung, die das gemeine Gepräge der „Natur, den bekannten Charakter des mensch„lichen Geschlechtes, weit hinter sich zurück „läßt. Daher sind die höchsttugendhaften und „vollkommenen Charaktere unpoetisch und „falsch. Man muß keine Wirkung zeigen, „derer Ursache unbekannt und unbegreiflich „bleiben muß.“

Daß sich aber die Vertheidiger der vollkommen tugendhaften Charaktere ja nicht mit der Ausflucht schützen, man könne auch für Leser und Zuschauer aus einer höhern Sphäre dichten, denen diese Verbesserung der Natur kein Geheimnis ist, und die bey dem Dichter etwas mehr suchen, als sich zu vergnügen! Lord Schafresbury ist diesem Irrthume zuvor gekommen. Er hat die Unzulänglichkeit seines ersten Grundes selbst eingesehen, und führet in der Folge andere Gründe an, die den Punkt besser zu treffen scheinen. — Die Stelle ist gar zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen nicht ganz hersetzen sollte. Lassen Sie mich immer von meinem Wege etwas abkom-

men, ich werde schon wieder einlenken. — „Ein Held ohne Leidenschaft, spricht der „Lord, ist so ungereimt, als ein Held ohne „Leben, ohne Handlung. Giebt man ihm „aber Leidenschaft, so müssen auch leiden„schaftliche Handlungen daraus entsprin„gen. Dasselbe heroische Genie, dieselbe an„scheinende Seelengrösse, die uns entzücket, „wenn wir sie sehen, die entzücket natürlicher „Weise auch in dem Leben und in den Sitten „der Grossen, die man uns beschreibet. „Der geschickte Zeichner also, der zum Behuf „der Wahrheit dichtet, und seine Charaktere „nach den Regeln der Sittenlehre schildert, „bemerkt diesen Hang der Natur, und läßt „jeder hohen Gesinnung, den ihr eigenen „Ueberschwung, oder die Neigung in dem „Tone, oder in der Art von Leidenschaft, die „den hervorstechenden und scheinbaren Theil „eines jeden poetischen Charakters ausmacht, „zu weit zu gehen. Die Leidenschaft des „Achilles strebt nach solchen Ruhm, den man „durch Waffen und persönliche Tapferkeit er„wirbt. Diesem Charakter zu Gefallen, ver-

„[redacted]

„zeihen wir dem edelmüthigen Jünglinge seine „allzugrosse Hitze auf dem Schlachtfelde, und „seinen Jachzorn in dem Rathe, oder gegen „seinen Bundesgenossen, wenn er beleidiget „und aufgebracht wird. Die Leidenschaft des „Ulysses strebt nach solchen Ruhm, den man „durch Klugheit, Weisheit, und geschickte „Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen „wir ihm sein feines, listiges und betrügeri„sches Wesen. Der Intrigengeist, das über„kluge Wesen, und die allzufein gekünstelte „Politik, sind dem versuchten Staats„manne, der lauter Staatsmann ist, so na„türlich, als der Jachzorn, ein unüberlegtes „und rasches Betragen, dem offenen Cha„rakter eines kriegerischen Jünglings, der „selten weitaussehende Absichten hat. Die „riesenmäßige Stärke des Ajax, und seine „treffliche Kriegesarbeit würde weder so „glaublich, noch so einnehmend seyn, wenn „ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichste „Einfalt, und etwas plumpe Gemüthsgaben „zugesellet hätte. — Wir bewundern den „Agamemnon als einen weisen und edel-

„müthigen Heerführer, aber es gefällt uns „ungemein, daß der Dichter den fürstlichen „Stolz, das steife und herrische Wesen, das „diesem Charakter eigen zu seyn pflegt, in sei„ner Person vorgestellt, und die übelen Fol„gen desselben nicht unbemerkt gelassen. Und „hierdurch wird das Uebertriebene der Cha„raktere eigentlich wieder zu Rechte gesetzt. „Denn indem das Unglück gezeigt wird, das „aus jeder Uebertreibung zu entspringen „pflegt; so werden unsere heftig erregten Lei„denschaften, auf die heilsamste und würk„samste Weise, gebessert und gereiniget. Wer „sich nach einem einzigen Muster, oder Ori„ginal bildet, und wenn es auch noch so voll„kommen ist, so bleibet er doch nichts mehr „als eine blosse Copey. Wer sich aber Züge „aus verschiedenen Mustern wählet, der wird „selbst original, natürlich und ungezwun„gen. Wir bemerken täglich in Ansehung „der äusserlichen Aufführung, wie lächerlich „der wird, der einem andern, und wenn es „auch der artigste Mann wäre, beständig „nachahmet. Das müssen kleine Geister seyn,

„die

„die nichts als copiren wollen. Nichts ist „angenehm, nichts ist natürlich, als was ori„ginal ist. Unsere Sitten sowohl, als unsere „Gesichter müssen, wenn sie noch so schön „sind, in der Schönheit selbst eine Verschie„denheit haben. Eine allzugrosse Regelmäs„sigkeit kömmt der Häßlichkeit nahe, und in „einem Gedicht, (es sey episch oder dramatisch) „ist ein vollkommener Charakter das „größte Ungeheuer; und unter allen poeti„schen Erdichtungen nicht nur am wenigsten „einnehmend, sondern auch am wenigsten „moralisch, und am wenigsten bequehm, die „Sitten zu verbessern. In a poem (whether „epick or dramatick) a compleat and perfect „character is the greatest *Monster*, and of all „poetick fictions not only the least *engaging*, but „the least *moral* and *improving*."

Sehen Sie! So strenge ist Schaftesbury gegen die vollkommen tugendhaften Charaktere in der Poesie. Wer hätte das geglaubt? Schaftesbury! der unsern süssen Schwätzern allezeit die Gewähr leisten muß, wenn sie uns erweisen wollen, daß sie das sittliche Ideal

besser zu treffen wissen, als Homer, weil ihre Helden tugendhafter sind, als die Helden der Iliade oder der Odyssee, weil ihre Achilles gelassener, ihre Agamemnons demüthiger, und ihre Ulysses aufrichtiger sind.

Was für ein Geschrey erhuben die schweizerischen Kunstrichter nicht wider den Charakter des Philotas, dieses heldenmüthigen Kindes, das von überschwenglicher Ruhmbegierde entflammt, im Gefechte verwegen, und in der Gefangenschaft verzweifelungsvoll ist? Sie haben ganze Bücher geschrieben, zu beweisen, daß dieser Ehrgeitz übertrieben, und der Charakter des Philotas unmoralisch wäre. Sie haben ihm einen harmosen Polytimet entgegen gesetzt, der im Gefechte behutsamer, in der Gefangenschaft geduldiger ist, und den Ausgang der Sache mit Gelassenheit abwartet. — Die seltsamen Moralisten! Ich mag die Vertheidigung des Trauerspiels Philotas nicht über mich nehmen, und hier ist auch der Ort dazu nicht; aber soviel ist gewiß, was sie an dem Charakter des Kindes bessern wollen, ist höchst ungereimt. Schaftesbury würde ihnen

ihnen antworten; Es ist wahr, meine Herren! Ihr Polytimet macht seinem Vater so viel Kummer nicht, als Philotas dem Seinigen. Wenn ich König wäre, und mein Prinz würde gefangen; so wünschte ich freylich lieber, daß er dem Polytimet als dem Philotas nachahme. Aber vom Theater lassen Sie mir das altkluge Kind weg Es ist eine siebenzigjährige Seele in einem achtjährigem Leibe, ein poetisches Ungeheuer, das mir das beste Stück verderben könnte. — Philotas hat von dem Ehrgeize etwas zu viel? Lassen Sie ihm dieses Etwas zuviel, das seinem Charakter, Natur, Leben und poetische Wahrheit giebt. Ich sage noch mehr; vielleicht würde ich von einem so feurigen Kinde als Philotas, nur desto gröſsere Hofnung schöpfen, als von einem Polytimet, dessen philosophische Gleichmüthigkeit ich für einen Temperamentsfehler halten würde, weil sie der reifern Ueberlegung, Erfahrung und anhaltenden Uebung zuvorgekommen ist. Wenigstens hat Xenophon so gedacht, da er seinen Cyrus als Kind, weit feuriger und wilder in die Gefahr rennen läßt,

als

als sie dem Philotas zu thun, erlauben wollen. — Doch genug vom Philotas!

Als ich vor einiger Zeit, ohne die Stelle im Schafresbury bemerkt zu haben, blos auf Veranlassung einiger Zeilen, die Herr G. aus dem Plutarch angeführet hatte,* mich wider die vollkommene Charaktere erklärte, war ich mit dem Grunde, daß keine vollkommene Tugend in der Natur anzutreffen wäre, nicht zufrieden. Ich hielt damals die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst misfiele. Was für Ursachen aber man auch anniint; so ist an der Warheit des Satzes selbst doch nicht zu zweifeln, daß die höchsttugendhaften Charaktere in der Dichtkunst monströse Hirngeburten sind. Einige Kunstrichter haben sogar bemerkt, Homer habe den Nireus, den er als den schönsten, und den Thersites, den er als den häßlichsten Menschen geschildert hat, in seinem ganzen Gedichte nicht mehr als ein

* Siehe den 66ten Brief.

ein einziges mal vorkommen lassen. Nec denique, sagt Clarke, ad artificium poematis, nihil est, quod hic annotarunt nonnulli; utique unum omnium formosissimum *Nirea*, itidemque omnium maximè deformem *Thersiten* semel depictos, nunquam deinceps in toto poemate memoratos. So sehr hat dieser grosse Dichter alles Einzige in seiner Art gescheuet!

Ich weiß nur Einen Fall, da die vollkommene Charaktere auf der Bühne erträglich sind. Dieser ist, wenn die tugendhafte Personen unglücklich werden, wenn sie durch ihre Tugend selbst ein Raub des Neides und der Verfolgung abgeben, und mit ihrem Schicksale in einem beständigen Kampfe leben müssen. Alsdenn erregen sie unser Mitleid, und schlagen desto tiefere Wunden in unser Gemüth, je mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung sie sich durch ihre moralische Vollkommenheit erworben. So bald der Tugendhafte aber das Unglück überkömmt; so wird er gleichgültig. Bewunderung ohne Mitleiden, ohne Schrecken, ist für die Dichtkunst

kunst überhaupt, und um so viel mehr fürs Theater, ein gar zu kalter Affect.

Ich komme von meiner weitläufigen Digreßion zurück. Bey solchen Gesinnungen konnte ich unmöglich einen Charakter wie Carl Grandisons für theatralisch gut halten. In der Episode von der Clementina schien er mir dieses um so viel weniger, je unthätiger er bey dieser ganzen Begebenheit bleiben muß. Er muß sich völlig leidend verhalten, wenn er die Hofnung, der Besitzer der Clementina zu werden, nicht verscherzen, und zugleich ihrer Familie nicht verdächtig werden will, als hätte er aus hinterlistigen Absichten sich die Schwachheit der jungen Gräfinn zu Nutze gebracht. — Richardson fand in seinem Roman noch immer Mittel, den Charakter des Grandisons, der hier ausser Action ist, durch Nebenzüge zu erheben; allein für den theatralischen Dichter sind alle diese Mittel unbrauchbar. Was für eine lebloſe, gleichgültige Rolle muß er also seinen Grandison spielen lassen!

Die

Die zwote Schwierigkeit war, die Clementina selbst. Richardson hat in seinem Roman Zeit und Raum genug, ihren Gemüthszustand eine völlige Revolution hindurch, zu führen. Sie ist Anfangs bey heitern Gemüthskräften, der Stolz ihrer Familie, ein Muster der Tugend und der Frömmigkeit; aber sie besitzet einen edlen Hochmuth, der einen kleinen Ueberschwung hat, und dieser ist die Quelle ihres Unglücks. Sie liebet den Grandison, den ihn ihre Religion als einen Ketzer, und der Adel ihres Hauses, als einen Menschen von geringerm Stande betrachten heißt. Religion und Stolz gerathen in einen Kampf mit Liebe und Zärtlichkeit, nnd ihre Vernunft ist das Opfer dieses schwehren Kampfes. Sie wird trübsinnig, geräth in eine liebenswürdige Schwärmerey, die der englische Schriftsteller mit so meisterhaften Zügen zu schildern weis. Sie wird wild, rasend, und durch die Strenge, mit welcher ihr die grausame Laurana mit spielet, wird ihre Raserey ganz natürlich in die hartnäckigste Melancolie verwandelt. Nun ist ihre Vernunft völlig dahin, und die

Familie

Familie verzweifelt an ihrer Genesung. Indessen entziehet man sie der unmenschlichen Aufsicht der Laurana, begegnet ihr gelinder, läßt den Grandison nach Bologna kommen, gebraucht Arzeneymittel, und ihr Gemüth heitert sich allmälig wieder auf. Sie wird wieder Meister von ihrer Vernunft, und, welches das Wunderbare der Erdichtung ist, zugleich auch Meister von ihrer Leidenschaft. Die Religion siegt, zum größten Erstaunen Grandisons und ihrer Anverwandten, und ihre Liebe verwandelt sich in eine zärtliche Freundschaft. — Dieses ist der Auszug von der Geschichte der Clementina, die uns in dem englischen Roman ganze Ströme von Thränen auspreßt. Der Charakter ist neu, die Glücksveränderung schrecklich, und der Ausdruck des Herrn Richardson so pathetisch, so voller Natur, daß er das Innerste unseres Gemüths durchwühlt, und die geheimsten Sayten der Empfindung sicher zu treffen weiß.

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 28. Augustus. 1760.

### Beschluß des hundert und drey und zwanzigsten Briefes.

Aber wie soll der dramatische Dichter, dessen Zeit und Raum, wenn er sich auch noch viel Freyheiten erlaubt, in Vergleichung gegen des Romanenschreibers, so sehr eingeschränkt sind, wie soll dieser die Clementina auf die Schaubühne bringen, ohne den Zuschauer betauern zu lassen, daß er nicht lieber zu Hause den Richardson liest? Soll er die Begebenheiten häuffen, zusammenpressen, und also den ganzen Zirkel von Veränderungen vorstellen, die das Gemüth der jungen Gräfin erlitten hat? Soll er sie in der Blüthe des Wohlstandes aufführen, und vor den Augen des Zuschauers verwirrt, sinnlos und zuletzt wieder heiter werden lassen? — Ich wußte, daß dieses

nicht unmöglich sey, und erinnerte mich des grossen Meisters, der einen ähnlichen Plan vortreflich ausgeführt. Shakespear läßt den König Lear im Anfange des Trauerspiels, das diesen Namen führt, sein Reich seinen beyden ältesten Töchtern abtreten, und die Jüngste verstossen; in der Folge ihr selbst von den beyden ältesten Töchtern verstossen werden, des Nachts in Sturm und Wetter, von niemanden als von seinem Hofnarren begleitet, in einer Einöde herumirren, und aus Verzweifelung seinen Verstand verlieren. Der verstossenen Tochter, die einen französischen Prinzen geheyrathet, kömmt das Unglück ihres Vaters zu Ohren, sie sucht ihn in dieser Einöde auf, sie findet ihn, nimmt ihn in ihrem Schutz, und bringet ihn durch gute Pflege und erquickende Tröstungen wieder zu sich selbst. — Die Einheit der Zeit hat unter der Menge von Begebenheiten etwas gelitten, aber wer achtet dieser, wenn das Gemüth ernsthafter beschäftiget, und in beständigen Leidenschaften herumgetrieben wird? Ich gieng also zum Shakespear, um mich Raths zu erholen; allein aller

Muth

Muth sank mir, als ich dieses vortrefliche Trauerspiel noch einmal las. Was hilft mir der Bogen des Ulysses, wenn ich ihn nicht spannen kann? — Shakespear ist der einzige dramatische Dichter, der es wagen kann, in dem Othello die Eifersucht, und indem Lear die Raserey, in dem Angesichte, des Zuschauers entstehen, wachsen, und bis auf den Gipfel gedeihen zu lassen, ohne sich sogar der Zwischenscenen zu bedienen, um dem Fortgange des Affects einen Ruck zu geben, dem der Zuschauer nicht mit den Augen folgen kann. Wer ist aber kühn genug einem Herkules seine Keule, oder einem Shakespear seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?

Um sich also nach den gemeinen Regeln des Theaters zu bequehmen, müßte der Dichter da anfangen, wo die Melancolie der Clementina am hartnäckigsten ist, und die Familie den Grandison wieder nach Bologna kommen läßt. Er hat immer noch Materie genug fünf Aufzüge damit anzufüllen, das gesteh ich; allein von der Clementina wird er uns in diesem Falle kaum den Schatten zeigen

können. Wie viel vortrefliche Züge wird er ungebraucht lassen müssen, die den grossen Charakter der Gräfin in ihrem Gesundheitszustande, und ihre reiner, und durch keine Gedanken befleckte Unschuld in der verliebten Raserey selbst, so unvergleichlich bezeichnen? Und wie stehet es um die liebenswürdigen Phantasien der Clementina, um die unschätzbare Grillen ihrer allzulebhaften Einbildungskraft, um deren Willen allein man das Stück auf dem Theater zu sehen wünscht? Der Dichter wird einen grossen Theil derselben schlechterdinges weglassen müssen, da der Zustand, in welchem er die Clementine nimmt, nicht mehr schwatzhafte Raserey, sondern tiefe Schwermuth seyn soll. — Das heißt, er wird uns von der schönen Bildsäule des Herrn Richardsons, auf dem Theater, nur einen verstümmelten Dorso zeigen können: und dieser soll Leidenschaften erregen?

Sagen Sie mir doch, ob es möglich ist, daß man sich für eine rasende Person interessire, die man nie in ihrem heitern Gemüthszustande gekannt, und geliebt, oder hochgeachtet hat?

Ich

Ich folge dem Hemlet, der Lear auf allen ihren phantastischen Abwegen, weil mich der Dichter sie hat kennen, hochachten, und ihre unerhörte Begegnisse mit empfinden lassen. Derselbe nagende Gedanke, der sich so tief in ihrer Seele eingegraben, daß er die Empfindungen selbst in seine eigene Bilder verwandelt, der hat auch uns gleichsam mit angesteckt, und unserer Einbildungskraft den Hang mitgetheilt, alles auf diese beständige lieblingsidee zurück zu schicken. Wie kann ich aber an der Sinnlosigkeit einer Person theil nehmen, die ich nur vom Hörensagen kenne, und das erste mal, daß ich sie sehe, ohne Vernunft und Sinnen antreffe? — Ich glaube also nicht einmal, daß die Situation der Clementina sehr rührend werden kann, wenn man sie gleich Anfangs, da sie die Bühne betritt, aller Vernunft beraubt seyn läßt. Der Zuschauer muß natürlicher weise zweifeln, ob sie nicht mehr dum, oder halsstarrig, als melancholisch seyn mag. —

Endlich stand mir auch der Charakter des Jeronymo im Wege. Er ist eine nothwendige

dige Person in dieser ganzen Episode, aber der dramatische Dichter kann ihn unmöglich in den Umständen lassen, in welche ihn Herr Richardson versetzt hat. Da er ein elendes und gequältes Leben führet, und beständig in Gefahr ist, unter den Händen der Wundärzte seinen Geist aufzugeben; so wird das Mitleiden des Zuschauers zwischen ihm und der Clementina getheilt, und die Einheit der Theilnehmung zerstört. — Doch diesem Uebel wäre sich allenfalls noch abhelfen!

Aber wie sollte der Ausgang des Stückes seyn? das Schicksal der Clementina kann auf der Schaubühne nicht so unbestimmt bleiben, als es der Romanendichter gelassen. Dieses hat auch Herr Wieland in seiner Vorrede bemerkt. Der Zuschauer ist auf den Ausgang allzubegierig gemacht worden, und er ist gar nicht befriediget, wenn ihm noch der geringste Zweifel übrig bleibt. Ein Episode ist ein angebrachter Nebenzierrath, dessen Anfang und Ende nicht absetzen, sondern dem Ganzen gleichsam einverleibt werden müssen. Ein dramatisches Stück aber ist ein für sich

beste-

bestehendes Ganze, dessen Enden hervorragen und in die Sinne fallen sollen. — Was soll also am Ende aus der Heldin werden? Ihr Wahnwitz hat sich verloren, ihre Leidenschaft hat sich in das Joch der Religion geschmieget, allein welcher Zuschauer besorgt nicht einen noch gefährlichern Rückfall? — Soll man sie ins Kloster schicken? dazu können sie unmöglich rathen. Der Einfall ist zu alltäglich, als daß er nicht ausgezischt werden sollte. Ich weiß nur einen einzigen Rath, man müßte sie von der wütenden Lady Olivia aus Eifersucht hinrichten lassen. Der Tod des Helden ist allezeit die rührendste Entwickelung, denn er läßt einen Stachel in dem Gemüthe des Zuschauers zurück, der anhaltende Schmerzen verursachet. — Diesen Anschlag hatte ich gefaßt, und war nur darauf bedacht, die Olivia mit in das Hauptinteresse des Stückes zu verwickeln, und eine ihr anständige Rolle spielen zu lassen. Allein Sie sehen, daß dieser Umstand allein schon die ganze Anlage verändert, und daß ich mehr hätte erfinden, als nachahmen müssen. Ich weiß nicht, ob ich

meinen Kräften zu wenig zugetrauet, oder meiner Bequehmlichkeit zu viel nachgesehen habe. Genug, mein letzter Entschluß war, weder nachzuahmen, noch zu erfinden, sondern den ganzen Anschlag fahren zu lassen.

D.

## Hundert und vier und zwanzigster Brief.

Wie glücklich ist Herr Wieland nicht! Ueber alle Schwierigkeiten, die ich mir gemacht habe, ist er weit hinweg. Er nimmt die Umstände alle so, wie sie ihm Richardson in die Hände liefert, übersetzt die wichtigsten Scenen Wort zu Wort aus dem Englischen, setzt einige gleichgültige hinzu, um den Vorhang fünf mal aufziehen zu lassen, und siehe! es entstehet ein Ding, daß Herr Wieland ein Trauerspiel nennet. Ob es auf der Bühne gefallen, oder nicht gefallen werde, das gehet ihm nun weiter nichts an. Genug, er hat das Seinige gethan, und Scenen und Aufzüge überschrieben. Wenn er das Glück hat Zu-

schauer

schauer zu finden, die niemals die Geschichte beym Richardson gelesen, so kann er vielleicht auch Beyfall hoffen.

Ich begreife nicht, wie ein Wieland, der sich in verschiedenen von seinen Ausarbeitungen als einen denkenden Kopf gezeigt, bis zu einer so sclavischen Nachahmung herab sinken kann! Er sagt in seiner Vorrede, der Charakter der Clementina habe „für den Dichter so beson„dere Schwierigkeiten, daß es unbillig wäre, „von dem ersten die sich an denselbigen wagt, „etwas vollkommenes zu fordern.“ Ganz recht! Wer wird etwas vollkommenes fordern? aber ich möchte wissen, welche Schwierigkeiten denn Herr Wieland so glücklich überstanden, daß er sich für die übrige Nachsicht verspricht? Meines Erachtens, keine Einzige. Nehmen Sie die triviale Entwicklung, die Entfernung der Gräfin von der Welt, aus, die wörtlich von des Herrn W. Hinzuthun ist; so ist im übrigen alles so geblieben, wie man es in der ersten unüberlegten Hitze, nehmen zu können glaubt. Ich mag mich in kein verdrießliches Detail einlassen, denn das würde

mich zu weit führen. Ich begnüge mich, die Hauptcharaktere mit wenigem zu berühren.

Sein Carl Grandison ist auf der Bühne, wie ich es vermuthet hatte, eine tugendhafte, aber höchst unthätige Person geblieben. Seine Figur spielt zwar in diesem Stücke eine wichtige Rolle, aber blos durch ihre stumme Anwesenheit, denn was sie thut, oder spricht, sind mehrentheils Verbeugungen oder Complimente. Gegen den Grafen Belvedera wird er einst feurig, — und macht Rodomontaden. „Nur dieses muß ich ihnen sagen, „wenn ich Ansprüche an die Gräfin Clemen„tina hätte, so sollten weder sie noch eine „ganze dräuende Welt mich abschrecken kön„nen, sie zu behaupten. Ein rechtschaffener „Mann fürchtet nichts. Oder wen soll der „fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht „erzittern muß?“ Ein seltsamer Trotz! Weder ein Graf Belvedera, noch eine ganze drohende Welt sollten ihn abschrecken, an ein Frauenzimmer Ansprüche zu machen. Müssen denn die Ansprüche gemacht seyn? Warum soll sie ein tugendhafter Grandison,

nicht

nicht einer ganzen drohenden Welt zu gefallen fahren lassen? — Ein rechtschaffener Mann fürchtet nichts. Wen soll der fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht erzittern muß? Diese Sprache verräth den Verfasser der socratischen Gespräche, so ungern ich auch den Herrn Wieland dafür erkennen möchte. „Die Stralen, spricht So„crates dort, die Stralen, welche aus einem „comischen Theater hervor brechen, können „die Gedanken desjenigen nur nicht zerstreuen, „der bey des Jupiters seinen unbeweglich bleibt.“ Socrates redet wie Grandison, und Grandison wie Socrates, und vielleicht beyde, wie Herr Wieland, denn warum würde er zwey so verschiedene Muster der Tugend dieselbe Sprache führen lassen, wenn er sie nicht für die wahre und angemessene Sprache der Rechtschaffenheit hielte? —

Die Clementina erscheinet in dem achten Auftritte des zweyten Aufzuges zum ersten male. Die Markgräfin, Grandison, der Bischof und Jeronymo befinden sich in dem Zimmer des letztern, und „Clementina nä„hert

„hert sich an Camillens Arm gelehnt, mit klei„nen Schritten und auf dem Boden geheftetem „Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt „so einige Augenblicke stehen, ohne darauf „Acht zu haben, daß jemand gegenwärtig sey, „darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie „wieder zurück gehen wollte; aber Camille „zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter, „und dem Bischof, und spricht: Hier, gnä„dige Gräfin! hier! Clementina setzt sich, „ohne die Augen aufzuheben u. s. w.“ Diese ganze Scene ist mehr Pantomime als Reden. Herr W. hat sie von Wort zu Wort dem Richardson nachgeschrieben. Ich gestehe es; am rechten Orte würde sie die vortreflichste Wirkung thun, aber der Zuschauer muß mit grosser Kunst dazu vorbereitet seyn. Wenn ich meine Empfindung trauen darf, so muß dieses stumme Spiel der Clementina, in dem Trauerspiele des Herrn W. mehr Widerwillen als Mitleiden erregen. Carl Grandison schreibt irgendwo, what, my dear Dr. Bartelet, can be more affecting, than these absences, these reveries, of a mind once

so

so sound and so sensible! Man muß aber wissen, wie gesund, wie verständig eine Seele vorher gewesen, wenn man durch ihre Abwesenheit so gerührt werden soll. Herr W. hat uns die Seele der Clementina noch gar zu wenig kennen lassen. Wir sind noch immer in Zweifel, ob die junge Gräfin verzogen, und tückisch, oder würklich wahnwitzig ist.

Zum Unglücke hat Herr W. die Ausschweifungen der Einbildungskraft, die glücklichen Raserreyen der Clementina, alle weggelassen, die uns den innern Zustand ihrer Seele so treulich abschildern. In den Stellen selbst, die er Wort zu Wort aus dem Englischen übersetzt, hat er die wenigen Züge von dieser Art, die ihm nach der Anlage des Stückes noch zu Dienste gestanden, wie mit Fleiß, aus der Mitte gerissen, und verworfen. Hat er sie irgend nicht für theatralisch gehalten? O wir hätten ihm gern einige schwatzhafte Monologen dafür geschenkt!

Lassen Sie sich einige von diesen Unterlassungssünden erzählen. — Im fünften Auftritte

tritte des ersten Aufzuges kömmt Camille gelaufen. „O Herr Grandison! — Ein „Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekom„men! Welch eine freudige Zeitung bringe „ich Ihnen! Clementina —— meine theuere „junge Gräfin — hat diesen Augenblick wie„der geredet.“ Diese Veränderung gehet bey dem Herrn W. mit Wunder zu. Nun hören Sie, was für eine vortrefliche Scene er sich hat entgehen lassen.

„Man nennete den Grandison, erzehlt „der Engländer, in ihrer Gegenwart, und „sie sahe sich schnell, wie nach jemand, um. „Laura, ihr Mädchen, ward von Ungefähr „gerufen. — Sie fuhr in sich, warf ihre „Arme, wie erschrocken, um die Camille, und „sahe wild aus. Camille glaubet ganz ge„wiß, der Name Laura habe sie auf die Ge„danken von Laurana gebracht, die sie so „sehr fürchtet. Als sie mit ihrer Camilla al„lein gelassen ward, fing sie an zu reden;

„Hat nicht jemand den Ritter Grandison „da genennet? fragte sie.

„Ja, Madame!

„Er

„Geſchwind! ehe ich ihn noch einmal nenne, „ſehe ſie nach der Thüre, ob meine grauſame „Muhme nicht horcht?

„Ihre grauſame Muhme, Madame, iſt „wie viel Meilen von ihnen entfernet.

„Das hilft nichts, ſie kann doch hören.

„Theuerſte Lady! Sie kann nicht hören. „Sie ſoll ihnen niemahls wieder vor Augen „kommen.

„So ſpricht ſie wohl, Camille!

„Habe ich ſie denn jemahls hintergangen, „gnädige Gräfin!

„Ich kann mich nicht mehr beſinnen. Mein „Gedächtniß iſt weg, ganz weg Camille. — „Sie ſahe hierauf die Camille ſtarr an, und „ſchrie voller Entſetzen.

„Was fehlt ihnen, theuerſte Gräfin?

„Indem ſie wieder zu ſich kömmt. — „Ach, meine eigene Camille! Sie iſt es. „Ich dachte warlich, ſie wäre Laurana ge„worden, als ſie mich ſo wunderlich an„blickte — keinen ſolchen Blick mehr! thue ſie „es nicht mehr, Camille!

„Camille fühlte in ihren Blicken eben nichts „beſonders. — „Iſt

„Iſt meine Mutter drinnen?

„Ja!

„Wer noch?

„Der Chevalier, Madame.

„Welcher Chevalier?

„Grandiſon.

„Unmöglich! Der iſt ja in ſeinem ſtolzen „Engeland.

„Er iſt herüber gekommen, Madame. — — „Wünſchten ſie wohl ihn zu ſehen?

„Zu ſehen? Wen?

„Den Chevalier Grandiſon?

„Einſt wünſchte ich es ſehr. (ſeufzet) — „Und nun nicht mehr, Madame?

„Nein; Ich habe alles vergeſſen, was ich „ihm zu ſagen hatte. Doch nach England „möchte ich wohl reiſen. Wir armes Frauen„zimmer ſollen durchaus nirgend hinkommen, „und die — —

„Hier hielt ſie inne, und Camille konnte „kein Wort mehr von ihr heraus bringen.“

Der Beſchluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 4. Septembr. 1760.

### Beschluß des hundert und vier und zwanzigsten Briefes.

Was sagen Sie zu dieser Scene, und was zu Herrn W., der einen solchen Schatz vernachläßiget? — Ich versichere Sie, in seinem ganzen Stücke hat er keine einzige, die dieser an Erheblichkeit beykäme.

In der pantomimischen Scene, davon ich oben geredet, übergehet er muthwillig den allererhabensten und schrecklichsten Zug des ganzen Auftritts. — „Clementina setzt sich, „ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen, „ausser ihr, drücken ihre Betrübniß auf ver„schiedene Art aus. Die Markgräfin nimmt „sie bey der Hand, und spricht:

„Schaue doch auf, meine liebe! = = = „Siehe deinen Jeronymo = = Er weint. —

„Clementina bleibt noch immer in der vori„gen Stellung, ohne sich zu bewegen.“ So weit Herr Wieland. Der Engländer fährt fort: „Ihr Bruder bat; theuerste Schwester, „siehe uns alle an. Verachte uns nicht, gönne „uns einen Blick. Siehe, Vater, Mutter, „Bruder, Schwester, und jedermann in Thrä„nen. Wenn du uns liebest; so lächle uns „freundlich an. — Sie hub die Augen zu „ihm auf, und gab sich, aus Gefälligkeit, alle „Mühe zu lächeln. Allein eine trübe Ernst„haftigkeit hatte sich ihrer Gesichtszüge so be„meistert, daß sie nichts mehr, als durch „das Anstrengen, ihre Ergebenheit bezeugen „konnte. — Der Vater sprang vom Stuhl „auf, mit einem Tuche vor den Augen. Lie„bes Kind! sprach er, niemals, niemals laß „mich dieses schreckliche Lächeln wieder sehen.“ — Herr W. hebt da wieder an, wo die Unterredung gleichgültiger wird.

Im dreyzehnten Auftritte des zweyten Auftzuges läßt ihr Herr W. Verstand und Sprache wieder kommen, aber auf einmahl ist alles wieder da. Sie redet so verständig, so ordentlich,

lich, als Grandison selbst. Wie wenig hat er die Wahrheit und Nothwendigkeit der kleinen Rückfälle eingesehen, die sie Herr Richardson noch immer ausstehen läßt! Ihre Mutter spricht beym Wieland; „kennest du „den dankbaren Grandison nicht mehr, den „deine ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt.

Clementina.

„O ja! ja! = = = Ich kenne ihn = = = „Aber wo sind sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison.

„In England, gnädige Gräfin, und ich bin „erst kürzlich gekommen, Sie und ihren Je„ronymo zu besuchen.

Clementina.

„Der gute Jeronymo! Ich habe ihn lange „nicht gesehen. Und sie lieben ihn? u. s. w.„

Richardson läßt sie hier schwärmen. Sie spricht: „Jeronymo! Indem sie die „eine Hand in die Höhe hebt. Armer „Jeronymo.

„Ihr Jeronymo, Madame! und mein „Jeronymo ist auf gutem Wege zur Besse„rung. Lieben Sie den Jeronymo?

„Ob ich ihn! — Was sagten Sie vom „Jeronymo? Ich verstehe sie nicht. —

„Jeronymo wird, da Sie sich nun wohl „befinden, auch bald wieder hergestellt seyn.

„Befinde ich mich denn wohl? — Ach „Sie! — Retten Sie mich, Grandison, „retten Sie mich! schrie Sie mit etwas schwa„cher Stimme, indem Sie sich voller Furcht „und Entsetzen umsah.

„Ich will Sie retten. Wir wollen alle Sie „retten. Was fürchten Sie denn so sehr?

„O du grausame, grausame Laurana! „u. s. w.

Dergleichen phanatische Schrecken wandeln ihr beym Engländer in derselben Scene zu verschiedenen malen wieder an, und Herr Wieland hat sie, ich weiß nicht aus welchem Eigensinne, alle in der Uebersetzung weggelassen. Z. E. Clementina spricht im Deutschen;

„Sie müssen wissen, Herr Grandison, ⁂ „Was wollte ich doch sagen? ⁂ Ach mein „Kopf! (Sie legt die Hand auf die Stirne,) „Wol! ⁂ Aber Sie müssen mich jetzt „ver-

„verlassen. * * * Es ist etwas nicht recht * „— — Verlassen Sie mich, ich kenne mich „selbst nicht mehr.“ Das Original setzet meisterhaft hinzu:

„Mit schreckenvollen Angesicht sah Sie ihn „hierauf an — Sie sind der Mann nicht „mehr, mit dem ich so eben geredet — Wer „sind Sie, Herr? u. s. w.“

Ein einziges mal wagt es Herr W. sie etwas verwirrt sprechen zu lassen, und dieses einzige mal mislingt ihm. * * * „Er, (Gran„dison) wußte, wie unglücklich ich war, er „wußte wie grausam Laurana mit mir „umgieng, er sah es, und wollte mich nicht „retten. — — Die unbarmherzige Lau„rana! Sie hassete mich. — Aber jetzt — „— Arme Unglückliche! Sie ist dahin, und „ich bete für ihre Seele.“ Schön! aber nur alsdenn erst, wenn man weis, daß es eine Grille ist, die sie sich in den Kopf gesetzt, und Laurana in der That noch lebet. Der



* Herr W. übersetzt öfters gar zu selgvisch. Wer verstehet dieses, wenn er sich nicht sogleich auf das Englische Something is wrong besinnet?

Engländer hat die Vorsichtigkeit gehabt, seine Leser davon zu benachrichtigen. Der Deutsche aber, der dieses nicht thut, muß, wo es nicht aus Unachtsamkeit geschehen, den Werth des unvergleichlichen Zuges selbst nicht eingesehen haben.

D.

## Hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Was ich von des Herrn von Premontval Preservatif * sage? Alles des Gute was man von dem Unternehmen eines patriotischen Mannes denken und sagen muß, der es nicht ohne die dazu gehörige Geschicklichkeit ausführet, der nicht bloß bey Grillenfängereyen stehen bleibet, sondern herzhaft zugreift, und das Uebel mit der Wurzel heraus zu reissen suchet. Sie wissen, wie gern ich es sehe, wenn man sich nicht scheuet seine Meynung frey her-

* Preservatif contre la Corruption de la Langue Françoise, en France & dans les Pays ou elle est le plus en usage, tels que l'Allemagne la Suisse & la Hollande. Ouvrage Periodique. 8. 1756.

heraus zu sagen, urtheilen Sie also, ob mir der Ton des Herrn v. Premontval mißfallen kann. Er ist wirklich frey, ohne die geringste Umschweife, nichts destoweniger ist seine Schreibart sehr unterhaltend, und da er zuweilen viel sonderbares, sowohl in seiner Gedenkungsart, als in seiner Schreibart hat, und die ungemeine Lebhaftigkeit, mit der er sowohl mündlich in Gesellschaften, als auch in seinen Schriften seine Sätze vorzutragen pflegt, nur sehr selten verläugnet, so kann man gar nicht müde werden, sich auf eine von beyden Arten mit ihm zu unterhalten. Zwar sollte es scheinen, daß der Vorwurf, den er sich in dieser Schrift gewählet hat, einen Deutschen nicht sehr interessiren könnte. In der That könnte es uns vielleicht gleichgültig seyn, ob die französische Sprache verderbt, oder verbessert würde; ja vielleicht könnte es gar scheinen, als ob es uns nützlich seyn möchte, wenn diese fremde Sprache, welche sich zum Nachtheil unserer eigenen bey uns eindringet, mit der Zeit so entstellet würde, daß sie gar keine Anbeter mehr bey uns finden

könnte. Wir können überdem in vielen Fällen, sonderlich in denjenigen, wo es auf ein französisches Ohr ankommt, selten ein zuverläßiges Urtheil über den Herrn v. Premontval und über seine Gegner fällen, wie dann auch, uns die wir die französische Sprache nicht schreiben, oder in gröster Vollkommenheit beurtheilen wollen, der grammatische Theil dieses Werkes wirklich sehr gleichgültig ist. Aber es giebt eine andere viel vortheilhaftere und für uns interessantere Seite dieses Werkes; Er will nicht allein die französische Sprache, sondern auch den guten Geschmack bey seiner Reinigkeit erhalten, er will verhindern, daß man nicht Armseligkeiten für Verstand, falschen Schimmer für Witz und prächtiges Galimathins für Wohlredenheit ansehen soll. Da nun der gröste Theil der Leser in Deutschland französisch lieset, so heißt es dem guten Geschmack der Deutschen einen wichtigen Dienst leisten, wann man den französischen Geschmack vor dem Verderbnisse bewahret. Aber wissen Sie noch mehr, Herr v. P. schreibt eben unserer Liebe zur französi-

schen

schen Sprache den grösten Antheil daran, zu, daß wir bisher es noch nicht weiter in der schönen Gelehrsamkeit gebracht haben, und führet die bittersten Klagen darüber. Mehr Unpartheylichkeit kann man von einem ehrlichem Mann nicht fodern!

Er hat in seinem vierten Stücke, welches ich eben itzt vor mir habe, einen besondern Abschnitt. Contre la Gallicomanie ou le faux Gout François, welcher Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, obgleich der Herr v. P. in dem Hauptsatze Unrecht haben mag, denn die Langsamkeit mit der die schönen Wissenschaften, und die deutsche Sprache, in Deutschland sich ihrer Vollkommenheit nähern, hat noch andere, und eben so wichtige Ursachen, als die Zuneigung die ein grosser Theil des französischen Publici zu der französischen Sprache hat.

Er theilet seine Predigt wider den falschen französischen Geschmack in zwey Theile, und handelt 1) woher in Deutschland der französische Geschmack seinen Ursprung hat. Hievon giebt er die bekannten Ursachen an. Er zeigt unter andern: daß die vielen

kleinen und groſſen Höfe in Deutſchland viel dazu beygetragen haben. Und fähret fort: „Auſſer dem Gewicht, das ſie (die groſſen „Höfe) gegeben haben, ſeitdem ſie ſelbſt den „franzöſiſchen Geſchmack liebgewonnen, und „die franzöſiſche Sprache auf eine unerhörte „Weiſe der Deutſchen vorgezogen worden, ja „beynahe die einzige Sprache die geworden iſt, „deren man ſich im artigem Umgange bedie„net; Auſſer dieſem Gewichte, ſage ich, giebt „es noch eine vorhergehende Urſache, und die „mit dem obenerwähnten, erklären kann, wie „die Sachen ſo weit gekommen ſind.“

„Dieſe Urſach iſt die Unbeſtimmtheit, wo„rinn eine Sprache nothwendig bleiben muß, „die noch nicht beſtimmt iſt, und zugleich „an verſchiedenen Höfen, und beynahe glei„chen Landen geredet wird. In dieſem Falle „iſt gerade die deutſche Sprache die vor „funfzig oder ſechzig Jahren wohl nicht ſehr „beſtimmt war, da ſie itzt noch auf tauſen„derley Art unbeſtimmt iſt, indem es ihr noch „an einem genugſam weitläufigem und mit dem „gehörigem Anſehen verſehenem Wörterbuche

„fehlet.

„fehlet. Und wo sollte auch wohl ein Wör-
„terbuch das Ansehen hernehmen, unter so
„vielen Dialecten die alle ein gleiches Recht
„dazu haben; und wie weitläufig müste es
„nicht seyn, um alle diese verschiedene Dia-
„lecte einzuschliessen. Daher mußte man, und
„muß noch in der Unbestimmtheit taumeln.
„Aus dieser Unbestimmtheit ist bey sehr vielen
„Leuten Gleichgültigkeit und Unlust erwachsen.
„Eine Fremde, die mit verschiedenen Vor-
„theilen begabt war, und die Thür schon offen
„fand, hat sich dieses mit Nutzen bedienet.
„Sie ist von den Monarchen, von den Grossen,
„und beynahe von allen vornehmen Personen,
„vorgezogen worden, ob sie gleich vielleicht
„weniger innerliches Verdienst hat.“ An ei-
„ner andern Stelle sagt der Herr v. Pr.
„Die Einrichtung des Deutschen Reichs ist
„schuld, daß die deutsche Sprache nicht so
„wohl bestimmt hat werden können, als die
„Französische, und sie ist es in der That auch
„weniger. Wo ist die Hauptstadt, die alle
„aufgeklärte Geister der Nation an sich zie-
„hen und versammeln kann? Wo ist der Hof

„wel-

„welcher zum Vereinigungspunkte dienen„könnte, und deſſen Gebrauch und ſtillſchwei„gende Entſcheidungen die Kraft der Geſetze „hätten, um die unzähligen Ungewißheiten zu „entwickeln, zwiſchen welchen eine Sprache „wanket, ehe ſie ihre gehörige Feſtigkeit er„hält. Sollte es der Dreßdner Hof ſeyn, wie „man ſagt? Aber ich finde nicht, daß man „dieſes in Berlin zugiebt, zugeſchweigen, daß „ſelbſt am Dreßdniſchen Hofe die ſo hoch ge„rühmte Sächſiſche Sprache der Italiäniſchen „und dem Franzöſiſchen hat weichen müſſen. „Ich zweifle gleichfalls ſehr, daß man zu „Wien, München, oder Mannheim ſich ver„bunden glaubt, Sächſiſch zu reden, wann man „Deutſch reden will: und wie? hat ſich der „gröſte Dichter Deutſchlandes, hat ſich Haller „wohl gefürchtet ſeine Muſe ſchweizeriſch „reden laſſen?

Sie werden leicht ſehen, daß obgleich einige von dieſen Sätzen ihre Richtigkeit haben, dennoch hingegen wieder andere oder wenigſtens die daraus gezogene Folgerungen deſto falſcher ſind. Man ſiehet wohl, daß der Herr von

Pre-

Premontval nicht Kenntniß genug von unſerer Sprache hat, und daher vieles aus einem ganz unrechten Augenpunkte anſiehet. Haller hat ſich allerdings ſo ſehr gefürchtet ſeine Muſe Schweizeriſch reden zu laſſen, daß er alle Spuren davon aufs ſorgfältigſte wegzuwiſchen geſucht hat, ſobald er bey ſeinem Aufenthalte in Deutſchland das Deutſche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um ſolche Fehler zu empfinden. Er hat dieſem Sächſiſchen Wohlklange einige ſeiner vortreflichſten Gedanken aufgeopfert und muß ſich wegen einiger wenigen Spuren der Schweizeriſchen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den Sächſiſchen Puriſten groh genug anklagen laſſen. Einige Kunſtrichter die nie die Schweiz verlaſſen haben, haben ſich vergebens bemühet die Eitelkeit des Sächſiſchen Wohlklanges durch Gründe zu beweiſen; man hat ſie ausgelacht, und ſie ſind endlich ſelber gezwungen worden ſich der Sächſiſchen Schreibart zu nähern. Die beſten Schriftſteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann ereifern ſich, es zu einem hohen

Grade der Zierlichkeit in der Sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu ringen. Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlandes haben aus Sachsen und Brandenburg und den angränzenden Landen ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg, und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten die sich auf die Vollkommenheit der Deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste Deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon beym Anfange dieses Jahrhundert in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Klasse zur Beförderung der Deutschen Sprache. Das einzige Deutsche Wörterbuch, das wir noch haben, hat daselbst seinen Ursprung gehabt. Und wir können uns insbesondere rühmen, eine ziemliche Anzahl berühmter und guter Schriftsteller in unsern Mauren zu sehen, welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache blos nach der Sächsischen, und hernach nach

der

der Brandenburgischen Mundart, richtet. Wer in Wien, München und Mannheim reden will, ist freylich nicht verbunden Sächsisch zu reden, so wenig als ein Gaskonischer oder Niederbretannischer Einwohner mit seinem Nachbar Parisisch redet. Aber wehe dem Schriftsteller der ein ganz Buch Oesterreichisch, Bayrisch oder Pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der Sächsischen Mundart geschrieben, und Wörter und Redensarten die in Schriften können gebracht werden heissen hochdeutsch. Daher sind uns dreißig oder vierzig gute Schriftsteller anstatt einer Hauptstadt. Wann wir nur über alle gute Deutschen Schriftsteller solche Register hätten, als wir neulich über den Logau erhalten haben, wie leicht würde es nicht seyn zu einem vollständigem Deutschem Wörterbuche zu gelangen. Wir würden dazu weder den Gebrauch eines Hofes nöthig haben, noch nach des Herrn v. P. ungeheurem Einfalle alle Provincialmundarten in unser Wörterbuch bringen dürfen.

2) Die üblen Folgen die aus dem Französischen Geschmacke in Deutschland entstehen, hat Herr v. P. sehr pathetisch ausgeführet. Ich muß mit ihnen nur kurz davon reden, weil mir der Raum fehlet, und Sie diesen Absatz doch gewiß nicht werden ungelesen lassen. Ein Theil der Nation sagt Herr v. P. hat sich aus Unwillen wider den Französischen Geschmack empöret, und hat auch da, wo er Nutzen schaffen könnte, denselben abschaffen wollen. Die meisten aber sind unsinnig, in denselben verliebt, und fallen noch dazu auf den schlechten französischen Geschmack, sie kennen wohl die vortreflichsten Französischen Schriftsteller kaum, und belustigen sich an elenden Pieces du Jour und andern Sächelchen, die man in Frankreich selbst, das Verderben des Geschmacks nennet. Sie vernachläßigen darüber ihre eigene Sprache, vermischen sie auf eine lächerliche Art mit Französischen Ausdrücken u. s. w.

Der Beschluß künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 11. Septembr. 1760.

### Beschluß des 125sten Briefes.

Ja eine grosse Menge Leute liest blos Französisch und macht sich wol gar eine Ehre daraus, die grösten deutschen Schriftsteller nicht zu kennen oder nicht zu verstehen. Hr. v. P. schildert diese Thorheit, die leider sonderlich unter den Grossen nur allzu gemein ist, auf das lebhafteste und predigt dawider mit einem recht deutschem Eifer: „Ich habe gesehen, „ich habe Deutsche gesehen, rufte er aus, ver„ständige, verdiente Leute, die die besten Französi„schen Bücher in Prose und Versen mit Nutzen „lasen, und sie gestanden mir, daß Sie ihre „eigene Poeten nicht, durchaus nicht verstün„den, und die sich noch dazu einbildeten, daß „die Schuld nicht an ihnen sondern an den „Poeten läge. Diesen habe ich an meinem „Beyspiele zeigen müssen, daß die Schuld dar„an läge, daß Sie sich keine Mühe gäben, und

„sich mit einer erhabnern und nachdrücklichern „Sprache als die gemeine ist, nicht bekannt „machen wolten. Einige darunter verwun„derten sich und erstaunten über mich, „als ich ihnen bewies, daß diese Sprache mich „gar nicht abschreckte, und sie versicherte, daß „ich darin weniger Schwierigkeiten fände, als „in der armseligen und wortreichen Prose der „meisten Zeitungen. Soll ich es wol sagen? „Mancher war darunter, dem ich erstlich den „vortreflichen Haller habe müssen kennen ler„nen, diesen grossen Dichter, der mich zuerst „mit Hochachtung gegen eine Sprache erfül„let hat, in der man so trefliche Sachen her„vorbringen kann. Diese wenige Bekannt„schaft mit den Dichtern ihrer Nationen findet „bey so gar vielen Personen in Deutschland „statt, daß es ein Wunder ist, daß sich noch „jemand mit den schönen Wissenschaften ab„giebt, wenn man die kleine Anzahl der Leser „bedenkt auf die man hoffen darf.„

Freilich ist es eine sehr kleine Anzahl von Lesern und hierüber liesse sich überhaupt noch ein fein Kapitelgen schreiben!

Re.

Hundert

## Hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Zur Weltweisheit scheinet die Deutsche Sprache mehr als irgend eine vor den lebendigen Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Methaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu verdanken. Zwey solche Schriftsteller sind genug einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörigen Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; Denn die mit ihrem Stempel bezeichnete Ausdrücke, sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe worden.

Wenn ich unserer Sprache in Ansehung der Weltweisheit einen Vorzug einräume, so rede ich blos von der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit, in welcher sich unsere Schriftsteller so ungemein hervorgethan. Denn in

der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch sehr über Mangel zu klagen haben. Sie erinnern sich noch wohl, wie unzufrieden man mit mir war, als ich dieses einst in einer Gesellschaft behauptete, und gleichwohl konnte mir niemand einen einzigen deutschen Schriftsteller aufweisen, der in Schilderung der Charaktere mehr als mittelmäßiges Glück gehabt haben sollte. Wenn der deutsche Charaktere schildert, so nimmt er entweder seine Zuflucht zu Ausländern, oder er copirt alltägliche Gesichter, die in Schriften noch unerträglicher sind, als im Umgange. Woran es liegen mag? weiß ich nicht eigentlich zu bestimmen. Vielleicht ist der Mangel der Geselligkeit überhaupt, vielleicht auch die Entfernung Schuld, in welcher unsere Bücherschreiber von den grossen Originalcharaktern gehalten werden, und vielleicht haben die Originalcharaktere in Deutschland noch zu wenig Seele, wenn ich mich so ausdrücken kann, einen geistreichen Schriftsteller zum Muster zu dienen. Wem die letzte Vermuthung zu lieblos scheinet, der höre einen

Schrift-

Schriftsteller von weit bewährterer Autorität. Der grosse Kenner des menschlichen Herzens sagt:

L'Allemagne feconde en *plats originaux.** .

Unsere Lehrdichter sind vortreflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einen Deutschen weit eher zutrauen, als einen Franzosen; aber seine Moral Essays, verrathen eine so feine Kenntnis des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. Nicht, daß ich damit eine Gattung der andern vorziehen wollte! Sie wissen, daß mein Geschmack insbesondere, vielmehr den philosophischen Gedichten gewogen ist, die etwas Höheres wagen. Allein, jede Gattung hat ihre Liebhaber, und ich wünschte, daß in meinem Vaterlande auch jeder Liebhaber seine Gattung finden möchte.



* Poesies diverses.

Auſſer Hallern haben uns auch Bodmer, Hagedorn, Wieland, Duſch u. a. m. überaus ſchöne moraliſche Gedichte geliefert. Niemand aber iſt dieſem groſſen Vorgänger ſo nahe gekommen, als Withof. Er denkt ſtark, kühn; weniger zuſammenhangend, als Haller, aber eben ſo neu, und vielleicht an einigen Stellen mit mehrer Einbildungskraft. Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abſcheulich machen würden, allein ich bedauere den, der beym Withof noch müßig genug iſt, ſich an dieſe Kleinigkeiten zu ſtoſſen. Hier iſt eine verbeſſerte Auflage von ſeinem Gedichte, die moraliſchen Ketzer, das ehedem ziemlich unvollkommen, in einer beſondern Sammlung herausgekommen! Sehen Sie, ob es möglich iſt, an die Mechanik der Dichtkunſt zu denken, wenn unſere Seele ſo beſchäftiget iſt!

Sie wollen nicht eher leſen, bis ich Ihnen angezeigt, was Sie ſich zu verſprechen haben? Gut! es ſoll geſchehen — Der Vorwurf dieſes Gedichts ſind die verſchiedene Syſteme, die ſich die Menſchen von der Glückſeeligkeit gemacht,

macht, und die ihnen zusagende Wege, auf welchen sie das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen gehofft. Im Eingange bricht er in Klagen über das Elend der Menschen aus,

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?
Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer Pein.
Was hilft dir dann das Lob bethränter Creaturen,
Die nicht ihr Daseyn eh, als ihren Fluch erfuhren? —

Er gehet die verschiedene Plagen des menschlichen Lebens durch. Unter andern spricht er von der Sünde:

Sie, die Sirene, lockt auf zauberischen Flöten.
Ihr basilisken Aug? liebäugelnd kann es tödten.
Sanft, wie die Liebe selbst, unschuldig wie ein Kind,
Geartet wie ein Wolf, und wie ein Fuchs gesinnt,
Trägt sie die Lust vorher auf Liebreiz vollen Gliedern;
Erst hinten strotzt der Hals von Neuerfüllten Hydern.
Kaum daß sie noch zuletzt von müden Alten weicht,
Wann sie mit voller Kraft um junge Busen schleicht;
Dann flattern sie davon, die abgeschmackten Freuden.
Dann kömmt die Weisheit erst, und kömmt mit neuen Leiden.

Verzeihen Sie! Ich war so eben im Begriffe, die Schönheiten dieser vortreflichen Zeilen zu zergliedern, und besann mich nicht sogleich, daß ein Mann von Geschmack beleidiget werden muß, wenn er durch langweilige Zergliederungen in seinem eigenen Nachdenken gestöhret wird. — Ich fahre also fort. — In der Folge legt der Dichter seine eigene Erklärung von der Glückseeligkeit zum Grunde:

Von allen Plagen fern, und fern von allen Sünden,
Die gröste Süßigkeit, und immerfort, empfinden;
Nicht, wann man wechselsweis sich grämet, und sich freut;
Nein, immer frölich seyn: Nur das ist Seeligkeit.

Sie können sich leichtlich vorstellen, daß er diese Venus der Glückseeligkeit in allen Systemen der Weltweisheit vergebens suchen muß; So wenig ein Phidias in ganz Griechenland ein Frauenzimmer liebenswürdig gefunden haben würde, wenn er sich vorgenommen hätte, nichts als das vollkommene Bild seiner Imagination für liebenswürdig zu halten. Withof sagt in der Vorrede: „In so weit alle „Lehrgebäude gegen diesen Begrif der Glück-

„seelig-

„seeligkeit gehalten werden, sind sie alle mit „einander unzulänglich und unwahr. Pflegt „man doch auch keinen Körper schlechterdinges „Gold zu nennen, ob sich gleich auf dem „Probierstein einige Goldtheilchen zeigen?“ Ganz recht! Wenn wir aber unser Gold niemals von allem Zusatz läutern können, sollen wir es deswegen ganz unter die Schlacken werfen? Lohnt sichs denn nicht sehr oft der Mühe, (um immer bey diesem Gleichnisse zu bleiben) in den Schachten diejenige Gänge aufzusuchen, die am goldhaltigsten sind? Wenn wir die Erklärung des Herrn Wichofs annehmen; so müssen wir das, was wir auf Erden finden können, nicht schlechterdinges Glückseeligkeit, sondern unterdessen, ich weis nicht wie, nennen. Aber dieses, ich weis nicht wie, dieser Grad der Glückseeligkeit, verdienet doch wenigstens, daß wir mit allem möglichen Eifer darnach streben. Wird doch Herr Wichof, als Arzt, jedem anrathen, nach der Gesundheit zu streben, obgleich eine vollkommene Gesundheit eben so weit von uns entfernt seyn mag, als eine vollkommene Glückseeligkeit? —

Kann der ermüdete Mensch nicht neue Worte finden,
So suchst du seinen Stand vergebens zu ergründen.
Sein ganz entsündigtes und himmlisch's Gesicht
Verlernt das Weinen bald, und acht der Wunden nicht,
Woran der Kummer saugt, und scharfe Schmerzen nagen.
Der Geist, in Gott vergnügt, verkennt gemeine Plagen. — —

So leicht sich übrigens dieses schwärmerische Lehrgebäude widerlegen läßt, so wenig ist es dem Verf. gelungen seiner Widerlegung die bündige Ueberzeugung zu geben, die man sich von ihm versprechen sollte. — Doch es wäre unbillig, aus einem Gedichte des Withofs schlechte Zeilen anzuführen. Sie mögen also die Stelle selbst lesen, wenn sie zu critisiren Lust haben. Vielleicht macht auch nur ihre allzuglänzende Gesellschaft, daß sie mir weniger gefällt. —

Sein Weltweiser ist Leibnitz. Die Beschreibung von dem System dieses Weltweisen ist demselben nicht angemessen genung. Was er von Leibnitzen sagt, läßt sich mit veränderten Namen, von jedem andern Erforscher der Wahrheit sagen:

Der

Der Weisheit Winkelmaas läßt ihn nicht trostlos fehlen.
Er wird nichts als mit Grund, nichts als mit Absicht wählen.
Der Werkstatt der Natur weiht er den kühnsten Blick;
Wo andre Schrecken sehn, kömmt er mit Lust zurück;
Verweist den Poltergeist der Weltlust, zum Gedränge;
Findt die dem Menschen sonst so gar verborgnen Gänge,
Die nach den letzten Trieb der Weisenleiter gehn,
Und wagt sich kühn hinauf, das Uhrwerk einzusehn,
Und kömmt zum Chaos hin u. s. w.

Sie können aus dieser allgemeinen und unbestimmten Beschreibung schon abnehmen, wie es um die Widerlegung dieses moralischen Systems stehen mag. In der That werden sie finden, daß er wider die philosophische Glückseeligkeit eben so unerhebliche Gründe vorbringt, als vorhin wider die schwärmerische. Lassen Sie uns also überschlagen! — Doch nein! Ich finde hier eine merkwürdige Note, die nicht überschlagen werden muß. Withof behauptet, Leibnitz habe dem Grafen Schaftesbury vieles zu danken gehabt, und beweiset dieses durch die eigene Worte des

Erstern.

Erstern. In der Historie critique de la Republique des Lettres tant ancienne que moderne, Tome X. S. 323. in einer Eloge critique des Oeuvres de Milord Schaftesbury, sagt Leibnitz selbst: J'y ai trouvé d'abord presque toute me Theodicée (mais plus agreablement tournée) avant qu'elle eut vu le jour ... Il ne manque presque que mon harmonie préetablie, mon banniſſement de la mort, & ma reduction de la Matiere, ou de la Multitude aux unités, ou aux ſubſtances ſimples. Doch gehet Wirhof offenbar zu weit, wenn er hinzuſetzt: „Wenn ich „den Herrn von Leibnitz nicht ſcheuete, ſo „würde ich ſagen: Wir ſind Wolfen, Wolf „Leibnitzen, Leibnitz dem Schaftesbury, „Schaftesbury den Alten alles ſchuldig.“ Wenigſtens hätte er Leibnitzen wohl können aus der Quelle ſchöpfen laſſen, denn er war mit den Alten ſo gut bekannt, als Schaftesbury.—

Der Wollüſtling iſt hierauf der nächſte in der Reihe; der Epikurer, der blos in Sinnenluſt ſeine ganze Glückſeeligkeit ſetzet.

Wo nach dem reichen Mal, der Karten Zeitvertreib,
Und nach Muſik und Wein ein angenehmes Weib,

Zuletzt

Zuletzt ein süsser Schlaf, sich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzutheilen;
Da kehrt der Gram so gern als Wolf bey Langen ein.
Der Schlaftrunk steter Lust verdrengt die mindste Pein.
Hier wird kein männlich Ach zum Vater edler Tränen;
So viel weis ein Castrat von Töchtern und von Söhnen.
Wann das noch ferne Grab, dem eilften Ludwig droht,
Lebt dieser recht vergnügt, wie Grammont, sich zu tod,
Und kann mit besserm Recht, als Sichems Dido sagen;
Nun habe ich recht gelebt.* Der Lehnsherr seiner Tagen
Kömmt eh nicht, bis er kömmt, und schreckt ihn nicht vorab;
Das Grab wird seine Welt, sonst war die Welt sein Grab.
Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die Trägheit wehlen?
Und quälten die sich nicht, die sich im Bette quälen? u. s. w.

Der Dichter wendet sich hierauf zu den moralischen Lehrgebäuden, die aus den vorigen zusammengesetzt sind. Der Raum erlaubt mir aber

* Vixi & quem dederat, cursum, fortuna, peregi.

aber nicht mehr, als eine kurze Beschreibung derselben aus der Vorrede anzuführen. „Der „Freygeist, sagt Herr Withof, baut auf „Schwärmerey und Sinnenlust. Der Epi„nosist schwärmet nicht wenig, und vernünf„telt noch mehr. Der Stoiker ist ein noch „weit grösseret Phantaste, sein Witz ist schöner, „und seine Vernunft viel schwächer. Zu die„sen letztern gesellen sich in diesem Gedichte „Seneca, Cato, Antonin, Epictet. Dio„genes, der Cyniker, und Molinos werden „bey dieser Gelegenheit gleichfalls beurtheilt. „Die übermäßige Liebe zum einsamen Land„leben ist ein Mischmasch von Phantasterey, „Philosophie und Wollust.“ Alle diese verschiedene Lehrmeynungen werden beschrieben, und die Poesie wird in der Folge immer stärker, und weniger ungleich. — Braucht es wohl mehr, Sie zum Lesen aufzumuntern?

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 18. September. 1760.

### Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung ausrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweitz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger

über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Apel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Patäcus (ὁ ἱρωτας τον Αισωπου ψυχην ἐχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Apelische Fabelrheorie

* Plutarch im Leben des Solons.

theorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen. **

Dieses Buch, welches um die Helfte stärker ist als die Leßingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekanntmachen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und



** Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Leßings Fabeln seyn; und in diesen soll die Leßingische Theorie von der Fabeln mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Leßingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er daß thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich

Ihnen

Ihnen sagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

## Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache „auf einem glatten Steine, und rief die Muse „an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt „hatte. Indem kam mit seltsamen Bocks„sprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus „dem nahen Walde hervor; er kam gerade „auf mich zu, und sagte: Die Muse hört „dich nicht, sie ist itzo beschäftiget einem Poeten „beyzustehen, der den Tod Sauls und Jona„thans singt: Ich will statt ihrer dir bey bei„ner Geburt helfen. Ich bin von dem Ge„folge der Musen, und diene den Poeten und „Mahlern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie „nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— — — ille ofens animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen „gegeben, und nur wenige von ihnen ken-

„nen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, und sagte, daß ich bereit wäre, mit „ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese „Mühe, sagte er, können wir uns sparen; „dafür wollen wir im Aelian und Suidas „und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir „ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald „weiter fortführen, bald einzelne Umstände „herausnehmen, und eine neue Fabel darauf „bauen, oder eine neue Moral in eine alte „Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret „niemals Mangel haben. Jede Folge von „Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften „soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht? „Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er „sich dabey keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu „derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist „genung an unserer Absicht. Nur laßt uns „nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem Es war einmal —. „Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren „Züge in den Sitten der Thiere. Du hast „genung an den allgemein bekannten, und

„diese

„diese magst du erhöhen, so weit du willst, „und sie so nahe zur menschlichen Natur brin„gen, als du willst. Der müßte ein Dumm„kopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um „die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„ Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln „bekommen, aber es werden wohl Stoppi„sche seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht „Stoppische, sondern Leßingische: In die„sen letzten Tagen ist Leßing den Menschen „geschenkt worden, Stoppens unverdaute „Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern, „und unter die scientifische Demonstration zu „bringen. Wir können ihm die Verantwor„tung überlassen. Er kann sich mit Witz „aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, „und er hat Unverschämtheit übrig, den Man„gel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne „Verzug angreifen. Hilf mir, muntrer Ca„priccio zu Reimen oder Hexametern, zu „Gemählden, zu Zeichnungen der Oerter, der „Personen, der Stellungen, zu Gedanken die „hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit

„dem Plunder, versetzte er, den können wir „gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel „Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? „Kurz und trucken; mehr verlangt unser Lehrer „nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unver„mögen, gieb deine Grillen für Orakel, du „wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, „der das thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich sei„ner satyrischen Gestalt und seinen bocks„mäßigen Namen zu entsprechen. Indessen „folgte ich ihm, und verfertigte auf einem „Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweitzern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bey ihnen in sehr grossem Ansehen. Da war er der poe-

tische

tische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in abgelegensten dunkelnsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt „und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er „aber noch nicht kannte, noch niemahls gesehen hatte;" der andere war durch ihn in einer chorianbischen Ode „bis in die Tiefen jener „Philosophie gelangt, in welchen er sich „mit seinen Freunden noch als Atomos, die „allererst aus der Hand der Natur kamen, „erblickte, bevor sie noch gebohren waren, „doch sich nicht ganz unbewußt."

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt

Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweitzern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Letitia in terras stellato ex æthere venit,
Cui nomen ille cujus animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten;

lobten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——— pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— —

Zevs ist gerecht; er straft das Meer:
Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing ist ein profaner Böserwicht.

Aber

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capricio sagen, im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis sagen.“ Was will Herrmann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Leßing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Leßing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen.

Zudem

Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

## Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Ba„then der Götter, werden alt und stumpf. „Ich brauche frische. Geh also, Merkur, „und suche mir auf der Oberwelt drey tüch„tige Weibespersonen dazu aus. Merkur

„ging.

„ging. — Kurz darauf sagte Juno zu ihrer „Dienerinn: Glaubtest du wohl, Iris, unter „den Sterblichen zwey oder drey vollkommen „strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber „vollkommen strenge! Verstehst du mich? „Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das „ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu „haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo „du sie auftreibst. Iris ging — In wel„chem Winkel der Erde suchte nicht die gute „Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam „ganz allein wieder, und Juno rief ihr ent„gegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O „Tugend! — Göttin, sagte Iris, ich hätte „dir wohl drey Mädchen bringen können, „die alle drey vollkommen streng und züchtig „gewesen; die alle drey nie einer Manns„person gelächelt; die alle drey den geringsten „Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: „aber ich kam leider zu spät, — Zu spät? „sagte Juno. Wie so? — Eben hatte sie „Merkur für den Pluto abgeholt. — Für „den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tu„gendhaften? — Zu Furien.“

Diese

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθένος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Leßingen diese Fabel gehören? So sagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen? Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθένος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

### Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Apel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein

gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig grösser, als jene staubigte Compilatores: allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm

genug,

genug, sich mit der Hand greiffen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: ὅτι μὲν, ὡς φιλόξενος ὁ ποιητὴς ἐλεγεν, τῶν κρεῶν, τὰ μὴ κρεα, ἥδιστα ἐστι, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες. ἐκείνοις ἀποφαινεσθαι παρῶμεν, οἷς ὁ Κατων ἐφη, τὰς παρειὰς τὴν ὑπερῳαν εὐαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μὴ δεομενοι φιλοσοφης, μηδὲ ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, καὶ παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους καὶ χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν. „Ob es wahr ist, „was der Dichter Philoxen sagt, daß das „angenehmste Fleisch das ist, was nicht „Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, „die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu „entscheiden überlassen, die mit dem Cato zu „reden, allen ihren Verstand im Gaumen „haben. Das aber ist unstreitig, daß junge „Leute diejenigen philosophischen Lehren am „liebsten anhören, am willigsten befolgen, die „in keinem ernsthaften, philosophischen Tone „vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

## Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften Esser auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Mine und sagte: das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben, und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton,

deine

„deine Verwandlungen, und deine Katze im „Elysium schuldig wären.“

Und das nennt Apel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Apel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der angenehmste Käse ist der, der kein „Käse ist:“ so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Apel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu ver-

laufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er „kenne das Gedicht, der Messias, sehe „wohl, es wäre in Hexametern verfasset, „und er hätte den Vers aus demselben „behalten:“

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle.
zu Gutan.

Geschwind besann sich Apel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzehlte folgendes:

## Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem „Pallaste des Prinzen Eugens, der in dem „Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen „werden. Man war sehr bemüht sein Eben„maaß, seine Abtheilungen und ganze Form „zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse

„Reisen

„Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, „endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so „gut bekannt, als irgend jemanden. Ich „war in Wien, als er gebauet ward, und ich „habe das Glück ein Stückchen von dem „Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist. „Zugleich zog er das Stückchen aus der Tas„sche, und betheuerte, daß ers von dem „Marmor herunter geschlagen hätte, von „welchem der Pallast erbauet worden.“

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οικιαν πωλων, λιθον απ' αυτης εις δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Arel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine

Art von wilden Sprödeu giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

## Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen „Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die „ich dir befahl zu suchen, damit ich der „Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte „Juno die Bothschafterin des Himmels. „Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie „waren schon vergeben; Merkurius hatte „sie zum Pluto geführt, der sie für Furien „brauchen will. Für Furien, diese Tugend„haften? sprach Juno. O, versetzte Iris, „vollkommen strenge; alle dreye hatten den „geringsten Funken in ihren Herzen erstücket, „alle dreye haben niemals einer Mannsper„son

„son gelächelt. Die Göttin machte grosse „Augen und versetzte: du hast mir diesmal „einen schlechten Begrif von deinem Verstan„de gemacht, und deine Moral ist mir ver„dächtig, indem du Tugend, Keuschheit und „Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlich„keit vermischest. Gellert soll mir die suchen, „die ich verlange.

Der seltsame Apel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? Und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweitzer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Apeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdriessen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours estre un ouvrage connu, célébre & estimé. La critique d'une piéce mediocre,

ne

ne peut jamais devenir intereſſante, ni piquer la curioſité. Quel beſoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le ſecours de la critique? Le jugement du public previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité ou il merite d'etre enſeveli. Une pareille parodie ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'ou ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Apel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen critiſchen Dejanius,

Spectatum ſatis & donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

—— antiquo ſe includere ludo.

G.

## Bey dem Verleger ist zu haben:

Aepinus E. V. Akademische Rede von der Aehnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft, 8 Leipz. 1760 3 Gr.

Beaumont Maria le Prince lehrreiches Magazin für junge Leute, besonders junges Frauenzimmer zur Fortsetzung des Magazin für Kinder, 4 Theile, 8. Leipz. 760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmack, 8. Rostock 760. 8 Gr.

der Christ bey gefährlichen Kriegszeiten von A. W. E. 8. Frf. 760.

die Gräber ein philosophisches Gedicht in sechs Gesängen, 8. Frf. 760. 12 Gr.

Joh. Miltons verlohrnes Paradies in reimfreye Verse übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. W. Zachariä, 1ster Theil, mit Kupf. 8. Altona 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

Genius seculi, 8. Altenb. 10 Gr.

Hommels Einfälle und Begebenheiten, 8. 760. 10 Gr.

Kallii J. C. fundamenta linguæ arabicæ, 4. Hafniæ 760. 10 Gr.

Landleben das vertheidigte unter dem Bilde eines rechtschaffenen Landmannes nebst beygefügten ökonomischen Gutachten, 8. Leipz. 760. 6 Gr.

Beyträge zu den Denkwürdigkeiten Friederich des Grossen, jetzt regierenden Königs von Preussen, 8. Frf. 760 6 Gr.

Masch

Masch A. G. die Lehre von Jesu dem Erlöser, in Predigten abgehandelt, 2ter Band, 8. Rostock 760. 6 Gr.

Rosebaums Chr. Ernst scherzhafte Lieder mit Melodien, fol. Altona 760 12 Gr.

Platneri historia juris scientiæ civilis romana & Bizantina, 12. Lipf. 760. 12 Gr.

Racoles J. B. Begebenheiten ausnehmender Betrüger, 2 Theile, mit Kupf. 8. Halle 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

am Ende J. J. G. Christliches Denkmahl des am 19 ten und 20 Jul. dieses Jahres über Dresden gebrachten schrecklichen Feuers, in drey Predigten, welche theils in der Kirche zu Neustadt, theils in der Frauen-Kirche zu Dresden gehalten, 8. Dresden 760. 8 Gr.

# Briefe, die Neueste Litteratur betreffend.

VIII ter Theil.

Berlin, 1761.
Bey Friedrich Nicolai.

# Inhalt der Briefe des achten Theils.

Hundert und acht und zwanzigster Brief. Von Herrn Uz Versuch über die Kunst stets frölich zu seyn. Vergleichung einiger Stellen dieses Gedichts mit einigen Oden des Herrn Uz. S. 211

Hundert und neun und zwanzigster Brief. Fernere Fortsetzung von dem vorigen. S. 225

Hundert und dreyßigster Brief. Von des Herrn Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere. S. 237

Hundert und ein und dreyßigster Brief. Fernere Anmerkungen über dieses Buch. S. 257

Hundert und zwey und dreyßigster Brief. Von der unwandelbaren und ewigen Religion, der ältesten Naturforscher. S. 280

Hundert und zwey und dreyßig und hundert drey und dreyßigster Brief. Auszug aus Herrn Schöpflins Vindiciis Typographicis. S. 290

Hundert und vier und dreyßigster Brief. Von Herr Eulers Entscheidung des Streits von der Erfindung der Differentialrechnung. S. 327

Hundert und fünf und dreyßigster Brief. Von Herr Flögels Einleitung in die Erfindungskunst. S. 232

Hundert und sechs und dreyßigster Brief. Ueber Herr Flögels Erklärung des mathematischen Unendlichen. S. 337

Hundert und sieben und dreyßigster Brief. Ueber eben desselben Erklärung des Wortes Kunst. S. 346.

Hundert und acht und dreyßigster Brief. Ueber die philosophischen und politischen Versuche. S. 361

Hundert und neun und dreyßigster Brief. Ueber den in eben diesem Bändchen befindlichen Auszuge aus Dr. Browns Werke von den Englischen Sitten. S. 374

Hundert und vierzigster Brief. Von der Ode auf ein Geschütz, und der Ode an den Fabius. S. 385

Hundert und ein und vierzigster Brief. Von der neuesten Sammlung deutscher Lieder. S. 390.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

Achter Theil.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 23. Octobr. 1760.

### Hundert und acht und zwanzigster Brief.

Ohne Ihr Urtheil über die moralischen Ketzer des Herrn Withofs abzuwarten, schicke ich Ihnen schon den Pendant dazu, des Herrn J. P. Uz Versuch über die Kunst stets frölich zu seyn. * Der Gegenstand dieser beyden Gedichte ist beynahe einerley, denn sie handeln beyde von der wahren Glückseligkeit. Indem Withof alle Gebäude der menschlichen Weisheit nieder zu reissen sucht, um der Religion Platz zu machen; so begnügt sich Uz zwischen beyden einen Vergleich zu treffen, und die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführt



* Leipzig, bey Johann Gottfried Dyck. 1760.

geführet worden. Sein System ist ein geläuterter und unschuldiger Epicurismus. Das Vergnügen ist ihm das Wesen der Glückseligkeit, und wer also glückselig seyn will, der muß die Summe seines Vergnügens zu vermehren, und die Summe des Misvergnügens oder der schmerzhaften Empfindungen zu vermindern suchen. Jenes kann er nicht ohne Weisheit und Tugend, und dieses nicht, ohne seinen begierden Einhalt zu thun, sie von niedern Schattengütern abzuwenden, und blos auf das wesentliche Gute einzuschränken. Die Beruhigung in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens gewähret der Gedanke, daß ein weiser und gütiger Gott die Welt und unser Schicksal regiere, und alles zum Besten des Ganzen eingerichtet habe. So weit führet die sich selbst gelassene Vernunft; allein durch die Gründe der Weisheit, sagt Herr Uz in dem Inhalte seines vierten poetischen Briefes, durch die Gründe der Weisheit, wenn sie auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt werden, wird der Zustand eines dauerhaften

ten

ten Vergnügens, unter allen Arten von Leiden nicht würklich gemacht. Die Unsterblichkeit der Seele und ein anderes Leben wird von der Vernunft erkannt, aber nur wahrscheinlich und mühsam. Die Offenbarung der Religion setzet sie ausser Zweifel, und erweitert unsere Aussichten. Sie lehret — — — Doch Sie wissen schon, was diese lehret, und sind vielleicht ungeduldig, daß ich mich bey dem Inhalte verweile. Dieser ist an einem Lehrgedichte gemeiniglich das langweiligste, denn er beraubet die Gedanken des Dichters aller ihrer Reitzungen, und zeiget sie in einem philosophischen Lichte, das ihnen nichts weniger als vortheilhaft ist. Ich verlasse also den Weltweisen und komme zu dem Dichter.

Der poetische Vortrag des Herrn Uz ist fliessender und sanfter als Withofs. Man siehet, daß ihm das Mechanische der Poesie besser von der Hand gegangen als diesem. Es fehlet auch seinem Gedichte nicht an schönen Stellen, die poetisches Feuer verrathen. Allein die Stärke und den körnigten

Nachdruck Withofs, werden Sie in diesem Gedichte des Herrn Uz vergebens suchen. Ich sage in diesem Gedichte, denn bey andern Gelegenheiten hat Herr Uz sattsam gezeigt, daß er Dichters genug ist, die abstracten Lehren der Weltweisheit sogar mit dem kühnen Schwunge der Ode zu verbinden. Seine Lehroden, die Glückseligkeit, die Wollust, die Empfindungen an einem Frühlingsmorgen, und vor allen andern seine vortrefliche Theodicee, dieses majestätische Gedicht, in welchem der Dichter auf den Flügeln der Ode,

Mit sonnenrothem Angesichte
Hinauf zur Gottheit fliegt — —
Durch welche Töne wälzt sein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von seinen Lippen! *

Ich gestehe es, diese meisterhafte Gedichte haben mir von der Lehrmuse des Herrn Uz solche Begriffe beygebracht, daß ich mit den schönsten Stellen in seinem Lehrgedichte nicht zu-

* Lyrische und andere Gedichte. S. 157.

zufrieden bin. Ich glaube allenthalben eine Mattigkeit, ein lauliges Wesen, zu finden, daß ich jedermann eher, als dem Sänger der Theodicee verzeihen möchte. — So ists, manchen Werken ist der Ruhm ihres Verfassers nachtheilig. Man würde sie loben, wenn man sich nicht für berechtigt hielte, von ihrem Urheber etwas bessers zu fordern. Mit einem Armen nehmen wir vorlieb, aber wenn uns ein Reicher einladet; so wollen wir auch herrlich bewirthet seyn.

Ich muß Ihrem Einwurfe zuvorkommen. Ich weiß wohl, daß die Lehrode selbst, noch von dem Lehrgedichte sehr unterschieden ist, und daß eine jede Gattung ihren besondern Ton habe, den der Dichter wohl zu unterscheiden hat. Ein odenmäßiges Lehrgedicht würde so ungereimt seyn, als eine dialectische Vorlesung in dem emphatischen Tone einer philippischen Rede. Allein ich schliesse so; wer den Weltweisen auf den hohen Gipfel der Ode mit sich nehmen kann, der sollte mit weit weniger Mühe den Dichter

in die Thäler der Weltweisheit herunter zu locken wissen, und dieses kann man von den Lehrdichter mit Recht fordern, Er muß zwar den kühnen Schwung der Ode und ihre anscheinende Unordnung vermeiden, allein er muß sich für Trockenheit und prosaisches Wesen eben so sorgfältig in Acht nehmen, und bedenken, daß uns Pope, Haller und Young so verwöhnt haben, daß wir nunmehr in keiner Zeile den Dichter ganz vermissen wollen. Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scribent für Beyfall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beyspiele des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trockenen Worten vorzutragen, und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feyerlichkeit, die so wohl mit dem Aufgewekten des Theaters, als mit dem Trockenen der Schule einen seltsamen Contrast macht.

So

So wenig ich indessen mit diesem Gedichte des Herrn Uz zufrieden bin; so spreche ich ihm dennoch nicht alle Schönheiten ab, und gestehe so gar, daß ich es fast durchgehends mit Vergnügen gelesen. Ich habe mir die Lust gemacht, zu einigen Stellen desselben, in erwehnten Lyrischen Gedichten Paralelstellen aufzusuchen, durch deren Vergleichung die Stärke und Schwäche des Dichters am deutlichsten in die Augen fallen. Die Mühe nicht vergebens gehabt zu haben, will ich Ihnen einige davon hersetzen. — S. 8. des Lehrgedichts heißt es:

Kann der unglücklich seyn, der andre glücklich macht?
Latonens weiser Sohn bleibt weis' auch bey der Heerde,
Ist glücklich im Olymp und glücklich auf der Erde;
Der Himmel ist in ihm! Sey Thoren fürchterlich,
O Glück! Des Weisen Herz ist fröhlich ohne Dich.

Diese Zeilen sind ohne Tadel. Nur hören Sie, wie der Odendichter die Gnügsamkeit des Weisen beschreibt. Er redet seinen Freund an:

Sey auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eitern machen!

Es zieh uns aus, was wir von ihm geborgt,
Und werf allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt!
Nakt flieh ich in der Weisheit Arme.

* * *

Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.

Daß die Glückseligkeit nicht in der blos sinnlichen Wollust bestehe, beweiset der Lehrdichter S. 10.

Wie kann ein weiser Mann in sinnliches Ergötzen
Der Menschheit höchstes Gut, den Zweck des Lebens setzen?
Wie elend ist ein Mensch, wie nah dem Thier verwandt,
Der kein Vergnügen kennt, als was der Leib gekannt!

Wie schwach! wie gottschedisch möcht ich fast sagen! Wie männlich, wie poetisch ist hingegen folgende Strophe!

Die

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut;
Von Lieb und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Von Lieb und Wein durch Uebermaaß entweiht!
Nein! Die zugleich Natur und Weisheit preisen;
Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen! *

Die innere Gewissensplage beglückter Lasterhaften, beschreiben folgende Zeilen S. 17.

Kann wahre Freude seyn, bey schändlichem Verbrechen,
Wenn Geisseln innrer Angst verschmähte Tugend rächen,
In unruhvoller Brust, wo späte Reue klagt,
Und unzufriedner Neid an wunden Herzen nagt?
Nie darf des Weisen Herz von solchen Bissen bluten;
Nein! gleich dem guten Gott, ergötzt er sich am Guten.

Und sie sind, am gelindesten davon zu urtheilen, ziemlich matt. Aber,

Die Furien, in deren blutgen Händen,
Stets fürchterlich, die Dornen-Peitsche braust,
Ver-

* Das. S. 67.

Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorwänden
Der Lüste Sclav ermüdtes Gut verschmauft.
Sein Aug entschläft, sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Mutter Bissen.

* * *

Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Quaal bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächtern Freuden streben,
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt. *

Welcher Unterschied! Der Dichter ist gleichsam in seinem Elemente, so oft er der Muse einen höhern Flug erlaubt. — S. 19 heißt es:

Wie thierisch ist ein Mensch, der keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch ein Vieh begehrt!

— — — — — —

Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die ermüden;
Die Seele bleibt stets leer und bleibt stets unzufrieden,
Und fühlt, wie klein sie sey, sie, die unsterblich ist,
Und ihres hohen Rangs und wahren Glücks vergißt.

Von gleichem Inhalte sind folgende Strophen:

Um

* Das. S. 69.

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.

* * *

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Blindheit über Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt? *

Ich habe bisher blos moralische Betrachtungen angeführt: In den metaphysischen Stellen wird Herr Uz der Lehrdichter, von Herrn Uz dem Odendichter, noch weit mehr übertroffen, z. B. von dem Zusammenhange in der Welt, singt der erstere S. 33.

Die Kette, die Gestirn und Erd und blaue Fluthen
Und ihr bevölkernd Heer, das Böse samt dem Guten,
Und Staub und grün Gebüsch und was in Bächen singt,
Was lebt und leblos ist, verbindet und umschlingt.
Gott überfliegt sie ganz. u. s. w.

Der

* Das. S. 144.

Der letztere hingegen.

Es stammt ein Welten-Heer in angewiesnen Grenzen;
Es ist ein lichter Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen
Der Ordnung alles unterthan.
Zur Ordnung ward, was ist, eh etwas war, erlesen;
Sie fordert sanften Weg und stürmisch Ungestüm;
Ihr Band verknüpfet alle Wesen,
Vom Staube bis zu Cherubim. *

Jener S. 36.

Was ist, ist alles recht, doch im Zusammenhange,
Den ich nicht einzusehn vermag, auch nicht verlange.
Der eine Welt gemacht, kennt ihren ganzen Plan
Und aller Theile Zweck: Er ordnet alles an,
Macht gut, was böse war, und lenkt Begebenheiten
Zu seiner Absicht um, auch wenn sie mit ihr streiten.

Der Odendichter;

Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er

* Das. S. 117.

* * *

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint;
Und findet, wann sein Blick, was bös und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen stehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet. *

Der erste fährt in seinem schwachen Tone fort:

Er mischt, wenns heilsam ist, aus weiser Lieb' allein,
Der Wermuth Bitterkeit in unsern Becher ein
Wie leicht verzärtelt sich das Herz in steten Freuden!
Doch stark und sicher wird die Tugend unter Leiden.
Sie strahlt am göttlichsten durch dicke Dunkelheit;
Dann leuchtet sie der Welt, und überlebt die Zeit.

Der letzte aber mit der ihm eigenen Stärke;

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,

* Das. S. 160.

Das

Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

* * *

Ein Blik in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdekt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt. *

Wenn ich das Glück hätte ein Freund des Herrn Uz zu seyn; so möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen, auf welchem er unter den Deutschen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man schwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann.

* Daf. S. 119.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 30. Octobr. 1760.

### Hundert und neun und zwanzigster Brief.

Ich überlese mein voriges Schreiben, und finde, daß ich gegen das Uzische Lehrgedicht zu streng, vielleicht etwas unbillig gewesen. Durch die beständige Vergleichung mit den Oden hat es nothwendig verlieren müssen, und wer das Gedicht nur von dieser Seite kennet, kann es leichtlich in seinen Gedanken tiefer herunter setzen, als es verdienet. Ich muß Ihnen also einige von den Stellen anführen, die Uzens nicht unwürdig sind. Diese sind zwar im ganzen Gedichte nicht selten; der vierte Brief aber bietet mir die mehresten an.

Gleich beym Anfange desselben finde ich eine Beschreibung, die mich desto stärker rühret,

ret, da ich das traurige Urbild davon, leider! vor Augen habe.

Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf, und führt den Krieg hervor.
Die ängstliche Natur bebt vor dem Ungeheuer:
Vor ihm ist Finsterniß, und nach ihm fressend Feuer.
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland;
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nakt wird er ausgejagt: er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmahl stumm zurücke;
Zum schwarzen Himmel raucht aus aufgethürmten Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus.
Der Gattin, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattin Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach;
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie wie sie sprach.

Der Dichter behauptet, daß in so ausserordentlichen Unglücksfällen alle Trostgründe der Vernunft nichts vermögen, wenn sie nicht durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen unterstützt werden. Er fähret fort:

Und

Und nach dem Tod verwest vielleicht in nahen Hölen,
Der tugendhafte Geist, samt lasterhaften Seelen?
Hilft mir die Tugend nichts, warum verehr ich sie?
Leb ihr gemäß, als Mensch, und sterbe gleich dem Vieh?
Wer sich unsterblich fühlt, kann grosse Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen,
Wer ganz zu sterben denkt, lebt schwerlich als ein Held,
Stirbt, wie der feile Sclav, und stirbt nicht für die Welt.
Der stolze Weichling denkt sich sterblich und erzittert;
Und sein Vergnügen wird im vollen Kelch verbittert.
Wie kann er sicher seyn? Auch unter Myrten droht
Der Tod im Hinterhalt, und überall ist Tod.

Allein die Vernunft, meinet Herr Uz, beweiset die Unsterblichkeit nicht, sondern macht sie nur wahrscheinlich. Zudem sind ihre Gründe nicht von jedermann zu erreichen, und der Weise selbst verirrt sich oft in ihren dunkeln Gängen.

Oft scheint ihm zweifelhaft, was ruhigern Gedanken
Gewisse Wahrheit schien; die festen Schlüsse wanken;

Die Ungewißheit stürmt von allen Seiten ein;
Kann wahrer Heldenmuth in seiner Seele seyn?
Verzweiflung reißt ihn fort, indem er sich mit Zittern
An morschen Gründen hält. Wie, wann in Ungewittern
Das steuerlose Schif an Klippen scheiternd läuft,
Ein Mensch mit starrer Hand den nächsten Strauch ergreift.
Hier hängt er halb entseelt; Nach seinem schwachen Leben
Brüllt unter ihm die See, die schwanken Aeste beben;
Die Wurzel reißt sich los, und nun deckt seinen Blick
Des Todes Finsternis; er stürzt ins Meer zurück.

Diese schöne Stelle erinnert mich einer ähnlichen im Meßias, worinn der Zustand einer an ihrer Unsterblichkeit zweifelnden Seele, vortreflich geschildert ist. Die Vergleichung ähnlicher Stellen in verschiedenen Dichtern ist meine angenehmste Beschäftigung.

Wie die Seele trübsinniger Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der Unsterblichen schauert vor ihrer Zernichtung;

Aber

Aber itzt nahet sich ihr der weisern Freundinnen eine,
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheissung,
Kömmt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlassene
Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los. u. s. w.

Uz erläutert die Gemüthsbeschaffenheit des Zweifelnden durch eine Begebenheit aus der gemeinen Natur, und Klopstock wagt es so gar, diese innere Gemüthsbeschaffenheit selbst zum Gleichnisse anzuführen. Dieser Dichter hat eine ihn besonders eigene Manier in Gleichnissen, daß er mehrentheils Erscheinungen aus der Geisterwelt dazu wählet. Man muß der Stärke seines Pinsels gewiß seyn, wenn man diese Abweichung von der gemeinen Weise wagen will. Man muß so glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfindungen zu schildern wissen, die innerlich desto würksamer sind, je weniger sie sich durch äussere Kennzeichen zu erkennen geben. — Ich komme zu dem Herrn Uz zurück.

Vom Socrates sagt er mit den Cicero, daß alle seine Beweise nicht hinlänglich wären, die Unsterblichkeit ausser Zweifel zu setzen. Man sehe nur so viel, er sey selbst überführt gewesen, und habe gewünscht, auch andere überführen zu können. Doch auch den ersten muthmaßlichen Gedanken eines zukünftigen Lebens, spricht der Dichter der Vernunft ab, wenn sie nicht von der Offenbarung unterstützt wird.

Wie konnt ein Sterblicher Unsterblichkeit vermuthen,
Der alles rings umher, die Bösen und die Guten,
Gleich Thieren, sterben sah? Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Mit gleichem Rechte könnte man behaupten, die Vernunft habe, ohne die Offenbarung, nie vermuthen können, daß es Gegenfüsser gebe, oder daß die Sonne im Mittelpunkt ruhe, und die Erde sich um dieselbe bewege, denn

Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Am

Am Ende beschreibt der Dichter den Charakter eines Weisen, den Vernunft und Religion unterrichtet, wo unter andern folgende schöne Zeilen vorkommen:

Sein Leiden, weil es ihm ein Gott voll weiser Huld,
Ihn zu verbessern, schickt, erträgt er mit Geduld,
Er ist kein blinder Sclav der sinnlichen Begierde,
Genießt, mit edlem Stolz auf seiner wahren Würde,
Die niedern Freuden hier nur flüchtig, als im Lauf,
Und opfert, ohne Gram, sie höhern Gütern auf.
Ihn lockt kein Blumenweg, beym Laster zu verweilen,
Ihn reizt kein falscher Glanz, der Thorheit nachzueilen.
Er geht auf seinem Zweck mit unverwandtem Blick;
Nicht für die Zeit bestimmt, verachtet er ihr Glück. u. s. w.

Auch des Schreibens über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes das Herr Uz seinem Gedichte angehängt, habe ich in meinem vorigen Briefe zu erwehnen vergessen. Herr Dusch, der die Geissel der Critik so oft empfunden, wollte sie endlich auch einmal andere empfinden lassen. Er that seinen ersten Anfall auf den Herrn Uz,

den er nach seiner untrüglichen Kunst zu errathen, für einen Freund seiner Tadler, der Verf. der Bibl. der schönen Wissenschaften, hielt. Und zwar übte er seine Rache an dem Siege des Liebesgottes aus, weil die Verf. der Bibliothek sich hatten verlauten lassen, sie hielten dieses Gedicht für mehr Original, als seinen Schoßhund. Daher ist auch, wie Herr Uz bemerkt, in der That seine ganze Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes eine beständige Parodie der Beurtheilung des Schooßhundes. Da sich die Verf. der Bibl. nunmehr zu erkennen gegeben, so wird Herr Dusch wohl selbst einsehen, daß er die Ohrfeige einem Unrechten wiedergegeben hat. Indessen erwiedert Herr Uz seinem grimmigen Angriffe mit vieler Gelassenheit. Der Ton verräth einen Mann, der seinem Ruhm unbeschadet, einen Sieg des Liebesgottes dem Muthwillen seiner Tadler aufopfern würde, wenn sie nur mit Geschmack zu tadeln wüßten.

D.

Hundert

## Hundert und dreyßigster Brief.

Ich dächte, wir hätten Sie lange genug amusirt, und es wäre nun bald Zeit, Sie wieder einmal zu beschäftigen. — Die philosophischen Schriften des Herrn Prof. Reimarus, und besonders seine vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion können Ihnen nicht unbekannt seyn, denn sie sind durchgehendes mit dem verdienten Beyfalle aufgenommen worden. Ohne sich von der Methode fesseln zu lassen, denkt er bündig und zusammenhängend, und weiß sich faßlich auszudrücken, ohne ins Spielende zu verfallen. Da er, um gemeinnützig zu werden, die dornigten Wege der mathematischen Methode vermeiden mußte; so hat er sehr vorsichtig die subtilen Speculationen, die ohne Hülfe einer strengern Lehrart nicht erörtert werden können, unberührt gelassen, und sich bloß auf die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion eingeschränkt, zu denen der Weg billig jedem Liebhaber der Wahrheit offen stehen sollte.

Sie werden ſich einer Stelle in dieſer Schrift zu erinnern wiſſen, wo der Verfaſſer die beſondern Abſichten Gottes im Thierreiche aus einigen Arten der thieriſchen Kunſttriebe zu zeigen ſucht, und da ihm die Materie zu weitläufig wird, ihr künftig eine ausführlichere Abhandlung zu widmen, verſpricht. Dieſer Weg, die göttlichen Abſichten aus der Einrichtung der thieriſchen Natur zu erkennen, iſt zwar nicht neu, und von den älteſten Philoſophen bis auf unſere Zeit, hat ſich jeder Verfechter der Gottheit deſſelben mit Nutzen zu bedienen gewußt. Man erwartete aber dem ohngeachtet die Betrachtungen des Herrn R. mit Ungeduld, denn man verſprach ſich von denſelben, neben der Erforſchung der Abſichten, auch ein mehreres Licht, die würkenden Urſachen der thieriſchen Kunſttriebe verſtändlich zu erklären, und Sie wiſſen, wie leer es von dieſer Seite in unſern beſten philoſophiſchen Lehrbüchern noch ausſiehet. Unſere Weltweiſen beſtimmen die Schranken der thieriſchen Seelen a priori, und zeigen welche Erkenntnisvermögen ſie haben, oder nicht haben, und

und wie weit sich ihre Einsichten erstrecken, aber niemand hat noch gesucht das Wunderbare, welches die Naturforscher an den Trieben der Thiere beobachten, durch diese allgemeine Gründe begreiflich zu machen. Wolf, dieser grosse Beobachter der Seele, hat zuerst gezeigt, wie man über einen Geist Beobachtungen anstellen, und den Grund dessen, so man durch die Erfahrung herausgebracht, in dem Wesen desselben suchen müsse. Allein er schränkt seine Erfahrungen blos auf den Menschen ein, und gedenkt in seiner Psychol. empyr. der Seelen der Thiere mit keiner Sylbe. Möchten doch unsere jetzige Weltweisen, statt das Gesagte bis zum Eckel zu wiederholen, lieber dergleichen Lücken auszufüllen suchen, die ihnen ihre Vorgänger öfters treuherzig genug angezeigt haben! —

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere, * die ich

* Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, u. s. w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bey Johann Carl Bohn. 1760.

ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verfasser nimmt das Wort Trieb in der weitläufigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift, daher er bey den Thieren dreyerlei Triebe annimt. Mechanische Triebe, die dem Körper, als eine Maschine zukommen; Vorstellungstriebe, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewust zu seyn, und endlich willkührliche Triebe, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung nnd Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust drohet, zu entfernen. — Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem, denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verf. an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe wäre vielleicht der Sache angemessener. — Nach einer

einer kurzen Betrachtung der mechanischen Triebe kömmt Hr. R. zu den Vorstellungstrieben. Dieses ist eines der merkwürdigsten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der Verf. setzet sehr deutlich auseinander, was das Vernunftähnliche, oder die Erwartung ähnlicher Fälle sey, welche nach Leibnitzens Meinung, bey den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, und sie zu solchen Handlungen veranlasset, die uns eine Folge der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er zeiget unter andern, daß sich die Thiere zwar das Vergangene, vermöge ihrer Einbildungskraft vorstellen, daß sie aber keinesweges solches von den Gegenwärtigen unterscheiden, sondern sehr undeutlich mit demselben vermengen. Er folgert hieraus, daß die Thiere weder eigentlicher Begriffe, noch Urtheile, und weit weniger förmlicher Schlüsse fähig sind, und beweiset, daß die Folge ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in förmliche Schlüsse auflösen lassen, in der That aber einzig und allein aus den Gesetzen der Empfindung und der Einbildungskraft

kraft erklärt werden müssen; welches er durch die Beyspiele selbst erläutert, aus welchen andere Weltweisen den Thieren den Gebrauch der Vernunft haben zu erkennen wollen. Man findet das Vornehmste hievon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Metaphisik, allein die Ausführung des Herrn Verf. verdienet nichts destoweniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins muß ich erinnern; Herr R. scheinet den Thieren das Gedächtnis, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen, schlechterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern neuern Weltweisen memoriam sensitivam und intellectualem: Ein sinnliches Gedächtniß scheinet den Thieren allerdings zuzukommen, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlicherweise auch bey ihnen von dem Eindrucke des vergangenen sinnlich unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu dem von ihm genannten willkührlichen Trieben, und theilet sie erstlich in natürliche und abgeartete Triebe. Jene sind solche, die den Thieren

ren in ihrer vollen Freyheit stets auf einerley Weise zukommen, diese aber weichen, entweder durch die blosse Erziehung und Wartung, oder durch Zwang und Abrichtung von ihrer natürlichen Art zu handeln ab. — Unter den natürlichen Trieben bemerkt er zuförderst den allgemeinen Grundtrieb, der allen Thieren, und selbst den Menschen, ohne den Gebrauch der Vernunft, natürlich zukömt, nehmlich die Bemühung für jedes eigene und seines Geschlechts Erhaltung. Die besondern Triebe, die in diesem allgemeinen wenigstens einen entfernten Grund zu haben scheinen, theilet er abermals, nach Veranlassung dessen, so wir bey uns selbst warnehmen, in Kunst und Affectentriebe; indem wir Menschen, theils durch Affecten zu gewissen Handlungen angetrieben werden, theils auch von unsern Bedürfnissen angehalten werden, durch die Uebung in gewissen regelmäßigen Handlungen eine Fertigkeit zu erwerben, die wir Kunst nennen. Was nun bey uns durch die Uebung geschehen muß, das scheinet den Thieren angeboren

ren zu seyn. Der Verf. zeiget sehr gründlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart, mit ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart übereinstimmen. Hierauf theilet er die Kunsttriebe der Thiere in zehn besondere Classen, und diese in vielen Unterarten ein, und ziehet allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus, die ein Weltweiser aus der Natur der Thierarten zu erklären hat, wenn er von der Beschaffenheit der Kunsttriebe Rechenschaft geben will.

Der Beschluß künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 6. Novembr. 1760.

### Beschluß des Hundert und dreyßigsten Briefes.

Die Reduction verschiedener Erscheinungen auf ihre allgemeine Eigenschaften, ist der erste Schritt zur Entdeckung ihrer wahren Ursache. Man verringert durch diesen Kunstgrif nicht nur die Anzahl der zu erklährenden Wirkungen, sondern trennet auch die wesentlichen Umstände derselben von dem Fremden und Zufälligen, mit welchem sie in einzelnen Fällen untermengt sind, und vereiniget alle Forderungen, denen die Hypotheſe Genüge zu leisten hat, unter einem einzigen Gesichtspunkt. Die Gegeneinanderhaltung der angenommenen Hypotheſe mit den allgemeinen Eigenschaften der vorhandenen Naturbegebenheiten, zeiget alsdenn gar

bald, ob man auf dem Wege zur Wahrheit sey, oder nicht.

Herr Reimarus weis sich dieses Kunstgriffes mit Nutzen zu bedienen. Nachdem er die Eigenschaften der Kunsttriebe festgesetzt, vergleicht er mit denselben die Hypotheſen der alten sowohl, als neuern Weltweisen, dadurch sie die Natur dieser wunderbaren Erscheinungen zu erklären gesucht haben, und findet, daß keine derselben die Schwierigkeiten aus dem Grunde hebe. Einige haben den Thieren Vernunft und überlegte Absichten zugeschrieben, und ihre Kunsttriebe für erworbene Geschicklichkeiten gehalten, haben aber nicht bedacht, 1) daß sie dadurch die Thiere ohne Grund weit über die Menschen setzen, indem der Mensch ohne den Gebrauch der Sprache, oder anderer willkührlichen Zeichen sich seiner Vernunft wenig zu bedienen weis, und selbst durch Hülfe dieser beyden Vortheile, es in keiner Kunst ohne anhaltende Uebung zur Fertigkeit, und ohne vielfältiges Verbessern zur Vollkommenheit bringt. Die Thiere aber

ver-

verfertigen, ohne den Gebrauch der Sprache und ohne die geringste Uebung, in ihrer Kunst gleich das erste mal unverbesserliche Meisterstücke. 2) Daß viele Thiere ihre Arbeit verrichten, bevor sie noch den geringsten Begrif von dem Nutzen dieser Arbeit haben können, und endlich 3) daß sie in denen Stücken, die zu ihrer Lebensart nicht unmittelbar gehören, die größte Dummheit und Ungelehrigkeit verrathen. — Andere haben alles für ein mechanisches Spiel gehalten. Diesen aber widerspricht 1) die Analogie der thierischen mit den menschlichen Handlungen. 2) Die Bemerkung, daß die Thiere öfters in der Wahl der Mittel eine ungezwungene Willkühr blicken lassen, und daß sie 3) ihre Werke unermüdet ausbessern, so oft ihnen etwas daran verdorben worden. — Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen können auch ihre einzigen Lehrmeister nicht seyn, denn diese beziehen sich auf keine Gegenstände, von welchen das Thier keinen Begrif hat, und führen auch ohne vernünftiges Nachdenken nicht auf die

geschickteste Mittel, dadurch die begehrte Absicht erhalten werden kann. — Viele haben aus Mangel deutlicher Begriffe zu nichts bedeutenden Wörtern ihre Zuflucht genommen. Sie reden von einer zeugenden und bildenden Natur, von fatalen, magischen und sympathetischen Kräften, von einem Principio hylarchico, u. s. w. Geheimnisvolle Töne! deren Zauberey zu unserer Zeit ihre Kraft verloren zu haben scheinet.

Unter den Hypothesen der Neuern, von den Trieben der Thiere, die Herr R. anführt, und bestreitet, hätten Sie die Systeme des Malebranche und Leibnitz von der Verbindung des Leibes und der Seele, wohl nimmermehr gesucht. Sollte sichs jemand haben in den Sinn kommen lassen, aus diesen die Beschaffenheit der thierischen Triebe zu erklären? — Unmöglich! diese Lehrbegriffe sollen blos die Art und Weise anzeigen, wie die Bewegungen des Leibes und die Vorstellungen der Seele wechselsweise auf einander erfolgen, und mit einander

der übereinstimmen. Daß sie aber wechselsweise auf einander erfolgen, und daß sie mit einander harmoniren, ist vermöge der Erfahrung gewiß und unumstößlich, man mag den Grund davon setzen, worinn man will. Nun hat derjenige, der von den Trieben der Thiere Rechenschaft geben will, blos zu zeigen, wie sie in der Gemeinschaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen, gegründet sind. Was kann aber zur Erörterung dieser Frage, die fernere Untersuchung beytragen, was es mit dieser Gemeinschaft der Seele und des Leibes für eine Beschaffenheit habe, und wie sie verständlich erklärt werden mag? — Ich glaube also, Herr R. habe hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die ihm, was das schlimmste ist, nicht sonderlich gelungen zu seyn scheinet, denn wo ich nicht irre, so hat er die Meynungen, die er widerlegen will, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen. — Doch lassen Sie mich von einer Materie abbrechen, die der Verf. selbst nur zum Ueberflusse berührt hat! Genug, daß

er diejenige Lehrmeynungen glücklich bestritten, welche die Erklärung der thierischen Triebe wirklich zur Absicht haben!

Zwar läßt sich Herr K. hieran nicht begnügen. Er will die Lehrgebäude seiner Vorgänger nicht umsonst niedergerissen haben, und bemühet sich auf ihren Ruinen ein dauerhafteres Werk aufzuführen. Dieses ist allezeit der mislichste Schritt für einen Weltweisen, der anderer Meynung bestreitet, denn er ziehet dadurch den Krieg gleichsam auf seinen eigenen Grund und Boden, wo seine beleidigten Gegner ihn zu erwarten scheinen... — Indessen ist keine Hypothese überhaupt sogleich zu verwerfen, weil noch Einwürfe dawider gemacht werden können; denn wenn sie gleich der Weg zur Wahrheit nicht selbst ist, so kann sie doch auf denselben hinweisen. Insbesondere aber scheinen die Gedanken des Herrn K. der Wahrheit sehr nahe zu kommen, ob sie gleich nicht hinlänglich seyn dürften, der Sache völlig Genüge zu thun.

Er

Er glaubet den natürlichen Grund von den Trieben der Thiere in nichts als in folgenden vier Stücken, nämlich 1) in ihrem Mechanismus, oder 2) in ihren äusserlichen Sinnen, und sinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer innern Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen diesen vier Stücken zusammen genommen, suchen zu können. Der mechanische Bau der thierischen Körper kömmt ihren Kunstfertigkeiten vortreflich zu Statten, denn alle nöthige Kunstwerkzeuge sind ihnen angewachsen, und ein jedes derselben ist von Natur zu seinen gewissen Verrichtungen eingerichtet und bestimmt, da wir Menschen nur ein einziges allgemeines Werkzeug, die Hände, am Leibe, tragen, welche die Bestimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerley Bewegung von Natur gleich geschickt sind. Zu dem haben die Glieder und Werkzeuge der Bewegung bey den Thieren eine Stärke und Gelenkigkeit, die wir Menschen nicht vom Anfange besitzen, sondern durch Fleiß

und anhaltende Uebung zu erwerben suchen müssen.

Ihre äussere Sinne sind schärfer, sicherer und feiner, als die Sinne des Menschen, daher denn auch ihre sinnliche Einbildungskraft vollkommener ist. Der Verf. suchet durch viele Beobachtungen wahrscheinlich zu machen, daß man den sogenannten unvollkommenen Thieren öfters Sinne absprecht, die ihnen in der That zukommen, und daß bey vielen derselben der Abgang eines Sinnes, entweder durch einen neuen Sinn, davon wir uns keinen deutlichen Begrif machen können, oder durch die Schärfe der übrigen Sinne hinlänglich ersetzt werde.

Das dritte war die innere Empfindung. Der Verf. verstehet dadurch alle Empfindungen der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äusserlichen Eindruck in die Sinne entstehen. Wir Menschen haben zwar auch ein inneres Gefühl von dem Zustande unseres Körpers, allein es ist so dunkel, daß wir ohne den Gebrauch der äussern Sinne nicht merken, was für Theile

wir

wir am Leibe haben, wie sie beschaffen, und wozu sie geschickt sind; den Thieren aber schreibet der Verf. ein weit bestimmteres, und sicheres Gefühl von ihrer innern Beschaffenheit zu. Man kann ihm dieses einräumen. Urtheilen Sie aber, ob er nicht offenbar zu weit gehet, wenn er aus diesem innern Gefühl erklären will, daß die Thiere sich öfters bemühen Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen, die ihnen noch nicht gewachsen sind? Wenn er sogar die Liebe und Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen dahin rechnen will? Ists nicht besser, seine Unwissenheit gestehen, als einen blinden innern Gefühl, das kaum das Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht in das Zukünftige zuschreiben? Ein inneres Gefühl setzet zwar keinen äusserlichen Eindruck, aber doch eine innere Bewegung in den Nerven voraus. Was hat aber die jetzige Beschaffenheit der Nerven mit der Nothdurft der künftigen Brut gemein? oder wie kann das Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künftig wachsen werden? — „Ein Zugvogel,

„ſagt der Verf. ferner, fühlt in ſich, wenn „ſeine Zeit ſey die Gegend zu verändern, und „ſpühret einen Zug nach einer gewiſſen „Gegend.“ Heißt dieſes mehr, als mit Worten ſpielen? Was verſtehet man unter einen innerlichen Zug nach einer gewiſſen Gegend? Ich geſtehe es, daß ich bey dieſen Worten ſo wenig denke, als bey den Principio hylarchico der Paracelſiten.

So vieles ſich indeſſen Herr R. aus dieſer innerlichen Empfindung zu erklären getrauet; ſo geſtehet er doch, daß das Vornehmſte in den Kunſttrieben der Thiere, nehmlich die regelmäßige Werke der Bienen, Ameiſen, Weſpen u. ſ. w.; ſich weder aus dem Mechanismus, noch aus einer damit verknüpften äuſſerlichen und innern Empfindung auflöſen laſſe. Zum Behuf dieſer Erſcheinungen nimmt er ſeine Zuflucht zu den oben erwehnten vierten Stücke, nehmlich zu einer eingepflanzten blinden Neigung. Da dieſes die wichtigſte Schlinge in den Knoten iſt, der hier aufgelöſt werden ſoll, ſo iſt es der Mühe werth, den Verf. bey

dieſer

dieſer Gelegenheit Schritt vor Schritt zu folgen.

Durch dieſe blinde Neigung verſtehet er eine genaue Beſtimmung der Kräfte auf einen gewiſſen Endzweck. Er zeiget nehmlich, daß die Leibes- und Seelenkräfte des Menſchen in vielen Stücken unbeſtimmt, und ſeinem erworbenen Begriffen und Fertigkeiten, ſeinem Wiſſen und Willen unterworfen ſind. In ſo weit nun die Schranken ſeiner Kräfte von Natur nicht beſtimmt und feſt geſetzt ſind, iſt der Menſch zwar einer gröſſern Vollkommenheit fähig, indem ihm ein freyes Feld gelaſſen worden, ſeine Fähigkeiten auf eine beliebige Weiſe zu erweitern; allein eben deswegen kann er dieſes ohne Anſtrengen, Fleiß und anhaltende Uebung nicht bewerkſtelligen. Mit den Thieren, meinet er, habe es eine entgegengeſetzte Beſchaffenheit. Ihre Leibes- und Seelenkräfte wären von Natur auf was gewiſſes und beſonders determinirt, ſo, daß eines jeden natürliches Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirkſamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichſam angewieſen

wiesen ist, welche die Bedürfnisse seiner Lebensart erfordern. Diese bestimmte Naturkräfte, setzt er hinzu, geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheiten, aber in diesen Schranken liegt eine natürliche unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche den Zweck ihrer Lebensart desto unfehlbarer Genüge thut.

Lassen sie uns hier ein wenig stille stehen! Die Seelenkräfte der Thiere, sagt Herr R. wären von Natur auf etwas gewisses und besonders bestimmt. Sollen diese Worte etwas mehr als leere Töne seyn; so muß der Verfasser annehmen, es liesse sich aus der Natur der thierischen Seele begreiflich machen, es sey in derselben gegründet, daß die Kräfte vielmehr auf dieses Gewisse, als auf sonst etwas bestimmt sind. Und zwar muß der Grund hiervon nicht so wohl in der ursprünglichen Kraft der Seele, als ihren Abänderungen und Modificationen zu suchen seyn. Nun richten sich die Modificationen der thierischen Seele wahrscheinlicher weise, so gut als der unsrigen, nach dem Stande ihres

res Körpers; also werden diese genauere Bestimmung der thierischen Seelenkräfte in dem Zustande ihres Körpers und dessen sinnlichen Organen gegründet seyn; das heißt, in dem Mechanismus des Leibes, in den äussern Sinnen, oder in der innern Empfindung. Oder soll ich mir die vierte Ursache, die Herr R. hinzuthut, die genauere Determination der Kräfte, als so was vorstellen, von dem sich kein fernerer Grund angeben läßt? — Dieß kann kein Weltweiser verlangen. Mithin müssen wir nothwendig zu den ersten dreyen Ursachen zurück kommen, um uns die vierte als möglich vorzustellen.

Da aber Herr R. nirgend zeigt, wie sich seine Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses, aus der Natur des Thieres erklären läßt, und vielmehr diese Bestimmung deswegen als einen vierten Grund anführet, weil er sich nicht getrauet, sie aus den drey vorhergehenden Stücken herzuleiten; wie will er durch dieselbe die Beschaffenheit der Triebe begreiflich machen? Und wenn er auch

noch

noch so unumstößlich zeigt, daß eine solche Bestimmung vorhanden ist; so hat er bloß das Factum angezeigt, ohne bis zu der Ursach hinauf zu steigen. Wir wissen was geschiehet, wenn die Thiere Kunstwerke verfertigen, aber wir wissen nicht, warum?

Denn, daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bey Verfertigung der Kunstwerke auf etwas Bestimmtes gerichtet sind, wird niemand in Zweiffel ziehen. Die Frage aber ist; wodurch sind diese Kräfte so, und nicht anders gerichtet? Herr R. antwortet; durch ihre eigene Natur. Dieser Antwort zufolge müßten wir den Grund von dieser bestimmten Richtung in der Natur des Thieres, das heißt, in dem mechanischen Bau seines Körpers, und in seinen innern und äusserlichen Empfindungen suchen. Nun gestehet Herr R. er habe in keinem von diesen den verlangten Grund ausfündig machen können; Also sind wir immer noch an der vorigen Stelle, wir wissen die Begebenheit, und forschen nach der Ursache.

Doch

Doch Herr K. will bey den Menſchen ſelbſt eben ſolche determinirte Naturkräfte wahrgenommen haben, als er zur Erklärung der thieriſchen Triebe annimt, und er giebt unſerer Unachtſamkeit die Schuld, daß wir ſie nicht bemerken. Wenn dieſes wäre, ſo wüßten wir zwar deswegen von der Beſchaffenheit der Triebe nicht ein Haar mehr; allein die Schwierigkeit wäre uns etwas näher gelegt. Wir gehen uns näher an, und ſind uns auch beſſer zur Hand, als die Thiere, um durch die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, hinter die wahre Urſache kommen zu können. Der Zuſchauer muß die Einrichtung der Maſchienen aus ihren Veränderungen errathen, aber wer hinter der Scene ſtehet, kann das Triebwerk mit Augen ſehen. — Ich geſtehe es, daß ich Anfangs geſtutzt, als ich den Herrn Verf. durch eine Menge von Beyſpielen beweiſen ſahe, daß wir das an uns ſelbſt haben, worüber wir uns bey den Thieren ſo verwundern. Dem erſten Anblicke nach dünkten mich einige von dieſen Beyſpielen den Kunſttrieben der Thiere in der That ſehr ähnlich zu ſeyn; allein

lein ich betrachtete sie genauer, und alle Aehnlichkeit schien mir zu verschwinden. — Ich verspare mir diese Anmerkungen, mit Ihrer Erlaubnis, auf mein nächstes Schreiben, denn ich vermuthe, sie werden etwas weitläuftig gerathen. Können Sie doch die Stelle, die bey dem Herrn R. einige Seiten einnimmt, unterdessen nachlesen.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVII. Den 13. Novembr. 1760.

### Hundert und ein und dreyßigster Brief.

Wenn Herr Reimarus bey den Menschen selbst die bestimmte Richtung der Kräfte auf etwas Gewisses beweisen will, die er zum Behuf seiner Erklärung der Triebe annimmt; so muß er zeigen, daß wir eben solche Handlungen verrichten, wie die regelmäßigen Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. ohne daß sich solche aus irgend einer andern Ursache verständlicher erklären lassen. Es müssen Handlungen seyn, welche wir weder durch einen beliebigen Vorsatz, noch durch Gewohnheit und Uebung, weder durch das Anrathen der Vernunft, noch durch den Reitz der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, so wenig vermöge des Me-

chanismus unseres Leibes, als auf Veranlassung einer äussern oder innern Empfindung, anfangen und vollbringen können, wo nicht ausser diesem noch eine gewisse angebohrne Richtung der Kräfte auf etwas bestimmtes hinzukömmt, die wir zwar nicht verstehen, deren Mitwürkung aber nichts destoweniger unumgänglich erfordert wird. Denn so was hinzukommendes muß in der That seine bestimmte Richtung der Kräfte seyn, durch welche er die regelmäßige Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. erklären will, nachdem er auf alle übrigen Erklärungsmittel ausdrücklich Verzicht gethan.

Lassen Sie uns sehen, ob die Beyspiele, die Herr R. anführet, wirklich diese Beschaffenheit haben! Ich werde sie in der Ordnung durchgehen, in welcher er sie vorträgt. „Was „unsere körperliche Fertigkeiten betrift, spricht „er (§. 138.), so könnte ich mich zuvörderst „auf das Schreyen und Winseln der Kinder „berufen, welches ja keine gänzlich mechani„sche, sondern eine willkührliche Handlung „ist. — — Dieses ist der Kinder ihre erste

„natür-

„natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie „selbst den wissentlichen Vorsatz haben, daß „dadurch ein zum Mitleid reizender Laut solle „ausgedruckt werden.„ Was hier von dem Schreyen und Winseln insbesondere gesagt wird, drückt der Verf. in der Folge allgemeiner aus: „Zarte Kinder wissen von Natur ihre Gemüthsbeschaffenheit und Leidenschaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz „und Furcht, in ihren Minen gleichsam zu „mahlen und abzubilden; ja sie unterscheiden „eben diese Minen auch an andern; indem „sie anfangen zu weinen und furchtsam zu „werden, wenn man ihnen allerley saure und „widrige Gesichter macht u. s. w.„ Ich weis nicht, was Herr K. hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre; so gilt der Einwurf der Epikurer vollkommen, so einfältig er auch in den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen gedenken. Die Kinder weinen Anfangs nicht, um Mitleid zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Tönen begleitet zu werden pflegt.

Ueberhaupt werden, vermöge der nicht zu läugnenden Gemeinschaft der Seele und des Leibes, alle heftige Begierden und Verabscheuungen der Seele, von heftigen Bewegungen der flüßigen, und vermöge dieser, auch der festen Theile des Leibes begleitet. Wenn nun diese Bewegung so stark werden, daß sie in den äussern Theile merkliche Veränderungen hervorbringen; so können wir diese Veränderungen als Zeichen der Gemüthsbeschaffenheit ansehen, in so weit wir durch eigene Erfahrung unterrichtet sind, welche innere Gemüthsbewegung einer jeden sichtbaren äussern Veränderung zusagt. Ist aber diese Erfahrung einmal gegründet; so kann man auch mit der Hervorbringung solcher Gebehrden die Absicht verbinden, andern unsere innere Leidenschaften zu erkennen zu geben, und wenn man diese Uebung wiederholt; so kann man es darinn zur Fertigkeit bringen. Man hat also das Angebohrne von dem Erlernten wohl zu unterscheiden. Die Fertigkeit beym Gefühl der Schmerzen zu weinen, ist uns angebohren, und sie gründet sich auf die

Gemein-

Gemeinschaft der Seelen und des Leibes; aber die Fertigkeit durch das Weinen Mitleiden zu erregen, oder beym Anblick eines Weinenden Mitleiden zu empfinden, setzt eine wiederholte Erfahrung zum Voraus, daß dieses innere Gefühl von dieser äussern Bewegung begleitet zu werden pflegt. Eben derselbe Unterschied gilt auch von allen übrigen Gemüthsbewegungen, und ich finde in allen diesen Exempeln keine angebohrne Richtung oder Bestimmung auf etwas Gewisses. Will aber Herr K. blos zeigen, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben in unserm Körper, nach Veranlassung der Veränderungen in der Seele, gewisse Bewegungen hervor zu bringen; so wird ihm dieses zwar jedermann zugeben; allein was thut dieses zu seiner Hypothese?

Daß die Kinder, so bald sie zur Welt kommen, die Augen öfnen, wenn ein schwaches Licht ihnen durch die geschlossenen Augenlieder schimmert, ist zwar eine richtige Erfahrung; wer siehet aber nicht, daß hier die Kraft die Augen zu öfnen, ihre Bestimmung

und Richtung nicht von selbst hat, sondern erst durch den Reitz des äusserlichen Eindrucks erhält? — Zum Aufziehen der Augenlieder gehören freylich mancherley Bewegungen der Muskeln, aber keine angebohrne Richtung.

Mit dem Saugen der Kinder hat es eine gleiche Bewandnis, es gehören unstreitig vielfältige Bewegungen dazu, und es muß den Kindern ein Vermögen solche zu verrichten, angebohren seyn. Dieses Vermögen aber würde niemals zur Ausübung kommen, wenn die Seele nicht durch den Reitz einer angenehmen Empfindung in Bewegung gebracht würde. Die Bestimmung und Richtung der Kräfte hat also hier ihren Grund in den Empfindungen. Daß es aber den Säuglingen leichter wird, die zum Saugen nöthige Bewegungen zu verrichten, als den Erwachsenen, ist ein Beweis von des Herrn V. ersten Satze, nehmlich, daß der Mechanismus des thierischen Leibes öfters gewisse Bewegungen leichter, und die dazu nöthigen Gliedmassen gelenkiger mache, denn vermuthlich ist es nichts anders, als der wundervolle Mechanis-

chanismus des Leibes, der den Bedürfnissen des Säuglings zuvorkömmt, und ihm eine Handlung erleichtert, die zu seiner Erhaltung so nöthig ist. Herr R. hätte also diese Erfahrung zur Bestätigung seines ersten Satzes anführen können; Wie will er aber seinen vierten Satz daraus folgern, daß nehmlich manche Kräfte ihre angewiesene Richtung und Bestimmung an und für sich selbst mit sich führen? Findet sich hier die geringste Gleichheit mit den Kunstbewegungen, die die Thiere, ohne den Antrieb einer angenehmen, oder unangenehmen Empfindung, und ohne den Nutzen ihrer Arbeit einzusehen, verrichten? Diese Kunsttriebe zu erklären, hat der Herr V. für nöthig gefunden ein viertes Principium, eine gewisse angebohrne Richtung der Kräfte anzunehmen, und siehe! seine Exempel von den Fertigkeiten der Menschen beweisen höchstens einen von den zugegebenen Sätzen, die ihm zur Erklärung der Triebe nicht hinreichend geschienen.

Doch weiter! „Unser Sehen, sagt Herr R. „hat nach der Vorstellung der Seele unglaub-

„lich viel kunstmäßiges in sich. Denn ausser „daß wir die Axen beyder Augen auf einen „Punkt richten, so stellen wir auch das Ge„mälde der Körper, welches in unsern Augen „ist, vor uns und ausser uns. Wir machen „es nach dem Maasse des einfallenden Win„kels, in der Vorstellung groß; und wegen „der Aehnlichkeit beyder Bilder in beyden Au„gen, nicht gedoppelt, sondern einfach; Wir „kehren es zugleich um, das unterste zu oberst, „indem wir die Berührung von jedem Licht„stral auf seinen Ursprung, und also, was „sich unten im Auge mahlt, nach oben hin „rechnen. Wenn uns diese Fertigkeit nicht „angebohren wäre, so würden wir sie, wegen „der Vielheit der nach den Regeln des Lichts „sich richtenden Handlungen, vermuthlich „durch keine Ueberlegung und Uebung erwer„ben können.„ — Ich finde hier verschiedenes anzumerken. 1) Wenn diese Instanzen auch eine angebohrne Fertigkeit erwiesen; so ist daraus noch keines Weges auf eine unerworbene und eingepflanzte Richtung zu schliessen. Eine angebohrne Fertigkeit, ist ein Vermögen

mögen gewisse Handlungen, ohne vorhergehende Uebung, so leicht und geschwinde zu verrichten, daß wir uns nicht alles dessen bewust sind, was dabey vorgehet; Eine eingepflanzte Richtung auf etwas Gewisses aber, ist ein Ding, das sich wohl nicht so leicht erklären läßt. 2) Es läßt sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit die Augenayen zu richten, und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angebohren sey, die Erfahrung von Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelanget sind, scheinet das Gegentheil darzuthun. Wenn diese nicht erst eine Zeitlang das Gefühl mit dem Gesicht vergleichen, und durch eine lange Gewohnheit, die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie aus Mangel gehöriger Richtung alles undeutlich, und es scheinet ihnen auch auf den Augen zu liegen. Vielleicht können wir uns itzt nicht mehr besinnen, wie viel Versuche uns in der Kindheit mislungen, und was für Mühe es gekostet, ehe wir uns diese Fertigkeiten angeschaft, und glauben, wir hätten sie erb- und

eigenthümlich von der Hand der Natur erhalten. 3) Daß wir die Gegenstände weder gedoppelt noch umgekehrt sehen, schreibet Herr K. einer angebohrnen Fertigkeit zu, und also muß er glauben, die Seele würde sich ohne diese Fertigkeit, die Gegenstände in der That gedoppelt, und umgekehrt vorstellen. Ist aber diese Hypothese schon so ausgemacht, daß sie Herr K. ohne Beweis annimmt? Es ist wahr, sie hat das Ansehn vieler berühmten Schriftsteller für sich; allein es fehlet gleichwohl an Weltweisen nicht, welche diese bekannte Paradoxa unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten gesucht haben, ohne weder zu einer angebohrnen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, und ich muß gestehen, daß mich wenigstens, ihre Gedanken sehr überzeugen. Von dem Gedoppeltsehen führet der Herr von Haller in seinen Noten zu Boerhaavens Vorlesungen,* die Meynung an; Mentem nulla objecta distinguere, nisi diversas efficiant quocunque modo sensationes. In dolore late diffu-

* Vol. IV. §DXLI. not.

diffuso puncta dolentia non distinguit. Non duabus naribus duplicem sensum separat, non duabus auribus duplices sonos audit, imo vero neque simillimos diversos sonos distinguit; neque ergo duobus oculis duo objecta videt. Er pflichtet diesen Gedanken völlig bey, und setzt zur Erläuterung derselben hinzu; Insecta certe non vident objecta multiplicata, etsi corneas & nervos opticos habeant innumerabiles. Rectissima enim via ad prædam suam aut venerem contendunt, cum eadem ex necessitate fabricæ aberrare sequeretur, si ab ulla alia causa unitas visionis penderet. In der That müßte Herr K. und alle übrige Schriftsteller, die hierinn seiner Meynung sind, diesen Insecten eine Fertigkeit zulegen, die alle Wahrscheinlichkeit überschreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenstände so vielfach vorstellete, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle diese Vorstellung wieder vereinigen müßte.

Von der zwoten Schwierigkeit das Aufgerichtet und Umgekehrt sehen, betreffend, erinnere ich mich in den Mylius'schen Schriften eine Erklärung gefunden zu haben, die

der

der ganzen sonst mittelmäßigen Sammlung einigen Werth giebt. Sie schien mir so natürlich, daß ich mich wunderte, wie man sie jemals hat verfehlen können. — Ich habe das Buch itzt nicht zur Hand; doch so viel ich mich erinnere, laufen seine Gründe kürzlich auf folgendes hinaus. Es ist wahr, behauptet Mylius, wir stellen uns alle sichtbare Gegenstände des unterste zu oberst vor. Allein man bedenke, daß das oben und unten blos relative Begriffe sind. Unsere Gegenfüsser nennen das unten, was wir oben nennen, und so umgekehret. Wenn nun alle Gegenstände in der Welt sich umkehren sollten, die Menschen nicht ausgenommen, so würden wir es gar nicht merken, daß eine Veränderung geschehen sey, indem in Ansehung unser, alles so bleiben würde, wie es ist. Dieses thut das Gesicht; es kehret alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit, denn auch das Bild vor unserm Körper muß sich im Auge umkehren: also kann aus dieser Umkehrung keine Verwirrung entstehen; sondern es muß in Ansehung unser, alles eben so er-

folgen, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet, abmahlen sollten. In einem verfinsterten Zimmer mahlen sich die Gegenstände gleichfalls umgekehrt ab; wenn aber das Bild eines Menschen in diesem Zimmer, die übrigen Bilder sehen könnte, von welchen es umgeben ist; so würde es sie alle recht abgedruckt finden, und niemals auf die Vermuthung kommen, daß in seiner kleinen Schattenwelt alles umgekehrt stünde. Nun sind wir selbst, in Ansehung unserer Augen, nichts anders als ein Bildgen, das auf dem Grunde derselben so gut als alle übrigen Gegenstände umgekehrt abgemahlt worden; daher muß uns alles nothwendig aufgerichtet scheinen, und wir verwundern uns, wenn uns jemand erzehlt, daß wir das unterste zu oberst sehen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläufiger auszuführen. Sie sehen doch aber so viel, daß die gewöhnliche Meynung, nach welcher man die beyden angeführten Schwierigkeiten aus einer Gewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklähren pflegt, noch vielen Zweifel unterworfen ist. Herr R.

kann

kann sich also nicht so schlechterdinges darauf stützen.

Ueberhaupt ist hier der Ort, wo die Naturlehre in die subtilste Metaphysik übergehet, und wo man durch die kleinste Unrichtigkeit im Ausdrucke so verwirret werden kann, daß man Schwierigkeiten zu finden glaubt, wo doch keine sind. Z. B. Herr R. hält auch dieses für paradox, daß wir uns beym Sehen, einen Gegenstand tausendmal gröſſer vorstellen, als er abgebildet ist, und ich erinnere mich denselben Gedanken in verschiedenen physiologischen Tractaten angetroffen zu haben. Gleichwohl muß ich Ihnen gestehen, daß mir diese ganze Schwierigkeit aus einer Unachtsamkeit im Ausdrucke entsprungen zu seyn scheinet. Wer sich richtig ausdrücken will, kann nicht sagen; ich stelle mir diesen Gegenstand gröſſer vor, als er in mir abgebildet ist; denn warum sollte es von dem Gegenstande vorstellen, und von dem Bildgen seyn heissen? Ist die Gröſſe des Bildes im Auge etwa ein absoluter Begrif? Oder, woher wissen wir, wie groß das Bildgen eines

nes Gegenstandes im Auge sey? Etwa weil es doch nicht gröſſer seyn kann, als das ganze Auge, deſſen Gröſſe wir betrachten können? Wohl! Man rede also deutlicher, und spreche; ich stelle mir diesen Gegenstand gröſſer vor, als ich mir das Bild davon vorstellen würde, wenn es nicht in mir, sondern auſſer mir wäre, und ich solches vermittelst der Augen erst wieder sehen müßte. Durch diese kleine Behutsamkeit im Reden ist alle Schwierigkeit verschwunden, denn ist es nicht sehr natürlich, daß wir den Gegenstand selbst unter einem gröſſern Winkel sehen, als wir sein Bild sehen würden, wenn es erst wieder durch die Augen gehen müßte? Wir können von der Gröſſe keinen Begrif als durch die Vergleichung erlangen, und müssen uns also wohl hüten, die Gröſſe für so was anzusehen, das sich, wie die Qualität, an und für sich, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung begreifen läßt. Wenn wir fragen; wie groß stelle ich mir diesen Gegenstand vor? so bedeuten diese Worte nichts anders, als in welchem Verhältnis gegen eins andere gegebene

seine Grösse? Dieses beurtheilet die Seele aus dem Verhältnisse des Bildes eines Gegenstandes, gegen dem Bilde einer gegebenen Grösse. Hingegen kann mit dem Bilde im Auge, und mit den äussern Gegenständen kein gemeinschaftliches Maaß vergli chen werden, und daher kann das Verhältnis ihrer Grösse gegen einander, nicht anders beurtheilt werden, als wenn wir das Bild selbst ausser uns setzen, und als einen Gegenstand des Gesichts betrachten. Thut man aber dieses; so muß freylich das Bild des Bildes sich in einem kleinern Raum abschildern, als das Bild des Gegenstandes. — Doch genug von diesen Subtilitäten?

Der Beschluß künftig.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 20. Novembr. 1760.

### Beschluß des Hundert und ein und dreyßigsten Briefes.

Ich glaube zur Genüge dargethan zu haben, daß Herr R. bey den körperlichen Fertigkeiten des Menschen, nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit mit den Kunsttrieben der Thiere entdeckt hat. Es kömmt darauf an, ob es ihm bey den Seelenfertigkeiten besser gelungen ist! Ich werde hier nur ein einziges Exempel anführen, denn alle, deren Herr R. gedenkt, sind von so ähnlicher Beschaffenheit, daß man nur eines entkräften darf, um sie alle widerlegt zu haben.

„Wenn wir unsere übrigen Gemüthskräfte „untersuchen, sagt Herr R. so findet sich vie„les, das wir mit einer solchen bestimten „Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie uns

„nicht angeboren wäre, nimmer durch Uebung „erhalten würden. Die Einbildungskraft ist „uns nicht allein unwillkührlich, sondern auch „willkührlich zu Dienste, und hält die beständige Regel, daß sie uns bey dem Gegenwärtigen alles Vergangene vorstellet, worin „auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen „einerley ist. Wenn die Einbildungskraft „nicht von Natur fertig und bereit wäre, die „vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu erneuren; so würden wir sie durch kein Bemühen oder Ueben wieder hervorsuchen können. — — Demnach giebt es bey uns „Menschen eine angeborne Fertigkeit, die vergangenen Dinge so wieder vorzustellen, daß „wir sie von den Gegenwärtigen unterscheiden; und mit denselben in Vergleichung „stellen, ja daß wir durch willkührliche Beachtung des Vergangenen ganz in die vorige Welt mit unsern Gedanken hinein gehen können.“

Ich habe im vorhergehenden schon ofte zugestanden, daß wir Menschen angebohrne Fertigkeiten besitzen. Durch eine angebohrne

Fer-

Fertigkeit verstehet man, ein ungeübtes Vermögen gewisse willkührliche Handlungen mit solcher Geschwindigkeit zu verrichten, daß wir uns alles dessen, was dabey vorgenommen wird, nicht deutlich bewust sind. Daß einer jeden menschlichen Fähigkeit ein gewisser Grad von einer solchen Fertigkeit beywohne, ist nicht zu läugnen; aber damit allein, ist der Hypotheſe des Herrn K. nicht gedienet, und ein mehreres einzuräumen, sehe ich noch immer keine Nothwendigkeit. Denn wo liegt in diesem Exempel von der Einbildungskraft die gesuchte Richtung und Bestimmung auf etwas Gewisses? Etwa darinn, daß die Einbildungskraft blos auf das Vergangene gerichtet, und angewiesen ist? Kaum sollte ich es vermuthen, daß Herr K. dieses gemeint haben könne! —— Es ist ausgemacht, und vor unsern Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sey, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine bloſſe Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft,

die das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimt, wird aber durch ihren und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. In so weit sie auf das Gegenwärtige bestimt ist, nennet man sie Empfindungsvermögen; auf das Vergangene, Einbildungskraft, und auf das Zukünftige, Vorhersehungsvermögen. — Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als in so weit sie durch die bestimmende Ursachen sich etwas vorstellet, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und sich schon eine Bestimmung, der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem

einem besondern Namen, eine Kraft aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. den Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farbe gerichtet ist.

Doch ich will lieber den Herrn R. nicht verstanden haben, als ihm so unphilosophische Gedanken zutrauen. Die übrigen Exempel sind, wie ich schon erinnert, von gleichem Schlage, und ich finde in Ansehung ihrer nichts hinzuzuthun. Soll ich Ihnen, nach einem so langen Geschwätze, in wenigen Worten sagen, was ich von der Hypothese des Herrn R. urtheile? Mich dünkt, diejenigen thierischen Kunsttriebe, die bloß eine innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muskeln anzeigen, die hat Herr R. vollkommen deutlich erkläret, und vielleicht alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft. Aber diese Erscheinung bleibt

noch immer ein Geheimnis, daß die Thiere auch äusserliche regelmäßige Kunstwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgesonnenen Plane verfertiget zu seyn scheinen. Ich kann sehr wohl begreifen, wie es durch einen künstlichen Mechanismus möglich sey, daß das Thier auf den Antreib einer innern oder äussern Empfindung die regelmäßigten Bewegungen verrichte, die wir Menschen in der Ordnung und mit der Fertigkeit, nicht ohne Fleiß und Uebung hervorbringen können. Wie aber aus diesem allen, ohne überlegten Plan, ein äusserliches regelmäßiges Werk, eine sechseckige Zelle, ein spiralförmiges Gewebe, oder ein künstliches Bieberhaus entstehet, scheinet mir desto unbegreiflicher, da die Thiere öfters unregelmäßige Bewegungen vornehmen müssen, um das äussere Werk vollkommen regelmäßig zu machen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo gerissen, und sie stellet ihre Arbeit an einer andern Seite ein, um diesen Schaden auszubessern. Sie weicht also von ihrer innern Regel ab, der sie sonst ohnfehlbar folgen würde, um

die

die äussere Regelmäßigkeit ihres Werks zu ergänzen. So macht es auch der Seidenwurm, und die Biene giebt, wie Herr R. bemerkt, von dem Sechsecke, ihrer Lieblingsfigur etwas nach, wenn von einer andern Seite etwa gefehlt worden, um die Zellenreihe wieder in die Richte zu bringen. Diese äusserliche Regelmäßigkeit, dünkt mich, kann Herr R. aus allen vier Sätzen, aus welchen seine Hypothese bestehet, zusammengenommen nicht erklären, und wenn man ihm auch die bestimmte Richtung auf etwas Gewisses zugeben wollte, die ihm so fruchtbar zu seyn scheinet. Denn was für einen Begrif mache ich mir von einer vorherbestimten Richtung auf ein Sechseck, oder sonst eine ordentliche Figur? — Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wären, haben andere behaupten wollen, allein Herr R. hat sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zugestehen.

D.

## Hundert und zwey und dreyßigstes Brief.

Man begehet noch immer weg die Torheit, jede Scharteke wider die Religion mit grossen Geschrey aufzunehmen, und so bald man die Macht dazu hat, vom dem Scharfrichter verbrennen zu lassen, ob gleich die Erfahrung gezeigt, daß dadurch der Fortgang der Ketzerey mehr befördert als gehemt wird. Mancher Plunder, den kein Mensch angesehen haben würde, wird ein wichtiges Buch, nachdem es durch die Hand des Pöbels gegangen, so wie das Leben des G. B. gewiß Maculatur geworden wäre, wenn es nicht das Glück gehabt hätte, mit so grossen Anstalten verbrannt zu werden. Die Welt schließt so; was so grosse Leute fürchten, muß doch verdienen gelesen zu werden. — Dieses Vorurtheil ist nirgend so schädlich als in Religionssachen. Der gewissenhafteste Mensch betrachtet eine verfolgte Schrift, als etwas, das zu fürchten ist, und die Begierde, das,

das, was man fürchtet, kennen zu lernen ist den Menschen sehr natürlich.

Man hat durch dieses Mittel erst letzt wieder eine deistische Schrift aus ihrer Dunkelheit gezogen. Blos der Titel würde mich abgeschreckt haben, tiefer hinein zu sehen, wenn das Werk nicht durch den Bann einigen Reitz bekommen hätte. Bedenken Sie, was für ein Titel! Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten-Naturforscher und so genanten Adepten, oder geometrischer Beweis, daß die Metaphysik die wahre theoretische und die Moral die wahre practische Gottesgelartheit sey, bestehend in einigen freyen Anmerkungen und Erinnerungen über das in dem I. II. und dem Vorbereitungstheilen zum III. Stücke der höhern Weltweisheit enthaltene System der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften und deren Einrichtung und Plan, zu gründlicher Ueberführung aller seichtdenkenden und köhlergläubigen Deisten und

Naturaliſten, aufgeſetzt von einem Liebhaber der Wahrheit an ſeinen Freund.

Der Verfaſſer ſcheint ein Freund oder gar ein Mitglied der allgemeinen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu ſeyn, deren Stifter die unüberſteiglichſten Höhen der Weltweisheit überſtiegen, und die unabſehlichſten Tiefen der Natur durchſchauet haben. Nichts iſt von den Augen dieſer wahren Adepten verborgen, und ſie wiſſen, wie ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit gemeldet, durch ihre Theorie von der Archäenwandrung, oder von der vernünftigen Metempſycoſis nicht nur die geſamten Theile der Weltweisheit, als die Lehre von Gott, von der Welt und von der Seele, die Moral, das Naturrecht, und Staatskunſt auf einen weit ſicheren Fuß zu ſetzen, ſondern die Naturlehre Chymie und Medizin, alle Oeconomie- Commerz- Camineral und Militärwiſſenſchaften und endlich alle Künſte und Handwerker zu verbeſſern. — Unſer Verfaſſer tadelt die Geſellſchaft, daß ſie mit ihrer Verbeſſerung zur Naturlehre ſchreitet, ohne vorher in der

Reli-

Religion aufgeräumt zu haben. Wie er spricht, so sollte man glauben, es käme blos auf die Gesellschaft an, was sie für eine Religion fest setzen wollte. Es ist lustig, ihn die Gesellschaft ernstlich und mit vielen Eifer bitten zu sehen, sie möchte doch alle übernatürliche Offenbarung wegwerfen, und auf ihre Archäenwanderung oder vernünftigen Metempsycosis, ein Religionssystem aufführen, das, wie er sich ausdrückt, weder Pfaffenlist, noch Heucheley bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Allenfalls erbietet er sich, mit Erlaubnis der Gesellschaft, diesen unvergleichlichen Vorschlag selbst auszuführen und aus der Monadologie der allgemeinen Gesellschaft, ein vernünftiges Religionssystem, eine Kinderlehre oder Catechismus, heilige Reden, Gebete, Gesänge und alles, was zu einer Religion erfordert wird, herauszuziehen und mit einer so einleuchtenden Ueberzeugung vorzutragen, daß alle Welt darüber erstaunen, und die Priesterzunft sich in ihrem Herzen schämen soll.— Ich möchte seine monadologische Lieder wohl in Musik gesetzt sehen!

Sie

Sie sehen, daß dieser Mann mehr Grillenfänger, als furchtbarer Religionsfeind ist. Er greift zwar die Offenbarung mit unmäßiger Bitterkeit an, und beschimpft den geistlichen Stand auf eine etwas ungezogene Weise; allein es müßte um die Warheit der Offenbarung schlecht bestellt seyn, wenn man seinen Einwürfen nicht anders als durch die gänzliche Unterdrückung begegenen könte. Weder seine Grundsätze noch sein Vortrag sind von der Art, daß sie den gemeinen Mann durch ihre Annehmlichkeit sollten verführen können. Seine Sittenlehre, man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ist eine der strengsten, und im philosophischen Verstande, auch der heiligsten; also daß sich der lüderliche Theil des menschlichen Geschlechts gewiß nicht auf seine Seite schlagen wird. Der einzige Metaphysikus, der sich mit ihm in die dornigten Subtilitäten der Monadologie einlassen kann, wird auch ganz gewiß im Stande seyn, die Wichtigkeit seiner Einwürfe ein zu sehen. Was hat man also zu fürchten? — Ich dächte, man hätte die Schrift immer

kön-

können unbemerkt zur ewigen Vergessenheit schleichen lassen. Doch man bleibt schon bey dem alten Schlendrian!

Ihnen eine Probe von der Schreibart dieses Verf. zu geben, will ich eine der hitzigsten Stellen anführen, und Sie können daraus leichtlich auf die frostigern schliessen. Er apostrophieret die Geistlichkeit: „Was „meinet ihr, wenn eben dieser Weg, welchen „die Lehrer der natürlichen Gottesgelartheit „zur Seeligkeit zeigen, eben diejenige sey, „welche die Natur in allen ihren auch den „geringsten Wirkungen folget, und daß durch „diesen Weg, der zur Seligkeit führet, auch „zugleich alle Geheimnisse der Natur „zum wahren Nutzen des menschlichen „Geschlechts, entdecket werden? Sollte man „es nicht durch den weltlichen Arm dahin „zu bringen suchen, daß die Menschen in der „Erkentniß der Natur, eben so wohl, als in „der Religion, durch Feuer und Schwerdt „dahin gebracht werden können, die Ver„nunft und die Erfahrung, unter dem Ge„horsam der Erdichtungskraft und der Fabel

„gefan-

„gefangen zu nehmen? Was sollte daran „hindern, daß man nicht eben so wohl ein „Pabstthum in der Natur, als in der Reli„gion und Moral errichten sollte, wenn nur „die Vernunft rechtschaffen verbannet, und „Aberglaube genug in der Welt ist? Säu„met nicht, dieses zu thun, sonst werden „alle euere Systeme bald anfangen, den „Greuel der Verwüstung zu empfinden, wo„hin zulasset, daß die Welt in der Erkent„niß der Natur der Dinge weiter schreitet. „Vor allen Dingen unterdrücket die verfluchte „Erkentniß von den einfachen Substanzen.— „Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden, „daß diese Erkentniß nicht gar weit gestiegen. „Haltet sie hübsch noch unter der Scheere! „Denn sie ist im höchsten Grade schädlich „vor alle erdichtete Offenbarungen! Es ist „nicht gut, daß die Menschen zu genau mit „ihrer Seele und Gott bekannt werden. — Die unschuldigen Monaden haben sich wohl niemals träumen lassen, daß man sie auf eine so lächerliche Weise misbrauchen würd.

Was

Was er hier durch die Entdeckung der Geheimnisse der Natur verstehet, erkläret er an einer andern Stelle deutlicher. „Die Verhältnisse der Grösse oder des Grades der Aehnlichkeit der edlen einfachen Substanzen, oder der Seele mit Gott, wird zu einer gesunden und einer practischen Moral, Rechtsgelehrsamkeit, Staatslehre, weit gewissere und solidere Gründe legen, als bisher, so lange man die Einsicht in die wahre Vollkommenheit der vernünftigen Geschöpfe gehabt, möglich gewesen; so wie die Verhältniß der Grösse oder des Grades der unedlern einfachen Substanzen oder Elemente der Körper einen mit sichern Grund zur Erkentniß der Körper und deren Vereinigung mit Seelen und Geister, folglich auch zur Naturlehre, Chymie, Medizin, wie auch zu alle Oeconomie = Commerz = Cammeral- und Militärwissenschaften, und nicht weniger zu allen Künsten und Handwerkern abgeben wird, als noch zur Zeit geschehen können."

Ich

Ich habe Ihnen einst schon gemeldet, daß diese Verbesserer aller Wissenschaften und Künste, den schönen Wissenschaften einen ewigen Haß geschworen. Gegenwärtiger Verfasser muß hierin mit den Stiftern der Gesellschaft nicht völlig eines Sinnes seyn, denn er schreibet erträglicher, und verspricht doch auch heilige Lieder zu verfertigen.

Z.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 27. Novembr. 1760.

### Hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Ihnen ist der Streit nicht unbekannt, der seit mehr als anderthalb hundert Jahren über den wahren Erfinder und Erfindungsort der Buchdruckerey geführet worden, und dennoch in den Augen der Unpartheiischen bisher noch in vielen Stücken unentschieden geblieben ist. In Deutschland war die Buchdruckerei erfunden, dis schien ausgemacht: aber mehr als eine Stadt wollte die Ehre der Erfindung ihren ehemaligen Bewohnern zueignen. Straßburg, Mainz, Harlem führten ihre Gründe für sich an, und bald ward Coster, bald Faust, bald Guttenberg, bald Schäffer, als die Erfinder dieser nützlichen Kunst angegeben. Man ward hitzig und eben diese Hitze

machte den Streit noch verwirrter. Man setzte die Streitfrage nicht recht auseinander; die Eitelkeit die sich gemeiniglich in die gelehrte Streitigkeiten zu mischen pflegt, machte, daß wenn man etwas halb bewiesen hatte, man schon glaubte alles bewiesen zu haben, und Triumpf rief. Selbst der berühmte Prof. Köhler, glaubte die Streitfrage für Mainz entschieden zu haben, da er bewieß, daß Guttenberg ein Mainzischer Bürger die Buchdruckerei erfunden hätte, und hielt sich berechtiget der Stadt Straßburg allen Theil an der Ehre dieser Erfindung abzusprechen. Inzwischen war es doch eigentlich einem Straßburgischen Gelehrten nemlich dem berühmten Königl. Französischen Rathe und Geschichtschreiber Herrn Schöpflin aufbehalten, diesen Streit mit einer solchen offenbaren Gewißheit zu entscheiden als vielleicht noch wenig Streitigkeiten von dieser Art sind entschieden worden. Er hatte das Glück in dem Straßburgischen Archive bisher unbekannte Urkunden zu finden, welche dieser Sache ein grosses Licht

anzün-

angündeten. Dis war ein Glück: Aber das vornehmste Verdienst dieses treflichen Schriftstellers ist die Einsicht, womit er die Streitfrage selbst auseinander gesetzet, und dadurch gezeiget hat, wie alle die verschiedene Meinungen die man bisher von dem Ursprunge der Buchdruckerey gehabt, auf gewisse weise richtig sind, und man dahero zum Theil nur bisher gestritten, ohne selbst recht zu wissen worüber.

Wodurch ist denn dem Herrn Schöpflin dieses Wunder gelungen? Muß man sich nicht vor alle die Gelehrten schämen, die in diesem Streit verwickelt gewesen, wenn die Antwort heißt: bloß dadurch, daß nach einem Streit von beynahe zweyhundert Jahren dieser Schriftsteller zum erstenmahl sich bemühet, die Sache über die man stritt, richtig zu erklären. Man hatte sich hierüber niemals verstanden, und dahero hatte der Harlemer z. E. mit dem Worte Buchdruckerey einen ganz andern Begriff verbunden, als der Mainzer. Nichts war

daher heftiger als ihr Streit, und nichts ist leichter, als ihre Meynungen mit einander zu verbinden.

Ausser dieser Vorsicht, die man billig bey einer jeden Streitigkeit anwenden sollte, ist es freylich auch nöthig, daß man die Wahrheit historischer Umstände gehörig beweise, und sie von Fabeln die aus unrechten oder auch falsch verstandenen Berichten der Schriftsteller herrühren zu unterscheiden wisse. Auch dieses hat der Herr S. auf alle Weise geleistet.

Sein Buch * hat mich so sehr vergnüget; es ist mit so manchen bisher unbekannten Nachrichten angefüllet, daß ich in die Versuchung gerathe Ihnen einen kleinen Auszug davon zu geben. Vielleicht würden Sie nicht Gelegenheit gehabt haben, es durchzulesen, und es wird vielleicht wegen der Sprache, in der es geschrieben ist, auch manchen

* Vindiciæ Typographicæ. Argentorati apud J. G. Bauer. 1760. 22 Bogen in gr. 4to. nebst 6 Kupfertafeln.

manchem in Deutschland unbekannt bleiben. Gleichwohl enthält es doch die richtigste Geschichte der Entstehung der Buchdruckerkunst, die man bisher gesehen hat.

Herr S. giebt gleich im Anfange folgende Namenerklärung von der Buchdruckerey: „Bewegliche, geschnittene, oder gegossene „Buchstaben zusammen setzen, mit Farbe bestreichen, und auf Papier abdrucken, wird „Buchdruckerey genennet.„ Daher ist die Zusammenfügung einzelner Buchstaben der Grund der Buchdruckerkunst, welcher den Alten unbekannt war. * Diese schnitten zwar



* Herr S. führet in einer Anmerkung eine Stelle an, die ich wegen ihrer Sonderbarkeit doch Ihnen auch hier am Rande mittheilen muß; sollte man nicht fast denken Cicero hätte die Buchdruckerkunst vor Augen gehabt, wenn er wider den Epikur, den Behaupter der Atomen schreibt: Cur non idem putet, si innumerabiles unius & viginti formæ literarum uel aureæ uel qualis libet, aliquo conjiciantur, posse ex his in terram excussis, Annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici. *De Nat. Deor.* Lib. II. c. 37.

feste Buchstaben auf hölzerne oder metallene tafeln, weil sie aber von einzelnen Buchstaben nichts wusten, so wusten sie auch von der Buchdruckerkunst nichts. Wer also die Zusammenfügung einzelner Buchstaben erfunden hat, der ist eigentlich der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen. Denn in der Beweglichkeit der Buchstaben bestehet eigentlich der Nutzen der Buchdruckerkunst.

Bey dem Streite über die Erfindung der Buchdruckerkunst hat man niemals gehörig auf den Unterschied unter den Vorspielen, dem Anfange und der mehreren Vollkommenheit dieser Kunst gesehen. Hiezu kam der unbestimmte Sinn des Worts Buchdruckerey, welches ein jeder entweder aus Unbedachtsamkeit, oder um seine Meynung zu vertheidigen, in einem andern Verstande nahm. Einer rechnete die Bücher die auf ganze Tafeln geschnitten waren zur Buchdruckerkunst; der andere wollte nichts dazu rechnen, als was mit gegossenen Buchstaben gesetzet war, und nahm daher die Matrizen

für

für den wesentlichsten Theil der Buchdruckerey an. Jenes thaten die Harlemischen dieses die Mainzischen Schriftsteller. Beyde Meynungen traten Guttenbergs Ruhme zu nahe, welcher weder die geschnittenen Tafeln, noch die gegossene Buchstaben erfunden hat. Also ist es nöthig den wahren Erfinder aus dem Staube hervorzuziehen.

Damit man dabey nicht um leere Worte streite, muß man bey Entstehung der Buchdruckerey gleichsam drey Künste unterscheiden, welche so zu sagen, stufenweise entstanden sind.

Die erste ist die Art des Holzschneidens, wodurch auf ganze Tafeln feste Buchstaben ausgeschnitten werden, daß die zusammengefügten Blätter ein Buch vorstellen. Die Holländer behaupten, daß Lorenz Coster diese Kunst zu Harlem erfunden habe.

Die Zweyte, hat die feste Buchstaben in bewegliche verwandelt. Und hieraus ist die Kunst bewegliche Buchstaben zusammen zusetzen, entstanden, der eigentlich der Name

Buchdruckerey zukommt. Daß diese Gutenberg zu Strasburg erfunden, hat der Herr V. weiter unten aus den deutlichsten Zeugnissen erwiesen.

Die dritte endlich hat anstatt geschnittene Buchstaben, gegossene gewählet. Die hat Peter Schöffer zu Mainz erfunden.

Die erste ist gleichsam ein Vorspiel der zweyten, welche die eigentliche Buchdruckerey zu nennen ist. Die dritte hat nur die zweyte vollkommen gemacht. Diejenigen irren also beyderseits, die entweder die Costerische Erfindung vor eine wahre Buchdruckerey halten oder gleich von der Costerischen auf Schöffern springen und Gutenbergen auslassen. Es ist ausgemacht, daß derjenige der zuerst bewegliche Buchstaben erfunden hat, sie mögen von welcher Art sie wollen, gewesen sein, der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen ist.

Nun

Nun schreitet Hr. S. zu dem Beweise, daß Gutenberg zu Strasburg diese Kunst erfunden, und verschiedene Jahre lang mit seinen Gehülfen daselbst ausgeübet habe, ehe er sie nach Mainz gebracht, ehe Coster seine Tafeln, und Schöffer die Matrizen erfunden.

Schon seit geraumer Zeit hatten Hrn. S. die Gründe verdächtig geschienen, worauf die Schriftsteller, welche Strasburg die Ehre der Erfindung der Buchdruckerey zueignen wollen, ihre Meinung baueten. Mentel ward immer Gutenbergen entgegengesetzet. Und da schien es ausgemacht zu seyn, daß jener zwar der erste Buchdrucker zu Strasburg, aber nicht der Erfinder dieser Kunst gewesen. Er nahm daher im Jahre 1740 bey Gelegenheit des Jubelfestes der Buchdruckerkunst Gelegenheit der Erfindung derselben weiter nachzudenken. Ihm war

schon aus zweyen Dokumenten die J. G. Scherz bereits im Jahre 1717 entdecket hatte, bekannt, daß Guttenberg im Jahre 1441 ein Strasburgischer Bürger gewesen war, also fieng er an zu muthmassen, daß Guttenberg, ob er gleich aus Mainz gebürtig gewesen, die Buchdruckerey dennoch wohl zu Strasburg erfunden haben möchte. Er hing dieser glücklichen Muthmassung weiter nach, und fünf Jahr hernach brachte ihn ein ungefährer Zufall zur völligen Gewisheit in dieser Sache.

Der sogenannte Pfennigthurm auf welchem die alten Stadt-Archive verwahret wurden, drohte wegen Baufälligkeit die Einstürzung und da deswegen die Baumeister die Beschaffenheit der Mauren in allen Kammern untersuchen musten, so wurden auch andere Neugierige hineingelassen, Herr S. gerieth endlich in eine Kammer, worinn

er

er eine Menge alter Stadt Protocolle, welche mit den Jahren bezeichnet waren, antraf. Er sahe sie durch, und als er auf den Band von 1439 kam hatte er solchen kaum aufgeschlagen, als ihm Guttenbergs Namen in die Augen fiel. Da er weiter kam fand er eine Menge Zeugenaussagen, in einem Processe der Guttenbergen war erreget worden, weil nach dem Tode seines Gehülfen desselben an Guttenbergs, Geheimnisse Theil haben wollte, welches Geheimniß nichts anders als die Buchdruckerey ist.

Der Herr V. macht es sehr wahrscheinlich, daß Guttenberg im Jahr 1430, gleich nach dem Tode seines Vaters, von Mainz nach Strasburg gezogen sey. Im Jahre 1434 foderte er schon von der Stadt Mainz die ihm seit vielen Jahren nicht bezahlte Zinsen, und ließ deswegen zu Strasburg

ihren

ihren Stadtschreiber in Verhaft nehmen, den er doch auf Vorbitte des Straßburgischen Raths wieder frey ließ. In dem Zollbuche von dem sogenannten Hellhelingszoll oder Weinumgeld wird er von 1436 bis 1444 als ein Conſtofeler oder edler Bürger angeführet. Im Jahr 1439 hatte er vor dem geistlichen Gerichte einen Proceß mit Fräulein Emelin zu der Iserin Thüre welcher er die Ehe versprochen, und welche er hernach auch vermuthlich geheyrathet hat.

Um die Zeit da er diesen Proceß hatte, muß er schon nebst seinen Straßburgischen Gehülfen insgeheim die Buchdruckerkunst getrieben haben, denn weil er weder reich genug war, noch auch für seine Person allein dem Werke vorstehen könnte, hatte er sich Gehülfen zugeleget, die ihm sowohl mit Geld, als auch in der Arbeit beystanden.

Die

Die Namen dieſer Männer ſind wohl werth, daß ſie der Nachwelt aufbehalten werden. Andreas Drizehn, war der erſte der, weil er wußte daß Guttenberg viel Künſte verſtand, ihm bat, daß er ihm doch auch etwas davon lehren möchte. Guttenberg lehrte ihn alſo, die Kunſt Steine zu poliren. Als ſich hernach Guttenberg mit Hans Riffen Vogt (oder Richter) zu Lindau wegen einer andern Kunſt in Geſellſchaft gab, und Drizehn dieſes erfuhr, bat er ſich aus auch in dieſe Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Eben dieſes bat auch Anton Heilmann für ſich ſeinen Bruder Andreas. Guttenberg ließ ſich bereden und nahm ſie gegen Zahlung von 160 Gulden in die Geſellſchaft. Da aber die beyden Geſellſchafter merkten, daß Guttenberg noch mehr geheime Künſte wüſte, ſo baten ſie ihn, ihnen nichts davon zu verheelen.

Der

Der alte Contract ward also aufgehoben, und ein neuer gemacht, vermöge dessen die Gesellschafter an Guttenbergen auser den obigen 160 Gulden noch 250 Gulden zahlen sollten, und zwar 100 Gulden baar und die übrigen 150 Gulden zu gewissen Zeiten. Hievon waren noch 85 Gulden zu zahlen, als Andreas Drizehn starb. Sein Bruder George wollte auch in die Gesellschaft aufgenommen werden, und da ihm dieses versagt wurde, verklagte er Guttenbergen. Nachdem viel Zeugen abgehöret worden, gewann Guttenberg den Proceß. Und diese Zeugenaussagen sind es eigentlich, die in der Geschichte der Buchdruckerey höchstwichtig sind; Sie sollen sie in meinem künftigen Briefe haben.

Re.

## Bey dem Verleger iſt zu haben.

Vitruvius, der Däniſche, enthaldend die prächtigſten Gebäude in Dännemark, ſehr ſauber in Kupfer geſtochen, 2 Theile. Fol. 40 Rthlr.

Bährdt, D. J. F. Worte des Troſtes in Tagen der Angſt und des Schreckens. 4. Leipz. 760. 4 Gr.

Baumgarten, *A.* G. initia philoſophiæ practicæ primæ. 8. *Halæ* 760. 4 Gr.

Betrachtungen, erbauliche, in Beichtſtuhle oder Abſolutions Formuln, 2 Theile. 8. Leipz. 760. 20 Gr.

Burckii, *P. D.* Gnomon Pſalmorum Tomi II. 4. maj. *Stutgardiæ* 760. 4 Rthlr.

Burgs, J. F. Brandpredigt zu Breßlau über Matth. 20. v. 1 ſ ſ 24. gehalten. 4. Breßlau. 2 Gr.

ſ ſ Ordinations Rede. 4. Breßlau. 1 Gr.

Eißfeld, M. A. C. das in ſeiner Kriegesnoth ſchreyende Sachſenland: Jeſu, lieber Meiſter erbarme dich unſer! 4. Leipz. 760. 1 Gr. 6 Pf.

Freſenii, J. P. Paſtoral Sammlungen. 24ſter Theil. 8. Frſt. 760. 10 Gr.

ſ ſ Sieg der Wahrheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbahr werden laſſen. 8. ebendaſ. 760. 5 Gr.

Gerſtlacher, C. F. Sammlung aller Herzoglich Würtembergiſchen Geſetze und anderer Normalien, 2tes Buch. 8. Stutgart 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Gerſt-

Herzensgespräch, letztes, eines jüngst im Herrn seelig entschlafenen christlichen Cavaliers. 8. Leipzig 760. 2 Gr.

Hoffmanni, G. D. dissertatio de unico juris feudalis Longobardici libro. 4. *Tübing.* 760. 3 Gr.

Liebhaberinn der Tugend und Weisheit oder Geschichte der Prinzessin Arville, 3 Theile. 8. Augsp. 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Merian, H. R. christliche Jubelpredigt wegen der vor drey hundert Jahren zu Basel gestifteten hohen Schule. 4. Basel 760. 5 Gr.

Ormu, C. H. der Tod Jesu eine Cantate. Fol. Leipz. 760. 3 Rthlr. 12 Gr.

Possen in Taschenformate. 12. Leipz. 760. 2 Gr.

Vorschläge, Patriotische, die Früchte des künftigen Friedens noch allgemeiner als die schädlichen Wirkungen des bisherigen allgemeinen Krieges zu machen. 8. Leipz. 760. 2 Gr.

Verzeichniß der Berichte, Briefe, Capitulationen, Conventionen, Declarationen, Deductionen, Edicte, Manifeste ꝛc. ꝛc. welche bey jetzigen Kriege 1756 und 57 herausgekommen. 8. Frkf. 760. 4 Gr.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

XX. Den 4. Decembr. 1760.

### Hundert und drey und dreyßigſter Brief.

Hier haben Sie einen Auszug derjenigen Zeugenausſagen in Guttenbergs Proceſſe, welche in der Geſchichte der Buchdruckerey ein Licht geben:

Anna des Holzmanns Johann Schultheiſſens Frau ſagte aus, daß nach Andreas Drizehns Tode in deſſen Hauſe die Buchdruckerey war, Guttenberg ſeinen Diener Beildeck zum Nicolaus Drizehn geſchickt habe, um ihm zu ſagen, daß er die vier Stücken aus der Preſſe heraus heben, und von einander nehmen möchte, damit niemand ſehen könnte was es wäre. Sie ſetzte noch hinzu, ſie habe geſehen, daß Drizehn Tag und Nacht bey dieſem Wercke beſchäftiget

gewesen, worauf er viel Geld verwendet, und auch sogar etwas von seinem Vermögen verpfändet gehabt um das Werck zu Stande zu bringen. Eben dieses sagt auch der Anna Mann aus, und setzet hinzu, Drizehn habe versichert, daß er schon dreyhundert Gulden auf dieses Werk gewendet habe.

Conrad Saspach ein Drechsler in der Krämergasse wohnhaft, hatte vor Guttenberg und dessen Gehülfen die erste Druckerpresse gemächt, daher sagte er aus, daß nach Andreas Drizehn, Andreas Heilmann zu ihm gekommen und ihn gebeten habe, daß er damit Bescheid wüste, er nach dem Hause gehen sollte, wo die Presse war, und sowohl die Columnen herausnehmen, als auch die Buchstaben auseinander werfen sollte, damit niemand das Geheimniß erriethe. Als Saspach dahin ging, fand er die Columnen nicht, weil sie Nicolaus Drizehn, auf Guttenbergs Befehl schon aus der Presse gehoben hatte. Dis geschahe am Sanct Stephans Tage und also gegen das Ende des 1438sten Jahres.

Beil-

Beildeck, Guttenbergs Diener, sagte aus, daß er auf Befehl seines Herrn dem N. Drizehn befohlen habe, er sollte niemand die Presse zeigen, vielmehr sogleich die Schrauben, womit die Columnen zusammengehalten werden aufthun, damit die vier Stücke auseinander fielen, und alles verborgen bliebe. Anton Heilmann sagte von den Druckerformen aus, daß Guttenberg vor Weihnachten, an Andreas Drizehn und Andreas Heilmann seinen Diener gesendet habe, daß man ihm alle Formen senden möchte, nach des erstern Tode aber habe er sehr besorget, daß man die Presse sehen möchte, und dahero gleich befehlen lassen, daß man alles zerlegen sollte, damit das Geheimniß nicht verrathen würde.

Endlich sagte Hanns Dünne ein Goldschmidt, daß er seit ohngefehr drey Jahren Guttenbergen an hundert Gulden abverdienet habe, bloß an Sachen die zu dem Drucken gehören.

In diesen Aussagen wird der Buchdruckerey und der vornehmsten dazu gehörigen

Werkzeuge so deutlich gedacht, daß wer diese Kunst nur einigermassen kennet, sehr leichte mercken wird, wovon die Rede sey. Es wird namentlich nicht allein der Presse und der Columnen gedacht die schon unter die Presse gelegt waren, sondern auch der beweglichen Lettern, welche das vornehmste Geheimniß der Kunst ausmachten: deswegen Guttenberg auch so besorgt war, daß dieses Geheimniß kund werden möchte, und dahero gleich nach Drizehns Tode befahl, die Schrauben wodurch die Columnen zusammen gehalten wurden, zu öfnen, damit man die Typen auseinander legen konnte. Hätten die vier Stücke nur aus Tafeln bestanden, worauf feste Buchstaben ausgeitzet gewesen wären, so wäre Guttenbergs Geheimnis eine sehr bekannte Sache gewesen, und diese Lettern hätten auch nicht können auseinander genommen werden, welches doch Guttenberg hauptsächlich verlangte.

Diese Aussagen beweisen im übrigen folgendes:

1) Gutten-

1) Guttenberg hat zu Strasburg nicht selbst für seine Person, die Druckerey getrieben, sondern er hat nur die Kunst erfunden und alles zu deren Ausübung angeordnet.

2) Andreas Drizehn, ein Bürger in Strasburg, hat sich besonders mit der Ausübung dieser Kunst abgegeben, und sogar einen Theil seines Vermögens darauf gewendet, daher ist er Guttenbergs vornehmster Gehülfe und der erste Beförderer dieser Kunst zu nennen.

3) Die erste Buchdruckerey war auch in Drizehns Hause.

4) Conrad Saspach hat die erste Buchdruckerpresse gemacht.

5) Man sollte fast vermuthen, daß Guttenberg seine Lettern nicht nur aus Holz, sondern auch aus Bley hätte schneiden lassen. Denn man findet, daß unter den Sachen so zum Behuf dieser Kunst eingekaufet worden, auch Bley befindlich gewesen.

6) Beildeck sagte unter andern Guttenberg habe ihm befohlen zu sorgen, daß die vier Stücke aus der Presse genommen wür-

den. Hieraus sollte man fast schlüssen, daß das Buch, so damals unter der Presse war, in Quarto gewesen.

7) Die Erfindung der Buchdruckerey fällt ohngefehr ins Jahr 1436, dann der Goldschmidt Hanns Dunne, bekennet im Jahr 1439, daß er schon seit drey Jahren Guttenbergen Sachen die zum Drucken gehören geliefert habe. Wenigstens sind zu der Zeit als Andreas Drizehn starb, nämlich im Jahr 1438 schon in Guttenbergs Buchdruckerey zu Strasburg Bücher mit beweglichen Buchstaben gedruckt worden. Nach Andreas Drizehns Tode haben Heilmann Riff und Guttenberg die Gesellschaft fortgesetzt.

In den Strasburgischen Zollbüchern findet man schon im Jahre 1442 Heinrich Eggestein und Johann Mantoln. Obgleich diese erst nach zwanzig Jahren in Strasburg berühmt geworden, so ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß sie aus Guttenbergs Schule gekommen, wann man bedencket, daß aus verschiedenen Anzeigen erhellet, daß Guttenberg bis um das Jahr 1445 sich in Strasburg

burg aufgehalten habe. Im Jahr 1441 und 1442 hat Guttenberg gewisse Einkünfte die er in Mainz von seinem Oheim Cohey-mer geerbet hat, dem Capitel zu St. Thomas verkauft. Im Jahr 1444 hat er noch den Weinzoll bezahlet. Aber in den folgenden Jahren findet man Guttenbergen in den Zollregistern nicht mehr, sondern nur bloß seine Frau, es ist daher wahrscheinlich, daß er ohngefehr im Jahr 1445 von Strasburg weggezogen sey, ohne daß man bis jetzo die Ursach davon weis. Funfzehn Jahr also hatte Guttenberg in Strasburg gewohnet. Dieser ganze wichtige Zeitpunkt seines Lebens ist allen unbekannt gewesen, die von der Erfindung der Buchdruckerey geschrieben haben, woraus denn freylich eine ungemeine Menge Irrthümer hat entstehen müssen.

Man findet nirgends, wohin sich Guttenberg nachdem er von Strasburg weggegangen war, begeben habe. Aber im Jahr 1450 findet man ihm zu Mainz, wo er die Buchdruckerey die er zu Strasburg erfunden

hatte, fortsetzen wollte. Man siehet dieses aus dem bekannten Helmaspergrischen Instrumente, welches Köhler (S. 54) und andere anführen. Aus diesem Contracte erhellet, daß Faust Gutenbergen Geld vorgeschossen hatte, um damit die Buchdruckerey zu treiben. Die Druckerey war also Gutenbergen eigen; obgleich wegen des vorgeschossenen Geldes Fausten zur Hypotheck dienet.

Fünf Jahr ohngefehr dauerte dieser Contract. Unter dieser Zeit traten aus Gutenbergs Officin verschiedene Bücher ohne Jahrzahl und Anzeige des Orts ans Licht. Hadrian Junius meynet das erste Buch das im Jahr 1442 mit beweglichen Buchstaben sey gedruckt worden, wäre Alexandri Galli Doctrinale. Trithem hingegen schreibt aus Schäffers Berichte, es sey zu Mainz zuerst das *Catholicon* mit festen Buchstaben gedruckt worden, worauf denn die Bibel, so mit beweglichen Buchstaben gesetzt worden, gefolgt wären. Aber dis ist offenbar falsch; wie aus den neuen Nachrichten die Herr Schöpflin

Schöpflin beygebracht, erhellet. Dann da Guttenberg im Jahr 1436 bewegliche Buchstaben gehabt hatte, warum hätte er doch wohl nach vierzehn Jahren wieder feste brauchen sollen.

Man thut also am besten wenn man der Cölnischen Cronick glaubet, daß das erste Buch, welches Guttenberg zu Mainz mit beweglichen Buchstaben gedruckt habe, die Bibel gewesen. Herr S. hat diese Bibel in der Bibliotheck des Herrn Baron von Coußier gesehen. Köhler, Naude und Marchand haben sie ganz unrecht mit der, die Faust 1462 mit gegossenen Lettern gedruckt hat, verwechselt. Da in jener Ausgabe die Buchstaben immer ungleich bald groß bald klein sind, so ist deutlich zu sehen, daß sie geschnitten und nicht gegossen sind.

Diese Gesellschaft hatte kaum fünf Jahre gedauert als Faust Guttenbergen wegen nicht bezahlter Zinsen verklagte. Guttenberg verlohr den Proceß, und bey dieser Gelegenheit kam die Druckerey in Faustens Hände. Bey dem oben gedachten Helmaspergerischen

Instrumente, das über diese Sache aufgerichtet wurde, war auch Peter Schäffer, der sich hier in der Unterschrift bloß Peter Gernsheim Clerick nennet. Dieser vereinigte sich nunmehr mit Fausten. . . .

Schäffer war ein Bücherschreiber, welche Art Leute gemeiniglich Clerici genannt wurden. Er hatte schon vorher, wie es scheint Guttenbergen und Fausten beygestanden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er die an Fausten gekommene Officin in seiner Aufsicht gehabt. Weil er schön schreiben konnte, so schrieb er den Arbeitern die Buchstaben vor, die sie schneiden sollten. Man hat also vornämlich Schäffers Fleisse das schöne Faustische Psalterbuch zu danken welch zu Mainz 1457. zum Gebrauch des Chors in Groß Folio mit treflich geschnittenen Uncialbuchstaben gedruckt worden. Dis ist das vortreflichste Denkmahl der Guttenbergischen Buchdruckerey, mit geschnittenen Buchstaben, welche von Schäffern zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Der ehrgeitzige Faust wollte ein solches Werk

nicht

nicht ohne seinen Namen ausgehen lassen, dahero ist dieses das erste Buch wobey eine Anzeige des Druckers des Orts und des Jahres geschehen.

Weil wie gedacht Schäffer den Arbeitern die Buchstaben vorschrieb, so merkte er wie viel Unbequemlichkeiten mit den geschnittenen Buchstaben verbunden waren. Daher erdachte er die Matrizen, vermittelst welcher die metallenen Typen viel geschwinder und alle unter sich gleich, gegossen werden. Die Matrizen sind vielleicht schon um 1452 zu der Zeit als Guttenberg und Faust noch in Gesellschaft waren, erfunden worden, aber das erste Buch des 1459 mit gegossenen Buchstaben herauskam war Durandi rationale divinorum officiorum. Mit dieser neuen Art die Buchstaben zu giessen gehet in der Buchdruckerey eine neue Epoche an; die man bloß der Stadt Mainz und Schäffern zu danken hat, so wie von der vorigen, der Stadt Strasburg und Guttengergen die Ehre gebühret.

Auf

Auf das ebengedachte Rationale kann im Jahr 1460 das Catholicon zu Mainz, aber ohne Anzeige des Druckers heraus, und im Jahr 1462 die lateinische Bibel, unter Fausts und Schäffers Namen. Um eben diese Zeit kam auch die Buchdruckerey aus Mainz in die übrige Welt. Die Buchdruckergesellen waren bisher zu Mainz wie in einem Gefängnisse gehalten worden, ja sie hatten einen Eyd schwören müssen niemand etwas von der Kunst zu offenbaren. Als aber 1462 den 27 October die Stadt Mainz von dem Erzbischof Adolph erobert ward, wurden sie in andere Länder zerstreuet, und brachten auf diese Weise die Buchdruckerey auch in andern Theile von Europa.

Herr S. kehret nun wieder nach Strasburg zurück, Guttenbergs Gesellen führten nach seiner Abreise, die Buchdruckerey fort. Es scheinet Heilmann der von der Gesellschaft allein in Strasburg zurückgeblieben war, habe sich hernach mit Johann Mentel und Heinrich Eggestein vereiniget, sie druckten verschiedene Bücher die Hr. S. anführet

führet mit geschnittenen Buchstaben. Im Jahr 1473 gab Mentel zuerst Vincentii Bellovacensis speculum historiale, so mit gegossenen Buchstaben gedruckt war, heraus.

Eggestein, Husner, und Wolf druckten inzwischen immer mit geschnittenen Buchstaben fort. Heinrich Knoblochzer der im Jahr 1478 den Processum Judiciarum Belial in groß Folio heraus gab, redet in der Unterschrift zwar von metallnen Buchstaben, aber sie sind geschnitten und nicht gegossen. Unter Grüningen, Preussen, und Schotten kamen hernach die gegossene Buchstaben. Im Anfange brauchte man auch beyderley Arten untereinander, wie man in verschiedenen Büchern die zwischen den Jahren 1470 und 1480 gedruckt sind, bemerken kann.

Weil die Straßburger noch über zwanzig Jahre lang mit geschnittenen Buchstaben gedruckt haben als sich die Mainzer schon der gegossenen bedienten; so kann man schliessen, daß die meisten Bücher ohne Anzeige des Jahres, Orts und Druckers, die mit geschnittenen, etwas ungestalten Buchstaben gedruckt

sind

sind, aus den ersten Strasburgischen Officinen gekommen. Diese wichtige Bemerckung kann in der Geschichte der Buchdruckerei viel Licht geben.

Der Beschluß folgt künftig.

Bey

## Bey dem Verleger ist zu haben.

Richteri, *I. T.* selecta juris principia. 4. *Lipsiæ, Langenh.* 760. 14 Gr.

Semlers, D. J. S. Vorbereitung zur theologischen Hermeneutic 2tes St. 8. Halle Hemerde. 1760. 6 Gr.

v. Senckenberg, H. C. Abhandlung der wichtigen Lehre von der Kayserl. höchsten Gerichtsbarkeit in Deutschland, gr. 4. Franckf. Knoch. 1760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Sorgens, G. A. Anweisung Claviere und Orgeln behörig zu temperiren und zu stimmen, mit Kupf. 4. Leipzig Autenrieth. 4 Gr.

Tabula succintæ historico Chronologico Genealogicæ, 12mo. *Ingolstadii Schleig.* 1760. 5 Gr.

Titius, *I. D.* memoria Philippi Melanchthonis finito post eius obitum seculo secundo, 4t. *Lipsiæ, Lanckischens.* 1760. 6 Gr.

Untersuchung der Frage: ob das Silbergeld zu erhöhen sey, 4. Regensburg. 1760. 6 Gr.

Walleri, *I. G.* Chemiæ Physicæ Pars Ima, c. fig. 8. *Stocholmiæ Salvius.* 1760. 1 Rthlr. 16 Gr.

Walthers, F. A. Grundrisse erbaulicher Predigten über die Evangelia und Episteln. 8. Franckf. Knoch. 1760. 8 Gr.

Wilisch, C. G. das Geheimniß von der Kraft und der Ausbreitung des Evangelii von Jesu Christo, 4. Leipzig Gollner. 1760. 2 Gr.

Wilisch,

Wiliſch, C. G. Predigt wegen des großen Feuers in Dreßden. 4. Leipzig Gollner. 1760. 2 Gr.

Abregé de l'hiſtoire de Dannemarck, à L'uſage de Monſeign. le Prince Royal prem. partie, 8. *Copenhague Philibert.* 760. 1 Rthlr. 20 Gr.

Daire, *R. P.* les Epithetes Françoiſes. 8. *Lyon Brayſet.* 759. 1 Rthlr. 20 Gr.

Epitre du Diable a Mr. de Voltaire, 8. *Amſterdam Lanckiſchens.* 760. 2 Gr.

Eſſai ſur les grands Evenemens par les petites Cauſes, 8. *Amſterd. Harreveld.* 760. 1 Rthlr.

Les Lauriers eccleſiaſtiques ou Campagne de l'Abbé. T***. 8. *Frfort Knoch.* 760. 10 Gr.

La Roche le Secret de delier la Langue par le moyen de certains entretiens, courts, faciles & gelants. 8. *Leipſ. Lanckiſchens.* 760. 4 Gr.

le Spectateur ou le Socrate moderne VII Tom. gr. 12. *Amſt. Arckſtée.* 1754 7 Rthlr.

# Briefe,

## die neueſte Litteratur betreffend.

XXI. Den 11. Decembr. 1760.

### Beſchluß des hundert und drey und dreyßigſten Briefes.

Ich merke, daß mein Auszug und mein Brief etwas lang wird; ich bin aber bey den vier erſten Capiteln mit Fleiß etwas weitläuftig geweſen, weil die darinn enthaltenen Erörterungen des Herrn S. die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerey in ein ungemeines Licht ſetzen. Ich muſte ſie in ihren Zuſammenhange vortragen, damit Sie die neuen Entdeckungen des Herrn S. mit den ſchon bekannten Umſtänden gehörig verbinden, und die falſchen Erzählungen, die Ihnen noch aus andern Schriften im Gedächtniſſe liegen könnten, deſto eher vergeſſen möchten. Nun will ich Ihnen nur noch das Hauptſächlichſte aus Herrn S. Schrift vorlegen. Er unterſuchet nun, warum bis-

her die Erfindung der Buchdruckerey so vielem Streite unterworfen gewesen. Er findet hauptsächlich zwey Ursachen davon, nämlich 1) die fabelhaften Erzählungen der **Strasburger von Erfindung der Buchdruckerey.** 2) Fausts zweydeutige und auf Schrauben gesetzte Aufschriften, auf den von ihn gedruckten Büchern. Diese beyde Ursachen werden im vierten und fünften Capitel ausgeführt.

Es ist kein Wunder, daß der wahre Ursprung der Buchdruckerey bisher so unbekannt geblieben, indem diese Kunst von den Erfindern selbst im Anfange äusserst geheim gehalten wurde. Hätte Guttenberg zu Strasburg mit seinen Gesellschaftern, und hernach zu Maynz mit Fausten keine Processe gehabt, so wüßten wir vielleicht noch nichts gewisses davon. Aus dieser Geheimhaltung erwuchsen viele ungewisse Gerüchte, die den wahren Ursprung immer ungewisser machten. Es war in Straßburg eine allgemeine Sage, daß die Buchdruckerey daselbst erfunden worden wäre, weil man aber keine gewisse

Nach-

Nachrichten davon hatte, indem sich niemand einkommen ließ, so wie Herr Schöpflin die Städtprotocolle nachzuschlagen, so behauptete von den Gelehrten, die die Ehre der Stadt Straßburg vertheidigen wollten, einer dies und der andere das.

Einer behauptete Guttenberg wäre ein gebohrner Straßburger gewesen, und machte aus ihm und Gensfleischen zwey Personen. Ein anderer und mit ihm die meisten Straßburgischen Schriftsteller wolten durchaus Menteln zum Erfinder der Buchdruckerey machen. Ein anderer wolte Guttenberg hätte Menteln seine Kunst abgestohlen und nach Maynz gebracht. Ein anderer wolte Faust wäre auf seine Rückreise von Paris nach Straßburg gekommen und habe Menteln diese Kunst gelehret, u. d. gl. Herr S. führet dies alles wohl aus, und setzet genau aus einander, worin ein ieder Schriftsteller gefehlet habe. Ich kann ihm aber darinn nicht weitläuftiger folgen; die ebengedachte falsche Sätze widerlegen sich ohnedem von selbst, nachdem Herr S. den wahren Ur-

sprung der Buchdruckerey so glücklich erörtert hat.

Faust und nach ihm sein Schwiegersohn Schöffer hatten, durch die auf Schrauben gesetzte Aufschriften der von ihnen gedruckten Bücher, ebenfalls viel Gelegenheit zur Ungewisheit gegeben. Faust nennet sich zwar nirgend den Erfinder der Buchdruckerey, er durfte sich dieses auch nicht getrauen, da Gutenberg noch am Leben war. Weil er aber doch den wahren Erfinder verschwieg, so muste die natürliche Muthmassung auf ihm fallen, weil er zuerst auf gedruckten Büchern seinen Namen, als den Namen des Druckers, genennet hat. Herr S. zeiget sehr deutlich, daß diese Aufschrift mit Fleiß zu diesem Endzwecke unbestimmt und zweydeutig abgefasset worden.

Herr S. zeigt nun noch in seinem siebenden und achten Capitel, welche die Aufschriften führen: Typographia Argentinensis. Aera Moguntinensi antiquior und Typographiae Harlemensis origines, sehr deutlich, daß weder Maynz noch Harlem einen Anspruch

auf

auf die erste Erfindung der Buchruckerey machen kõunen, ob gleich in Maynz, wie Herr S. gerne gestehet, die Kunst durch Schöffern zu fernerer Vollkommenheit gebracht worden. Die Harlemischen Schriftsteller setzen die Erfindung der Buchdruckerey ins 1440, und die Maynzischen Schriftsteller in 1450. Da nun, wie Herr S. offenbar gezeiget, Guttenberg schon längst vorher in Strasburg die Buchdruckerey mit beweglichen Buchstaben getrieben hat, so ist, wegen des wahren Erfinders und Erfindungsortes, nun kein Zweifel mehr übrig.

Die folgenden Capitel des Herrn S. handeln von Guttenbergs übrigen Schicksahl Von Guttenbergs Nachfolgern zu Strasburg bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Von den Elsaßischen Buchdruckern ausserhalb Strasburg. Vom Elsaßischen Buchdruckern ausserhalb Elsaß. In dem ersten von diesen Capiteln kommt kein wichtiger Umstand vor, der Ihnen nicht schon aus Köhlers Ehrenrettung Guttenbergs bekannt

kannt wäre. Die übrigen Capitel interessiren bloß diejenigen die sich um die besondere Historie der Buchdruckerkunst bekümmern. Diese werden die gegenwärtige Schrift ohnedem nicht ungelesen lassen. Auch Ihnen muß ich etwas übrig lassen, wofern Sie etwa einmal selbst dieses Buch lesen solten. Ich sage also nichts mehr, als daß viel unnützer Zank vermieden werden könnte, wenn alle gelehrte Streitschriften mit so vieler Einsicht der Sache, so deutlich und zugleich so bescheiden geschrieben wären, als die gegenwärtige.

Re.

## Hundert und vier und dreyßigster Brief.

Was Herr Schöflin von der Buchdruckerkunst bemerkt, das gilt überhaupt von allen menschlichen Erfindungen. Sie haben alle ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre Vollkommenheit. Selten ist eine Erfindung in der nämlichen Zeit, und noch seltner von dem nämlichen Erfinder bis auf die dritte Staffel gebracht worden. Daher entstehen die vielfältigen und so schwehr zu entscheidende Streitigkeiten über die Ehre der Erfindungen. Zuerst müssen die historische Umstände in Richtigkeit gebracht werden, wem man die verschiedene Stufen einer Erfindung zu verdanken hat, und wenn sie von verschiedenen Personen herrühre, was jeder für einen Antheil an der Erfindung hat. Sodenn ist auseinder zu setzen, was Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung beygetragen. In den meisten Fällen sind die Vorspiele ein Werk des Zufalls, der Anfang ein Werk des Genies und die Vollkommenheit ein Werk des Fleisses; doch wer ist so kühn,

dieſes allgemein zu behaupten? — Wenn indeſſen von der Ehre der Erfindung die Rede iſt; ſo gebührt ſie ohne Zweifel dem, der bey ſeinem Antheile an der Erfindung am meiſten Genie gezeiget, und dieſes war, in Anſehung der Buchdruckerey, nach dem was Schöpflin davon anführet, unſtreitig Guttenberg.

Euler * hat den berühmten Streit, wegen der Erfindung der Differentialrechnung auf eine ähnliche Art entſchieden, indem er, wie Schöpflin bey der Buchdruckerey gethan, deutlich auseinander geſetzt, was wir jeden Miterfinder dieſer groſſen Wiſſenſchaft zu danken haben. Nach dem Urtheile dieſes berühmten Mannes, hat derjenige den Grund zur Erfindung der Differentialrechnung gelegt, der zuerſt darauf gefallen iſt, die allerletzten Verhältniſſe in Erwägung zu ziehen, zu welchen ſich die Ab- und Zurechnungen der veränderlichen Gröſſen, deſto mehr nähern, je kleiner ſie angenommen werden, und die ſie endlich, indem ſie verſchwinden, völlig

* Siehe die Vorrede zu ſeiner inſtitution. calculi differentialis &c.

lig erreichen. „Die Spuren dieser Specu„lation, sagt Herr Euler, findet man schon „bey den ältesten Schriftstellern, denen man „also eine geringe Einsicht, einen vorspie„lenden Begrif von der höhern Analysis nicht „absprechen kann. Nach und nach hat diese „Wissenschaft zugenommen, bis sie endlich auf „die Höhe gestiegen, auf welche wir sie itzt er„blicken, obgleich immer noch in derselben mehr „verborgen, als entdeckt seyn mag. — Die „Anwendung dieser allerletzten Verhältnisse auf „Rationalfunctionen ist lange Zeit vor New„ton und Leibnitz bekannt gewesen. Den „englischen Erfinder haben wir unstreitig die „Anwendung dieser Verhältnisse auf Irratio„nalfunctionen zu verdanken, auf welchen „glücklichen Schritt er durch seinen vortreflichen „Lehrsatz von der allgemeinen Formel aller „biomischen Potenzen ist geleitet worden. Leib„nitzen sind wir verbunden, daß er der Rech„nungsart, die man vorher nur als einen be„sondern Kunstgrif angesehen, die Gestalt ei„ner Disciplin gegeben, die Regeln derselben „in ein System gebracht, und deutlich ausein-

„ander gesetzt. Er bahnte den Weg zur fer-
„neren Ausbildung dieser Wissenschaft, und
„zeugte die Grundsätze, aus welchen das an-
„noch fehlende herzuleiten sey. Endlich haben
„Leibnitz, und die von ihm aufgemunterten
„Bernoullis die Grenzen der Differentialrech-
„nung auch bis auf Transcendentalfunctionen,
„welcher Theil vorhin noch unangebauet war,
„mit vereinigten Kräften ausgedehnet, und
„auch die Grundsätze der Integralrechnung
„festgesetzt. Newton hat sich gleichfalls nicht
„wenig um die Integralrechnung verdient ge-
„macht; von der ersten Erfindung dieses Cal-
„culus aber läßt sich wenig bestimmen,
„denn ein schwacher Begrif davon hat zugleich
„mit der Differentialrechnung aufkommen müs-
„sen, und zur Vollkommenheit ist er noch jetzo
„nicht gediehen, indem der größte Theil des-
„selben noch zu entdecken übrig ist.“

Ich habe Ihnen diese schöne Stelle hieher gesetzt, damit sie das Vergnügen haben mögen, die Geschichte zweyer wichtiger Erfindungen mit einander zu vergleichen, deren jede in ihrer Sphäre zur Erweiterung der menschlichen

Einsicht

Einsicht unendlich viel beygetragen. Es ist überaus angenehm, den Baum des Erkenntnisses in seinem Wachsthum zu betrachten. Ein Dichter möchte ihn mit der Aloe vergleichen. Oefters scheinet er, noch langsamer als die Aloe, Jahrhunderte stille zu stehen, oder wohl gar durch schlechte Wartung an seinen äussersten abzusterben. Endlich bringt ein glückliches Jahrhundert einige Geister hervor, die den Stamm mit den befruchtenden Strahlen ihres Genies bescheinen. Plötzlich schießt er empor, und verbreitet sich in tausend Aeste, die mit ihren Blumen die Augen ergötzen, und mit ihrem wohlriechenden Duft die ganze Gegend balsamiren.

D.

## Hundert und fünf und dreyßigster Brief.

Die Logick ist in ihrem weitesten Umfange, eine vollständige Arzeneykunst der menschlichen Seele. Doch muß man, wie Leibnitz bemerkt, unter dem Worte Arzeneykunst, die Gymnastick mit verstehen, indem die Logick unsere Seelenkräfte durch die Uebung zugleich vollkommener, und zu ihren angewiesenen Verrichtungen geschickter macht. Bis zu unsern Zeiten hat nur ein einziger Theil dieser Seelenarzeneikunst, den man im genauesten Verstande Vernunftkunst nennen könnte, die Vollkommenheit erreicht. Von der Dialectick, oder Logick der Wahrscheinlichkeit, haben wir nur einige Vorspiele, und zur Aesthetick hat uns der berühmte Baumgarten einen vortreflichen Anfang geliefert, der von der Hand seines Erfinders die Vollkommenheit erwartet.

Die Erfindungskunst, als ein besonderer Theil der allgemeinen Logick, liegt noch völlig unangebauet. In dieser Gegend sehen wir noch

noch immer, wie durch einen Nebel. Wir erblicken schimmernde Gegenstände, aber wir unterscheiden nichts, und wissen auch noch keinen Weg zu finden, der uns zu ihnen hinführet. Es scheinet, als wenn die Theorie dieser Kunst, ohne eine vollständige Dialectick nicht fortkommen könne, indem die Erfinder mehrentheils durch wahrscheinliche Schlüsse zuerst auf ihre Erfindung zu kommen pflegen. Desto rühmlicher hingegen ist der Eyfer des Weltweisen, der sich ohne die erforderlichen Hülfsmittel, an eine Theorie der Erfindungskunst waget, und wenigstens so weit, als es sich vor der Hand thun läßt, zu kommen suchet. Neulich hat Herr C. F. Klögel zu Breßlau eine Einleitung in die Erfindungskunst * herausgegeben die sehr lesenswürdig ist. Hier ist sie!

Wie? sagen Sie; einen solchen Band haben wir von der Erfindungskunst, der noch dazu sehr lesenswerth ist, und gleichwohl wüßten wir noch so wenig davon? — Lassen Sie Sich das

* Breßlau und Leipzig, bey Johann Ernst Meyer. 1760.

das nicht irren! das Buch ist lesenswerth, allein kaum die Hälfte davon gehört eigentlich zur Erfindungskunst. Diese Kunst grenzet so nahe an die gemeine Logick, daß der Verf. wo er von der Erfindungskunst nichts zu sagen hatte, eine kleine Wendung machen, und sich ins Gebieth der Logick hinüber stehlen konnte. Da amusirt er seine Leser eine Weile, und sucht ihnen weiß zu machen, er habe die Grenzen der Erfindungskunst bis dahin erweitert. — Der ganze Band hält z. E. 478 Seiten, und davon sind 220 mit einer encyclopädischen Eintheilung, und mit den Definitionen aller Wissenschaften und Künste angefüllt. Was thut diese Menge von Definitionen zur Erfindungskunst? — Ja, sagt der Verfasser; die Wissenschaften und Künste sind die Objecte der Erfindungen, und müßte ich nicht von der objectiven Erfindungskunst, so gut als von der subjectiven handeln? — Schon recht! Allein in dieser Absicht hätten die Künste und Wissenschaften nicht nach ihrem Stammregister beschrieben; sondern in allgemeine Classen eingetheilet werden sollen, und

zwar

zwar in solche, deren jede andere Erfindungsmittel zu ihrer Entdeckung erfordert, denn nur in so weit gehört die Betrachtung der Künste und Wissenschaften zur Theorie der Erfindungskunst, der Verfasser hätte seine Einsichten in verschiedenen Wissenschaften weniger zeigen können, allein seiner Absicht wäre er unstreitig näher gekommen, und dieses ist alles, was seine Leser erwarten.

S. 302. kömmt der Verfasser endlich zur Theorie der Erfindungsmittel. Hier werden Sie eine Menge überaus wichtiger Anmerkungen finden. Allein, da der Verf. eigentlich sogenannte Erfindungsmittel und Erfindungskunstgriffe nicht unterscheidet; so hat er sich auch hier nicht selten in die gemeine Logick verlieren müssen. Er nimmt nämlich das Wort Erfindungsmittel in seinem allgemeinesten Verstande, in welchem man alles darunter begreift, was zur Erfindung nur etwas beyträgt. Er ziehet hierauf alle unsere Seelenkräfte zu den Erfindungsmitteln, und gehet sie nach der Reihe durch, um zu zeigen, was jede derselben zur Erfindung helfen kann.

Die

Die Methode wäre vortreflich, wenn der Verfasser mehr Erfindungskunstgriffe aus allen Künsten und Wissenschaften abstrahiret, und hernach a priori gezeugt hätte, wie sich unsere Seelenkräfte dabey verhalten. Da er aber aus der Erfahrung wenig Kunstgriffe gesammelt, und blos a priori, aus der Erklärung der Seelenkräfte zeigen will, was sie zur Erfindung beytragen; so hat er zum Theil auf unfruchtbare Distinctiones fallen, zum Theil aber die Lücken mit gemeinen logikalischen Betrachtungen anfüllen müssen. — Wie gesagt! Das Buch ist sehr lesenswerth, aber was es seyn soll, ist es nur sehr wenig.

D.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 18. Decembr. 1760.

### Hundert und sechs und dreyßigster Brief.

Herr Flögel bearbeitet eine unergiebige und trockene Materie, er philosophirt methodisch, definirt strenge, beweiset wie es sich in Wissenschaften gehört, und seine Schreibart ist gleichwohl nicht unangenehm: Nur Schade! daß er die Subtilität im Unterscheiden und Eintheilen öfters bis zum Ermüden treibt, ohne den verdrießlichen Leser durch die Annehmlichkeit der Anwendung und des Nutzens, der aus dieser superfeinen Eintheilung erwächst, wieder schadlos zu halten. Ich weis wohl, daß es keine vollkommen leere Distinctionen giebt, und daß ein jeder Unterschied, der wargenommen ist, auch seine

Folgen haben muß. Der Canzler Baco vergleicht irgendwo die subtilen Distinctionen mit den Spinnenweben; sie sind fein, aber ohne Nutzen. Zu des Canzlers Zeiten hatte der Einfall seinen Werth, ob er gleich nicht vollkommen richtig seyn mag. Es ist eine nicht geringe Verwegenheit von einem Unterschiede, den unsere Seele bemerkt, zu sagen, er verdiene schlechterdings nicht angemerkt zu werden, und in besondern Fällen dürfte der subtile Weltweise seinen Tadler leicht zu Schanden machen können. — Da man aber bey dem geringsten Vorfalle bis ins Unendliche wegdistinguiren kann, so erfordert es die Pflicht eines Schriftstellers, nur diejenigen Eintheilungen vorzutragen, deren Fruchtbarkeit er dem Leser kann in die Augen leuchten lassen; denn die Folgen, die der Leser nicht einsiehet, sind in diesem Falle so gut als wenn sie nicht da wären. Herr Flögel scheinet den Fußtapfen des berühmten Baumgarten gefolgt zu seyn, und es ist bekannt, daß sich viele Leser der baumgartenschen

tenschen Schriften über seine allzufeine Distinctionen beschwehren. Allein dieser grosse Lehrer hat nicht sowohl für die Welt, als für seine Zuhörer geschrieben, und diesen zeigt er in seinen mündlichen Vorlesungen den Nutzen und die Wichtigkeit seiner subtilsten Eintheilungen. Unser Freund Herr K. hat die Gütigkeit gehabt, mir einige Vorlesungen dieses Weltweisen im Manuscript mitzutheilen, und seit der Zeit betrachte ich die grosse Menge Distinctionen, die in den baumgartenschen Schriften vorkommen, als eben so viel notiones directrices, die auf wichtige Warheiten leiten. — Herr F. aber, der nicht um darüber zu lesen, sondern um — gelesen zu werden geschrieben, hätte bey verschiedenen Gelegenheiten wohlgethan, wenn er hätte zeigen wollen, daß ihm die Fruchtbarkeit, der Begriff, und keine trockene Topick, im Unterscheiden zum Leitfaden gedient habe. Hieher gehört z. E. die Eintheilung des Erfindungskreises (Horizon inveniendi) in künstlichen und wissenschaftlichen (§. 53.), in

allgemeinen, besondern, und besondersten (§. 56.), in philosophischen und gemeinen (§. 58.), in schönen und vernunftsinnlichen (§. 59.), in objectiven und subjectiven (§. 60), in extensiven und intensiven (§. 61.), endlich (§. 62.) in absolute und relative; und sodann die Eintheilung des Erfindungsstoffes, in absoluterschöpften, und relativerschöpften, in über den Horizont, und unter den Horizont u. s. w. Alles dieses scheinet nach dem Muster der baumgartenschen Aesthetick zugeschnitten zu seyn. Ich gestehe Ihnen aber meine Unwissenheit, daß ich den Nutzen dieses feinen Gewebes in der Theorie der Erfindungskunst nicht einsehe. —

Von der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften des Herrn F. habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß sie zur Theorie der Erfindungskunst eigentlich nicht viel beyträgt, aber an und für sich betrachtet, macht sie dem Herrn V. Ehre. Unter den baumgartenschen Vorlesungen, deren ich oben erwehnt, befindet sich auch ein Sciographia encyclopaediæ philosophicæ,

sophicæ, mit welcher die Hügelsche Beschreibung der Wissenschaften eine grosse Aehnlichkeit hat. Fast dieselbe Abstammung, dieselben Erklärungen, und sogar die Grille, alle mögliche Wahrsagerkünste dem Stamme der menschlichen Erkenntniß einzupfropfen, haben beyde Weltweisen gemein. Wenn Herr F. die Abhandlung des Franckfurthschen Weltweisen nicht vor sich gehabt, so müssen sie beyde wenigstens einen Leitfaden gefolgt seyn. Jenes zu argwohnen, hat man nicht Grund genug, und also dient es dem Herrn F. zum Ruhme, daß er mit B. den nehmlichen Weg eingeschlagen.

Ich werde Sie für dieses mal mit meinen Anmerkungen verschonen, denn Sie wollen vermuthlich lieber das Werk, als meine Anmerkungen lesen. Doch eine einzige werden Sie mir schon erlauben, und zwar über des Herrn F. Erklärung vom mathematischen Unendlichen. — Zwar sind seine Erklärungen und Urtheile von mathematischen Dingen überhaupt, eben nicht die gründlichsten, in

seinem Werke, und viele derselben so beschaffen, daß die Mathematickverständigen unmöglich damit zufrieden seyn können; allein mit seiner Erklärung von unendlichen Grössen, auf welche das prächtige Gebäude der neuen Algebra gegründet ist, dürften sie es am wenigsten seyn. — „Wenn zwey Grössen ungleich sind, sagt Herr K. (§. 286.), so „muß die eine gröſſer, die andere kleiner seyn. „Nun kann man entweder das Verhältnis „der gröſſern zur kleinern bestimmen, das ist „ausmachen, wie vielmahl die kleinere in der „gröſſern enthalten ist, oder nicht; Ist das „erstere, so heissen sie endliche Grössen, „(Quantitates finitæ) ist aber das andere, „unendliche Grössen, (Quantitates infinitæ) „— — §. 287. die gröſſere von zwey unend„lichen Grössen heißt eine unendlich grosse „Grösse, (Quantitas infinite magna) die klei„nere aber die unendlich kleine Grösse. „(Quantitas infinite parva)„ Und nun fährt Herr K. (§. 288.) im Erklären fort, „die „Algebra findet entweder endliche Grössen,

„oder

„oder unendliche; das erste ist die gemeine „Algebra; Im andern Falle heißt sie die „höhere Algebra (Analysis infinitorum), und „da findet sie entweder unendlich grosse, oder „unendlich kleine Gröſſen; das erste heißt „die Integralrechnung, (Calculus integralis), „das andere die Differentialrechnung, „(Calculus differentialis).„ Wie unrichtig alle diese Erklärungen sind, wird ein jeder dem die Methode der neuen Algebraisten nicht ganz unbekannt ist, leichtlich einsehen. Erstlich, wenn das Verhältniß der kleinern Gröſſe zur gröſſern nicht ausgemacht werden kann; so heißt der Mathematicker keines weges jene unendlich klein, und diese unendlich groß; vielmehr betrachtet er die gröſſere, oder die kleinere davon, als eine endliche Gröſſe, und die andere nennet er, in Ansehung dieser, entweder unendlich kleine, oder unendlich groß. Das Verhältnis derselben drückt er durch $1 : \infty$ oder $\frac{1}{\infty} : 1$ aus. Hingegen ist das Verhältniß des unendlich Kleinen zum unendlich Grossen, dessen Herr F. ge-

denkt, aus diesen beyden Verhältnissen, nehmlich des unendlich Kleinen zum endlichen, und des endlichen zum unendlich Grossen, zusammengesetzt, und folglich $= \frac{1}{\infty} : \infty$ oder $= 1 : \infty^2$, welches die Algebraisten das Verhältnis der endlichen Grösse, zum Unendlichen vom zweyten Grade nennen. — Ob diese Begriffe philosophisch richtig sind, ist hier die Frage nicht. Genug, daß sich der Mathematiker derselben mit Nutzen bedienet.

Doch die ganze Erklärung des Herrn F. ist unbrauchbar. „Wenn man nicht aus„machen kann, wie viel mal eine Grösse in „der andern enthalten ist; so heissen sie un„endliche Grössen.“ Wie falsch! Man kann nicht ausmachen, wie vielmal der Durchmesser eines Zirkels in seiner Peripherie enthalten ist; sind sie deswegen unendliche Grössen? — Weit richtiger sagt Baumgarten in seiner angeführten Sciographie: „Quantitates imaginariæ, quibus desunt termi„ni, ultra quos augeri aut minui nequeant, „sunt

„sint infinitæ.“ — Sie können hiervon auf die Richtigkeit der Flögelschen Erklärung der Differential- und Integralrechnung schliessen. Wer diese Rechnungsart sonst nicht besser kennt, der muß sich aus des V. Erklärung einen sehr verkehrten Begrif davon machen. Ich habe Ihnen in meinen vorigen Schreiben die Erklärung des Herrn Eulers von der Differentialrechnung angeführt, welches sich, meines Erachtens, vollkommen philosophisch rechtfertigen läßt. Aber freylich wird, wie Herr Euler selbst gestehet, niemand die Erklärung begreifen, dem nicht die Geheimnisse der Algebra schon in etwas bekannt sind; und ist es in der That nicht besser gar keinen, als einen falschen Begrif von einer Sache zu haben?

D.

## Hundert und sieben und dreyßigster Brief.

Die aller gemeinsten Wörter machen öfters den Weltweisen, der sie kunstmäßig erklären will, am meisten zu schaffen. Denn da sie der gemeine Hause täglich im Munde führet; so nehmen sie mehrentheils so vielfältige Bedeutungen an, das man Mühe hat, das Allgemeine und Wesentliche derselben von den Zufälligen zu trennen. Das Wort Kunst gehöret zu dieser Anzahl. Herr Flögel scheint die Hofnung auf zu geben, die verschiedene Bedeutungen dieses Worts auf eine einzige Idee zurück zu bringen. „Der gemeine Sprachgebrauch, sagt er, hat „hier so mancherley Widersprüche, so wohl „mit sich selbst, als auch mit den philoso„phischen; und dieser letztere ist auch nicht „ganz frey davon. Dieses führt uns auf „die Gedanken, daß das Wort Kunst mehr „als eine Bedeutung haben müsse. Alle „Weltweise stimmen überein, daß durch die „Kunst etwas soll zur Wirklichkeit gebracht „werden,

„werden, die es vorher nicht hatte; aber sie „setzen noch diese und jene Bestimmungen „hinzu, worin sie nicht mit einander einig sind. „Schon Aristoteles erklärte die Kunst, daß „sie wäre habitus cum recta ratione effectivus.“ Herr F. glaubt diesem Worte eine dreyfache Bedeutung zuschreiben zukönnen. „Die Kunst „im weitläuftigsten Verstande, setzt er, „in ein Vermögen etwas zur Würklichkeit zu „bringen. In dieser Bedeutung sagt man, „Gott habe in der Anordnung des Weltge„bäudes die größte Kunst bewiesen.— Nun „ist es aber bekannt, daß man die Natur „der Kunst pflegt entgegen zu setzen; und „behauptet, das Natürliche sey nicht künst„lich. — Man sagt, eine Pflanze wächst „von Natur herfür, und nicht durch die „Kunst. Ein Laokoon war ein Werk der „Kunst, und nicht der Natur. Also ist in „genauer Bedeutung die Kunst eine Fer„tigkeit etwas hervorzubringen, was durch „den Lauf der Natur nicht hervor kommen „würde. Damit ist man noch nicht zufrie-

„den

„den. Man unterscheidet auch Kunst und „Wissenschaft. Man sagt, die Tonkunst, „Tanzkunst, Malerey und Bildhauerkunst ge„hörten zu den schönen Künsten, und die Dicht„und Redekunst zu den schönen Wissenschaf„ten. Also heißt im genausten Verstan„de die Kunst, eine Fertigkeit, die nicht „wissenschaftlich ist, etwas hervor zu bringen, „das durch den Lauf der Natur nicht hervor „kommen würde.“ — Diese Eintheilung scheinet mir ziemlich unbequem. Die Erklärung der Kunst in der allgemeinsten Bedeutung, ist der Sache zu weit. Das Beyspiel, das Herr F. selbst anführt, kann dieses beweisen. Man sagt, Gott habe in der Hervorbringung der Welt, die größte Macht, und in Anordnung derselben, die größte Kunst bewiesen. Dieses beweiset, daß das blosse Vermögen etwas herfür zu bringen, nicht so wohl Kunst als Macht; das Vermögen aber, etwas cum recta ratione, wie Aristoteles nicht für die lange Weile hinzusetzt, herfür zu bringen, eigentlich Kunst genennet werde. In der zwoten und dritten

ten Bedeutung setzt Herr F. Bestimmungen hinzu, die aus den Begrif der Kunst folgen, aber nicht mit in der Erklärung kommen müssen.— Was er von dem Unterschiede der schönen Künste und Wissenschaften anführt, gehöret vollends gar nicht zur Sache. Es giebt in der That auch eine Maler- und Bildhauer-Wissenschaft, so wie es im eigentlichen Verstande eine Dichtkunst, und eine Redekunst giebt; denn man kann die Malerey und Bildhauerkunst wissenschaftlich, und die Posie und Redekunst im Gegentheil kunstmäßig inne haben. Wenn der Sprachgebrauch hier ja schöne Künste und schöne Wissenschaften unterscheidet; so nimmt er vielmehr das Wort Wissenschaft vielmehr in uneigentlicher Bedeutung. Der Franzose spricht, belles lettres, aber nicht belles sciences.— Die belles lettres verhalten sich zu den beaux arts nicht, wie Wissenschaften zu Künsten; sondern wie Künste, die sich willkührlicher Zeichen, zu Künsten, die sich natürlicher Zeichen bedienen. §. 364. bemerkt Herr Klögel selbst diesen Unterscheid

zwischen

zwischen den schönen Wissenschaften und schönen Künsten; und es wundert mich, daß er sich hier selbst widerspricht, und aus diesen Worten zeigen will, wie in der dritten Bedeutung, Kunst von Wissenschaft unterschieden sey.

Der Beschluß künftig.

## Bey dem Verleger iſt zu haben.

Die Beſchwörung des Sünders zur Verherrlichung des Gottes der Liebe. 8. 1760. 2 Gr.

Leßingiſche unäſopiſche Fabeln enthaltend die weiſen Sprüche der Thiere. 8. Zürich Orell. 1760. 14 Gr.

d'Alembert Hr. Abhandlung von den Urſprung, Fortgang und Verbindung der Künſte und Wiſſenſchaften. 8. Zürich Orell 1760. 12 Gr.

Erzählungen, neue geſellſchaftliche, 3ter Theil. 8vo. Leipzig, Hölle 1760. 18 Gr.

Gedichte, Joh. Miltons verlohrnes Paradies in Reimfreye Verſe, überſetzt von F. W. Zachariä, 1ſter Th. mit Kupf. gr. 4. Altona Iverſen 1760. 1 Rthlr. 12 Gr.

Zachariä, F. W. die Schöpfung der Hölle, nebſt andern Gedichten, gr. 4. Altenb. Richter 1760. 14 Gr.

Plautii, *M. A.* comœdiae omnes c. not. var. ex recenſ. I. F. Gronovii, c. præf. I. A. Erneſti, Vol. II 8. maj, *Lipſiæ Georgi.* 1760. 2 Rthlr. 8 Gr.

Homeri opera græce & latine c. not. S. Clarkii & variant. lect. edente I A. Erneſti, T. II. 8. maj. *Lipſiæ Georgi*, 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

Verſuche, philoſophiſche und politiſche. 8. Zürich, Orell 1760. 12 Gr.

Stölzels,

Stölzels, W. F. Predigt über das Evangelium am Tage der Himmelfahrt Christi, 8. Gotha, 1760. 1 Gr.

Neueste Fama, welche die Staats- Krieges- und Friedens-Geschichte unpartheyisch erzählet, 5tes Stück, 8. 1760. 2 Gr.

Gierodt, M. C. v. Christl. philosophische Abhandlungen in welchen einige Wahrheiten, die die Freygeister bestreiten, wider dieselben vertheidiget und faßlicher gemacht werden. 8. Gotha Mevius 1760. 7 Gr.

Wieland, C. M. Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen. 8. Zürich Orell 1760. 10 Gr.

---

Künftige Woche wird wegen des Festes kein Blatt ausgegeben.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XXIII. Den 1. Januar. 1761.

### Beschluß des hundert und sieben und dreyßigsten Briefes.

Und warum vergießt Herr F. einer vierten Bedeutung, nach welcher man in den schönen Künsten und Wissenschaften selbst, das Gekünstelte von den Natürlichen unterscheidet? Hier kann er nicht sagen, das sey gekünstelt, was nach dem Laufe der Natur nicht herfür kommen würde, nnd gleichwohl scheinet diese Redensart in einer wesentlichen Bestimmung der Kunst ihren Grund zu haben. — Ich glaube, die gewöhnliche Schuldefinition sey immer noch dir richtigste, und man kann aus derselben die vielerley Bedeutungen die der Sprachgebrauch dem Worte gegeben, ohne Schwierigkeit herleiten. Ich

möchte Kunst von Wissenschaft, in objectiven Verstande, folgendergestalt unterscheiden. Den Inbegrif der Erwägungssätze, die zur gewissesten Erkenntnis einer Sache übereinstimmen, nennet man Wissenschaft; den Inbegrif der Ausübungssätze aber, die zur Erhaltung eines Endzwecks übereinstimmen, wird Kunst genannt. In diesem Verstande giebt es so viele Künste, so vielerley Endzwecke man zu erhalten suchen kann. Es giebt so wohl mechanische, als nachahmende Künste. Es giebt eine Kunst zu gefallen, zu bewegen, die Gemüther zu erforschen, stets frölich zu seyn, u. s. w. auf welche die Erklärung des Herrn V., daß man durch die Kunst etwas herfür bringe, nicht allemal ohne Zwang angewendet werden kann.— Im subjectiven Verstande setzt so wohl die Kunst als die Wissenschaft eine Fertigkeit voraus, die practischen Sätze der Kunst gehörig in Ausübung zu bringen, oder die theoretische Sätze der Wissenschaft gehörig zu erkennen,

nen. Von dieser subjectiven Kunst sagt Aristoteles mit Recht, sie sey, habitus cum recta ratione effectivus.

Die Kunst verhält sich zur Wissenschaft, wie die Auflösung einer Aufgabe, zu einem Lehrsatze. Jene lehrt, was zu thun sey, wenn ein gewisser Endzweck erhalten werden soll: und dieser, was einem gewissen Vorwurfe, unter dieser oder jener Bedingung, zukomme. Sie werden sich aus der Logik erinnern, daß man eine jede Aufgabe in einen Lehrsatz verwandeln könne, und verwandeln müsse, wenn man begreifen will, wie durch die vorgeschriebene Auflösung der verlangte Endzweck erhalten wird. Eben also giebt es für jede Kunst eine besondere Wissenschaft, in welcher gezeiget wird, daß der Inbegrif der Ausübungssätze zur Erhaltung des vorgesetzten Endzweckes wirklich übereinstimme. Man kann dahero jede Kunst so wohl kunstmäßig, als wissenschaftlich besitzen; das heißt, man kann eine Fertigkeit haben, die Regeln der Kunst auszuüben, oder zu demonstriren, und wir haben Bey-

piele genug, daß eines ohne das andere vollkommen möglich sey.

Es bleibt noch der Unterschied zwischen Kunst und Natur auseinander zu setzen, und dieses wird noch weniger Schwierigkeit haben. Zur Erhaltung einer jeden Absicht gehört eine Folge von Handlungen, oder Veränderungen, die zu dieser Absicht die Mittel sind, und in so weit sie als Mittel, zu ihrem Endzwecke übereinstimmen, sind sie auch mit einander verknüpft. Ausser dieser idealischen Verknüpfung aber giebt es auch eine physische Verknüpfung, nach welcher diese Mittel selbst unter sich als Wirkungen und Ursachen zusammen hangen können, und hierinn liegt das ganze zuerklährende Geheimnis! Wenn ein Endzweck durch solche Mittel erhalten wird, die blos in der ersten Verbindung stehen; so ist es ein Werk der Kunst; stehen sie aber unter sich nicht nur in der ersten, sondern zugleich mit in der zwoten Verbindung, oder mich deutlicher auszudrücken; wenn die Mittel, dadurch ein Endzweck erhalten wird, nicht nur zu diesem Endzwecke harmo-

harmoniren, sondern auch unter sich dergestalt verbunden sind, daß eines die wirkende Ursrche des andern ist; so ist der erlangte Endzweck ein Werk der Natur. Die bloße Erklärung des Worts Natur, rechtfertigt diesen Begrif; doch ich will ihn durch ein Beyspiel erläutern, und zwar durch das Beyspiel, das Herr F. anführet.

Die Mittel, die der Künstler anwandte, um den Laokoon herfür zu bringen, stimmten alle mit seiner Absicht überein. Unter sich aber standen sie in keiner weitern Verbindung, und alles, was er bey Verfertigung seines Kunststückes vorgenommen, folgten blos willkührlich auf einander. Daher sagt man, dieser Laokoon sey kein Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst. — Aber die Pflanze die herfür gewachsen ist? Diese kann man in zweifacher Absicht betrachten. Man siehet entweder auf die vortrefliche Uebereinstimmung aller Mittel zu einem einzigen Endzwecke, und sagt: es gienge mit dem Wachsthum der Pflanzen überaus künstlich zu; oder man betrachtet die Mittel zum

Wachsthume, wie sie unter sich als Wirkungen und Ursachen physisch verknüpft sind, und sagt eben so richtig: der Wachsthum der Pflanze sey ein Werk der Natur. — Sie sehen hieraus, daß das Natürliche eigentlich das Künstliche nicht ausschließt. Alle Werke der Natur sind zugleich im höchsten Grade künstlich. Man nennet aber zum Unterscheide dasjenige schlechtweg künstlich, was nicht natürlich zugleich, und blos durch willkührliche Mittel, in so weit sie zu einem Endzwecke übereinstimmen, entstanden ist.

Der Mensch kann in einer Kunst oder Wissenschaft eine natürliche oder auch eine künstliche Fertigkeit haben. Er hat eine natürliche Fertigkeit, in so weit die Mittel, durch welche er sie erhalten, in seinen Fähigkeiten und ihrer Vermischung, zureichenden Grund haben. Hat er aber nach Vorschrift der Kunst gewisse Handlungen willkührlich vorgenommen, um sich diese Fertigkeit zu erwerben; so besitzt er eine künstliche Fertigkeit. Dieses folgt ganz ungezwungen aus der vorigen Betrachtung,

und

und man begreift nunmehr, worauf Horaz gesehen, wenn er sagt:

*Naturæ fieret laudabile carmen, an arte,*
*Quæsitum est.*

und den Ausspruch thut,

. . . . . alterius sic
*Altera poscit opem res, & conjurat amice.*

Mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und gekünstelten, hat es eine ähnliche Bewandnis. Die schönen Künste und Wissenschaften haben die Absicht zu gefallen. Der Virtuose muß also alle Mittel anwenden, die ihn zu diesem Ziele leiten. Wenn wir nun die Bemühung zu gefallen gar zu deutlich mercken, und also mehr die Uebereinstimmung der Mittel zum Endzwecke, als ihre natürliche Verbindung unter einander warnehmen; so sagen wir, es sey zu sehr gekünstelt. Hat aber der Künstler seine Mittel, ausser ihrer Uebereinstimmung zur Absicht, auch unter sich dergestalt verbunden, daß sie ungezwungen auseinander fliessen, und sich gleichsam einander nothwendig machen; so sagen wir mit

Recht; er hat die Kunst zu verbergen gewußt, es ist alles Natur in seinen Arbeiten.

Ich glaube nunmehr den Sprachgebrauch des Worts Kunst vollkommen gerechtfertiget zu haben — Und deswegen, fragen Sie, mußte ich einen so langweiligen Brief durchlesen? Kann denn der so willkührliche Sprachgebrauch nicht auch seinen Eigensinn haben? — Selten! die Redensarten, die bey einer Nation durchgängig eingeführt sind, pflegen etwas mehr als einen bloßen Eigensinn zum Grunde zu haben.

D.

## Hundert und acht und dreyßigster Brief.

Man muß einigen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die ersten unter den Deutschen gewesen sind, welche die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen. Die Weltweisheit ist in Deutschland zu Hause; dieses fangen nach und nach die Ausländer an einzusehen. Es fehlt uns auch nicht an Systemen der Staatskunst, die auf philosophische Gründe gebauet sind. Allein unserer politischen Weltweisheit klebt noch einige Schüchternheit an, die sie natürlicherweise nirgend, als in einem freyen Staate ablegen konnte. Da ist ihr wahres Vaterland, wo sie sich nicht scheuen darf, weder der eigenmächtigen Gewalt, noch der Heucheley mit ofner Stirne unter die Augen zu treten. Unter einer eingeschränckten Regierung aber muß sich die Minerva selbst, nicht selten den Helm in die Augen

rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter sehe, als ihm erlaubt wird. Vielleicht ist dieses die Ursache, daß sich die politischen Schriftsteller in Deutschland und Frankreich mehr um die äussere Vollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft, als um die innere bekümmern. Jene sind die einzigen, bey welchen der Unterthan weise seyn darf, daher widmet er sich ihnen ganz, und überläßt die Untersuchung der letztern dem freyern Republikaner. —

Ein ungenanuter schweitzerischer Schriftsteller, der in die Fußtapfen eines edeldenkenden Iselins getreten, und vielleicht noch weiter, als sein Vorgänger gekommen ist, hebt seine philosophische und politische Versuche* mit folgender Betrachtung an; „die „Staatskunst scheinet sich in unsern Tagen „mit einem besondern Glanze emporzuschwin„gen. Die allgemeine Staatswirthschaft, die „Finanzen, die Handelschaft, die Künste, die „Landwirthschaft, das Forstwesen, und alles „was

* Zürch, bey Orell und Compagnie. 1760.

„was in die äusserliche Glückseeligkeit eines „Staats einen Einfluß hat, werden mit dem „Enthusiasmus, welcher der Mode eigen ist, „von den Gelehrten um die Wette bearbeitet. „Beynahe unzehliche neue Socraten entzie„hen die Weltweisheit der Betrachtung des „Himmels, um ihre erhabenen Bemühungen „der Verbesserung der Erde zu widmen„ und machen, möchte man hinzusetzen, daß itzt mehr als Socraten nöthig sind, die Bemühungen der Weltweisen von der Erde bis zu ihren Bewohnern wieder empor zu heben. Es ist weit so schwehr nicht, die Menschen von der brodlosen Betrachtung des Himmels, als von der einträglichen Verbesserung der Erde abzulenken. —

„Es ist freylich eine eben nicht allzuange„nehme Arbeit, fähret der Verfasser fort, „einer verwöhnten Welt anstatt ihrer schmeich„lerischen Vorurtheile, rohe und unbeliebige „Warheiten, die ihr schon bis zum Eckel wie„derholt worden sind, auf das neue zu predi„gen. Aber eben deswegen ist es gar keine „überflüßige Bemühung, diejenigen, die ihr „noch

„noch unverderbtes Herz eines bessern Schick„sals würdig macht, vor diesen Ausschweifun„gen zu warnen. Je mehr die gute Sache „der Tugend Gefahr läuft, mit desto grössern „Muthe sollen alle ihre Freunde die Vertheidigung derselben übernehmen.„

Sie werden dieses Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen. Die Schreibart ist etwas schweizerisch, und einem delicaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anstößig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird? Wie sehr ist der Leser geneigt sich in die Heimat des Schriftstellers zu versetzen, und die allda übliche Mundart anzunehmen, wenn ihm diese mühsame Gefälligkeit nur angenehm belohnt wird!— Die Materien, die hier abgehandelt werden, sind, wo nicht neu, wenigstens in einem neuen Lichte gezeugt. Nach einer Einleitung, von der politischen Tugend, betrachtet der Verf. die Vollkommenheit und Verderbnis eines Staats, jede in einem besondern Abschnitte. Hierauf handelt er von den Pflichten,

ten, welche aus der Verderbnis des Staats fliessen, in sechs Abschnitten. Der dritte Abschnitt, von den besondern Pflichten, welche die Gelehrte und die Schriftsteller, in Betrachtung der Verderbnis des Staats, zu beobachten haben, hat meine Neubegierde zuerst auf sich gezogen. — Der Herr Verf. liest hier, wie Sie sich leicht vorstellen können, den witzigen Schriftstellern den Text, die die Gemüther durch muthwillige Scherze einzunehmen, oder wie die Schriftsteller seiner Nation sich ausdrücken, ins Verderben zu stürzen wissen. Doch ist er wider die anakreontischen Dichter nicht so sehr erbittert, als Herr Wieland zu seyn pfleget; denn ihn scheinet kein persöhnlicher Haß aufgebracht zu haben. Er bleibet in den Schranken der Mäßigung, und zeiget dem Gelehrten blos die wichtige Rolle, die er in der Gesellschaft spielet, und die Pflichten, die ihm diese Wichtigkeit der Rolle auferlegt. „So groß und so weit „ausgebreitet, spricht er, die Macht der Für„sten immer immer seyn mag; so giebt es

„doch

„doch eine Art von Menschen, welche ohne „Macht und ohne äusserliche Grösse einen stär„kern und ausgedehntern Einfluß in die Ge„müther haben. Es sind dieses die Gelehrten, „und unter denselben insbesondere die Schrift„steller. Plato, Xenophon, Horaz, „Cicero, Tacitus, Fenelon, Wolf, Leib„nitz, Bodmer, Pope, Baco, haben ein „jeder in verschiedenen Ländern und in der „Folge der Zeiten mehr Menschen beherrscht, „als immer ein Alexander der Grosse; ein „Carl der *V.* ein Timurbeg und ein Lud„wig der *XIV.* Ein elender Federheld, ein „la Mettrie, verderbet so gut als ein Vol„taire mehr Gemüther, als der größte Er„oberer jemals Menschen unterjocht hat.— „Diese durch kein Zeitalter und durch keine „Gränzen eingeschränkte Gewalt verbindet die „Schriftsteller und die Gelehrten zu einem „solchen Gebrauche ihres Witzes und ihrer „Gaben, der ihrer grossen Bestimmung ent„spreche.“ Er redet hierauf von dem schäd„lichen Gebrauche, den einige Schriftsteller von

ihren

ihrem Talente gemacht. „Bald ist es ein „munterer und dem Scheine nach liebens„würdiger Leichtsinn, womit erhabene und „der ehrfurchtsvollesten Erwegung würdige „Wahrheiten als Kleinigkeiten behandelt wer„den. Bald sind es Scherze und Spötte„reyen, welche, indem sie nur auf gewisse „Fehler und Ausschweiffungen gerichtet sind, „zugleich grosse und erhabene Pflichten lä„cherlich machen. Bald streuet die herrschen„de Seuche des Witzes und Scharfsinns, und „die verführende Begierde durch unerwarte „Einfälle zu schimmern, in blendenden Be„trachtungen gefährlichen Samen des Zwei„fels und der Ausgelassenheit aus. Bald „theilet ein erhitzter und unbehutsamer Eifer „der unvorsichtigen Zunft der Lesenden, oh„ne genugsame Prüfung unschuldiger Weise „solche Sätze mit, welche die gefährlichsten „und verderblichsten Irrthümer in sich schlies„sen. Diese Art von voreiligem Witze, von „flüchtigem Scharfsinn, und von anmuthiger „Weisheit ist insbesondere der neuen fran„zösischen

„zösischen Schriftstellern eigen. — Moliere, „Boileau, la Rocheoulcaut, la Beaumelle, ja selbst Montesquieu, der Adler „unter allen französischen Verfassern, haben „ihre vortrefliche Geister so weit erniedriget, u. s. w.“

Der Beschluß künftig.

# Briefe,
## die neueste Litteratur betreffend.

XXIV. Den 8. Januar. 1761.

### Beschluß des hundert und acht und dreyßigsten Briefes.

Man kann weder die Billigkeit dieser Klagen in Zweifel ziehen, noch den Eifer tadlen, mit welchen sich tugendhafte Schriftsteller den einreissenden Strom widersetzen. Allein ist ihr Tadel auch nicht einseitig? Warum ziehen sie blos wider diese belustigende Schriftsteller zu Felde, und verschonen eine andere Zunft von Scribenten, die nicht so wohl durch anmuthigen Witz, als durch einen traurigen Enthusiasmus, den Verstand und das Herz ihrer Leser verderben? Ist die Schwärmerey, ist der Aberglaube etwa weniger verführerisch, weniger ansteckend, als der lachende Witz.

Mich dünkt, die leichtsinnigen und schwermüthigen Seelenverderber könnten immer mit einander abrechnen, wo sich die letztern nicht etwa auf den Theophrast berufen, welcher behauptet, daß eine lustige Sünde sträflicher sey, als eine traurige.* So viel ist gewiß; der Gift der einen, findet in der andern seinen Gegengift, und man erkennet auch hierinn die Wege der Vorsehung, die eine faule Luft, welche den Samen der schleichenden Pest in sich trägt, durch einen niederreissenden Sturm zerstreuet. Wir würden noch immer dem Joche des alten Aberglaubens seufzen, wenn nicht bald witzige, bald gründliche Zweifler seine Ketten zerschlagen, und ein Uebel durch das andere vertrieben hätten. Der vernünftige Leser wird dadurch aufmerksam gemacht. Er siehet den Abgrund von beyden Seiten, und wandelt auf der Mittelstrasse fort — Und wie viele vortrefliche Schriften würden wir nicht entbehren, wenn es niemahls verwegene Zweifler gegeben hätte! Ohne einen scharfsinnigen

* Marc. Ant. L. II. §. 10.

gen Bayle, würden wir keine Theodicee, so wie ohne den falschen Witz der Sophisten keine Widerlegung derselben vom Socrates bekommen haben.

Will man eine Verderbnis steuren? Gut! Kein Vernünftiger wird dieses tadlen. Allein man sehe sich vor, und rotte entweder das entgegengesetzte Verderben zugleich mit aus, oder lasse sie beyde einander die Stange halten. Der falsche Witz ist einen vernünftigen Mann höchstunanständig, aber gewiß die falsche Empfindungen eben so sehr, und gleichwohl hat noch niemand wider dieselbe geeifert. — Doch ich muß nur abbrechen, sonst möchte man mich der Partheylichkeit beschuldigen; denn ich erinnere mich eben jetzt, daß der Verfasser der Leßingischen unäsopischen Fabeln auch unsere Briefe zu den schädlichen Geburten des Witzes rechnet, die ihre Leser mit Lachen ins Verderben ziehen; und diesem ernsthaften Scribenten entfährt gewiß kein Machtwort, das ihm nicht so mancher wichtige Recensent auf Glauben nachschreibet.

Ich komme zu meinem Schriftsteller zurück. In dem vierten Abschnitte handelt er von den besondern Pflichten, welche die Geistlichen, in Betrachtung der Verderbniß des Staats, zu beobachten haben. Die Pflichten welche er ihnen auferlegt, sind eben so strenge, und eben so sehr nach der Idee der vollkommenen Natur abgemessen, als die, welche er in den vorigen Abschnitte den weltlichen Gelehrten vorgeschrieben. Es ist angenehm das schöne Ideal zu betrachten, das er den Geistlichen zur Nachahmung vorhält, ob man gleich nicht begreift, warum er diese Strenge blos in Betrachtung der Verderbniß eines Staats, beobachtet wissen will. Den Schluß des Gemäldes machen folgende schöne Züge. „Es ist der Eifer eines Dieners „Gottes weder schwärmerisch, noch hochmüthig, noch trotzig. Weisheit, Klugheit, „Sanftmuth und Bescheidenheit begleiten alle desselben Bemühungen, und beleuchten „alle seine Wege. Verträglich, liebreich und „menschenfreundlich, verabscheuet er alle Gewalthätigkeit. Er hütet sich auf alle Weise,

„das

„das Reich der Wahrheit durch derselben un-
„würdige Mittel auszubreiten. Er ist zu
„erleuchtet, um nicht einzusehen, daß er die-
„selbe dadurch auf die unwürdigste Weise
„entehren würde. Er weiß allzuwohl, daß
„ihm nichts anders ein Recht über die Ge-
„müther geben kann, als die göttliche Kraft
„der Wahrheit, und der tugendhafte Wan-
„del, der von derselben die rührendste Pro-
„be ist. Wehe demjenigen, der von diesen
„Grundsätzen abweicht! Er wird dadurch
„ein abscheulicher Verbrecher an Gott und
„an den Menschen.“

In den letzten Abschnitte untersucht der V. die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verbesserung eines Staats. Er widerlegt hier das allgemeine Vorurtheil, nach welchem man alle Hofnung zur Verbesserung gar zu leicht aufzugeben pflegt. Seine Gedanken hierüber sind bündig, und so angenehm vorgetragen, daß ich Bedencken trage, sie in einem Auszuge zu zerrütten.

J.

## Hundert und neun und dreyßigster Brief.

Sie werden in eben demselben Bändchen noch einige Aufsätze von verschiedenem Inhalte finden, die auch zum Theil nicht von demselben Verfasser herzurühren scheinen. Der zweyte Aufsatz bestehet in einigen Briefen über Dr. Browns berühmtes Werk von den Englischen Sitten. Der Verfasser giebt sich für einen Reichsstädter, wie es das Ansehen hat, für einen Nürnberger aus, der sich zu Regensburg aufhält, und an einen seiner Mitbürger schreibet. Wie diese Briefe mit den Schriften des schweitzerischen Patrioten in einen Band gekommen, wird uns nicht gemeldet; und aus der Schreibart sollte man den Reichsstädter fast für erdichtet halten, wenn nicht gewisse zutreffende Umstände seine Existenz gar zu deutlich bewiesen. — Browns Estimate können Sie doch, wenigstens aus dem erstaunlichen Aufsehen, das es in England gemacht, und

aus der Menge von Auszügen, Widerlegungen und Vertheidigungen, mit deren Beurtheilung sich alle englische Blätter von 1757 und 1758. beschäftigen. Von diesem Werke nun, das freylich unsere besten Köpfe kaum mehr als den Namen nach, kennen, liefert der Verf. eine Art von Auszug. — Muß man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Naß von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen, und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke hat es Weile. Sind doch die Schriften des Schakespears noch nicht einmal alle übersetzt! — Die tiefsinnigen Gedanken des Engländers, und die freye Art, mit welcher er seinem Vaterlande die bittersten Wahrheiten sagt, die vielleicht jemals einem Staate gesagt worden sind, würden auch gegenwärtigen Auszug schätzbar machen, wenn der Verf. nicht den seltsamen Einfall gehabt

hätte, seine Vaterstadt beständig mit England zu vergleichen, und jeden Gedanken des Drs. den er anführt, sogleich durch eine so falsche Anwendung gleichsam zu entkräften. Der Leser weiß nicht, wie ihm geschiehet, wenn er aus dem grossen und mächtigen England auf einmal in das enge Gebiet einer Kreisstadt versetzet wird. Er ist noch betäubt von dem Ungestüme des grossen Weltmeers, und soll den Uebellaut eines murmelnden Bachs bemerken, der nicht weit von seiner Quell sein Gewässer und seinen Namen in den Strom ergießt.

Am lustigsten schien mir diese Paralelle da, wo der Verf. Dr. Browns Betrachtungen über den Zustand der englischen Kriegesmacht anführet. Ihnen muß dieser Contrast noch deutlicher in die Augen fallen, denn sie haben Gelegenheit gehabt das englische Kriegesvolk kennen zu lernen, das die bittern Vorwürfe des Doctors auf die allernachdrücklichste Weise, durch Thaten, widerlegt; und die mit diesen

vergliche-

verglichene Kreistruppen? wenigſtens haben Sie ſolche näher betrachten können, als ich.

„Der engliſche Soldat, ſagt der Verf. der „Briefe im Namen des Brittiſchen Schrift„ſtellers, obgleich ſehr verdorben, führet ſich „zwar in den meiſten Anläſſen mit beſonderer „Herzhaftigkeit auf; und die Ehre ſeiner Rotte, „ſeiner Compagnie und ſeines Regiments iſt „ihm noch ſehr angelegen. Der Verfaſſer „will den Leuten vom Stande und den Offi„ciers das gleiche Lob nicht zugeſtehen. Ihre „weibiſche Weichlichkeit beraubet ſie aller phy„ſicaliſchen und moraliſchen Eigenſchaften, „welche nöthig ſind, daſſelbe zu erwerben. „Ihr Unglaube und ihre Ruchloſigkeit tauget „zu nichts, als ihre Gemüther mit Feigheit „zu erfüllen, und ihre falſche Ehre bringet „keine weitere Früchte, als etwa die prahlende „Verwegenheit, die zu einem Zweykampfe „erfordert wird. Eine überzeugende Probe „des Mangels der Tapferkeit hat ſich bey dem „letzten Aufruhre gezeigt. Alles zitterte, alles „floh damals vor einer Handvoll armſeliger

„Bergleute. Jedermann wollte für die „gemeine Sache Geld hergeben, so viel man „verlangen konnte; aber dem Feinde die Spitze „bieten, wollten wenige. Der Selbstmord, „den man zu einem so kräftigen Beweise der „englischen Herzhaftigkeit machen will, ist im „Grunde nichts anders, als eine Feigheit, die „Schande zu ertragen, die man aus dem „Verlust der Reichthümer, des Ueberflusses, „der Maitressen und andrer solchen Armseelig„keiten befürchtet, welche die Eitelkeit und „Weichlichkeit für die höchsten Güter ansehen. „Der Verfasser tadelt hier sein Vaterland „insbesondere wegen Mangel der Stiftungen, „vermittelst derer jungen Leuten der wahre „kriegerische Geist und die dazu erforderliche „Geschicklichkeit beygebracht werden könnten. „Die brittische Jugend wird denselben weder „bey ihrer elenden Auferziehung, noch bey der „verderblichen Lebensart der Officiers im Frie„den, und ihrer eigennützigen Aufführung im „Kriege ergreiffen.„

So

So kühn, so freymüthig tadelte der Britte, als die Umstände seinen Tadel noch zu rechtfertigen schienen, und die großmüthige Nation nahm seine Züchtigung mit Danke an. Vielleicht läßt er ihr nunmehr die Gegengerechtigkeit widerfahren, seine Vorwürfe in einer Palinodie zu widerrufen. — — Der Verf. der Briefe, der wohl sahe, was hier seine Vergleichung für eine Figur machen werde, setzet ziemlich kleinlaut hinzu: „Was soll ich „hier von uns sagen, mein Freund! Wir „haben schon lange fast alle Gedanken von „Vertheidigung fahren lassen; und wie schön „die Verfassung unsers ganzen Kreises sey, „erhellet aus den Begriffe, den man sich macht, „so bald man nur das Wort Kreistruppen „erschallen höret.„

Der fünfte Versuch enthält Ermahnungen eines Eidgenossen an seinen Sohn, die der Denkungsart ihres Verfassers Ehre machen, doch ich eile zu den Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienstes, die den Beschluß des Bändchens aus-

ausmachen, — Die Mode erlaubt den Eintritt in fremde Kriegesdienste ohne die geringste Bedenklichkeit. Der vernünftige Mann der zum Kriege Neigung hat, nimmt keinen Anstand, wenn sein Vaterland im Frieden begriffen ist, sein Glück, wie man es zu nennen pflegt, in fremden Diensten zu suchen. Ob die Sache des Fürsten, dem ich diene, gerecht sey, spricht man, mag er verantworten. Ich thue meine Pflicht, indem ich seinem Befehle gehorche. — Allein man bedenckt nicht, daß dieses einzig und allein für die Unterthanen der kriegführenden Mächte, eine gültige Entschuldigung sey. Diesen kömmt es freylich nicht zu, von der Rechtmäßigkeit des von ihrem Oberhaupte unternommenen Krieges zu urtheilen, und nach diesem Urtheile zu handeln. Ein Fremder aber, der freywillig in eines andern Fürsten Kriegesdienst tritt, was für Bedencklichkeiten legt diesen die Vernunft, und sein eigen Gewissen nicht auf, ehe er diesen Schritt thut? — Der Verfasser untersucht diese Frage kurz und gründlich.

„Der

„Der Eintritt eines Particularen in fremde „Kriegesdienste, spricht er, ist nichts anders „als eine Verkommniß, vermittelst welcher „dieser einem fremden Fürsten verspricht, ihm „mit allen seinen Leibeskräften und aller seiner „Geschicklichkeit und Einsicht in das Kriegs„wesen, wider seine Feinde behülflich zu „seyn.„ — Zur Rechtmäßigkeit dieses Vertrages, gehören nach dem Urtheile des Verf. so viel und so selten vereinigte Bedingungen, daß er es fast für eine Unmöglichkeit hält, dasselbe beysammen anzutreffen. Erstlich muß derjenige, der in solche Kriegesdienste tritt, sein eigner Herr, oder durch die Erlaubnis seines Oberherrn zu einer solchen Handlung befugt seyn. „Zweytens, spricht der „Verf. weis ein solcher, daß der Herr, dem „er dienen soll, eine rechtmäßige Sache; oder „er weis, daß sie unrechtmäßig ist, oder er „zweifelt noch daran. In den zween letztern „Fällen verbinden ihn seine Pflichten gegen „Gott, gegen die Gesellschaft, und gegen sich „selbst, sich eines solchen Dienstes zu enthalten. Die Ehrlichkeit verbietet ihm, sich zu „einem

„einem Werckzeuge der Laster zu verkaufen.
„Eine solche Niederträchtigkeit ist allen Grund-
„sätzen der Tugend und der Religion zuwi-
„der, und eine unbedingte Knechtschaft, die
„so sehr die Würde und Hoheit des Menschen
„entehrt, als sie die Gesetze der Gottheit ver-
„letzet. Sie machet eine jede schändliche
„Handlung, die man darinne begehet, zu eben
„so hassenswürdigen Uebelthaten, als die Ver-
„brechen eines Mörders und Strassenräubers
„sind. In dem ersten Falle hingegen kann
„ein Mensch ohne die heiligen Gesetze im ge-
„ringsten zu verletzen, und auch nach Beschaf-
„fenheit der Umstände aus edeln, tugendhaf-
„ten und großmüthigen Absichten in eines
„fremden Fürsten Kriegesdienste treten."

Mit der Rechtmäßigkeit der Sache des Für-
sten, behauptet der Verf. sey es allein nicht
genug. Der Freywillige, der sich in dessen
Dienste begiebt, soll auch überzeugt seyn, daß
dieser Herr seine gerechte Sache auf eine solche
Weise und durch solche Mittel auszuführen
suche, die den ewigen Gesetzen der Natur und
den Grundsätzen der Menschlichkeit gemäß sind;

und daß er ihn nicht zu einem Werkzeuge solcher Handlungen machen werde, die ungerecht, grausam und unmenschlich sind. „Es ist unstreitig, spricht er, daß wir sträflich sind, „wenn wir uns zu solchen Handlungen gebrauchen lassen; und das wir uns weder vor Gott, „noch vor dem Menschen, noch vor unserm „eigenem Gewissen deshalb werden rechtfertigen können. Die Religion und die Menschheit finden es gleich verdammlich, sich so „dringenden Gefahren, seine heiligste Pflichten „zu verletzen, blos zu stellen.“ Er setzet diese unstreitige Grundsätze in der Folge deutlicher auseinander, wendet sie auch auf die Aufführung hülfeleistender Nationen an, und beschließt mit folgenden freymüthigen Anmerkungen.

„Freylich wird nach diesen Grundsätzen die „Aufführung unserer so gepriesenen eydsgenössischen Altvoordern nicht in allen Stücken gerechtfertigt werden können; und wer weiß, „wie wir bestehen würden, wenn wir dieselbe zum Probiersteine unserer dermaligen „Weise zu handeln, nehmen sollten? — Ich „muß

„muß indessen zu Ehren unsers Vaterlandes „noch eine Anmerkung hinzufügen: wenn „schon unser Betragen in dem einem und an„dern mit den strengsten Gesetzen der Gerech„tigkeit und der Weisheit nicht übereinstimmet; „so ist es noch von der Härtigkeit, und man „darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Lan„desherren weit unterschieden, welche ihre „Landeskinder, denen sie doch auch Vatertreu „geschworen haben, um einige geringschätzige „Hülfsgelder zu ihrer Ueppigkeit und verderb„lichen Pracht zu erhalten, in fremde Dienste „zwingen, und bald wie Sclaven verkaufen."

Ein weiser Republikaner kann bey uns die Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, die so wenig als er, die Macht der Tyranney zu scheuen hat, wird vermuthlich auch so urtheilen wie er.

Z.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 15. Januar. 1761.

## Hundert und vierzigster Brief.

Eben wollte ich Ihnen die Ode auf ein Geschütz als eine Anekdote übersenden, und eben bringet man sie mir gedruckt.* Dies erspart mir die Mühe des Abschreibens, wenn es anders eine Mühe ist, eine so treffliche Ode abzuschreiben, die den Leser allezeit, mehr reizet, je mehr er sie lieset. — Eine wahre Ode! in dem wahren horazischen Schwunge ohne Cramerische Schwatzhaftigkeit, fragen Sie ohnfehlbar mit Begierde, von wem ist die? Deutschland hatte einen Utz, aber dieser grosse Dichter

— crown'd

* Ode auf ein Geschütz, wodurch am Tage der Belagerung Berlins eine Kugel bis mitten in die Stadt getrieben wurde. Berlin den 3ten October 1760. in 4to.

„muß indessen zu Ehren unsers Vaterlandes „noch eine Anmerkung hinzufügen: wenn „schon unser Betragen in dem einem und an„dern mit den strengsten Gesetzen der Gerech„tigkeit und der Weisheit nicht übereinstimmet; „so ist es noch von der Härtigkeit, und man „darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Lan„desherren weit unterschieden, welche ihre „Landeskinder, denen sie doch auch Vatertreu „geschworen haben, um einige geringschätzige „Hülfsgelder zu ihrer Ueppigkeit und verderb„lichen Pracht zu erhalten, in fremde Dienste „zwingen, und bald wie Sclaven verkaufen.“

Ein weiser Republikaner kann bey uns die Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, die so wenig als er, die Macht der Tyranney zu scheuen hat, wird vermuthlich auch so urtheilen wie er.

Z.

# Briefe,

## die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 15. Januar. 1761.

## Hundert und vierzigster Brief.

Eben wollte ich Ihnen die Ode auf ein Geschütz als eine Anekdote übersenden, und eben bringet man sie mir gedruckt.* Dies erspart mir die Mühe des Abschreibens, wenn es anders eine Mühe ist, eine so treffliche Ode abzuschreiben, die den Leser allezeit, mehr reizet, je mehr er sie liefet. — Eine wahre Ode! in dem wahren horazischen Schwunge ohne Crameriſche Schwatzhaftigkeit, fragen Sie ohnfehlbar mit Begierde, von wem ist die? Deutschland hatte einen Utz, aber dieſer grosse Dichter

— crown'd

* Ode auf ein Geschütz, wodurch am Tage der Belagerung Berlins eine Kugel bis mitten in die Stadt getrieben wurde. Berlin den 3ten October 1760. in 4to.

— crown'd with laurels fairly won
Sits smiling at the Goal while others run
He will not write and more provoking still
Ye Gods he will not write and G--d will.

— will nicht schreiben. Oden nämlich will er nicht schreiben: denn daß er Lehrgedichte schreibt, rechne ich ihm so wenig an, als Klopstocken, daß er Lieder macht. —

Ja mein lieber Freund, Sie werden in dieser Ode den wahren horazischen Schwung antreffen, aber dabey noch die feine Nettigkeit des Ausdrucks, die Spuren der Feile, die in Deuschland, (ich nehme verschiedene Oden von Utzen aus,) fast nur ein Dichter ohne Schaden des Schwunges anzuwenden weiß. O, ganz gewiß fällt Ihnen bey dieser Beschreibung der Verfasser der Oden an die Stadt Berlin und an die Feinde des Königs ein, und wer könnte Ihnen auch sonst einfallen?

Wünschen Sie ihm nur bald die glückliche Gelegenheit die er sich weissaget, wenn er singt:

Denn

Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen
Wenn er durch Weihrauchswolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

Wann Er auf einem Throne von Trophäen
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen,
Verstecke in Spiel und Tanz.

Wann Er ein Gott Ofir! durch unsre Fluren
Im stolzesten Triumphe fährt.
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

Ich muß Ihnen noch eine Kleinigkeit anzeigen, die ich nicht eher bemerket habe, als bis ich nach öftern Lesen Zeit gewann, mich umzusehen, ob auch die Kritik hier einigen Plaz finde. Der Dichter sagt: wenn er in den elysischen Feldern, in dem Zelte des Großen Friedrich Wilhelms, die jüngste That Friedrichs besungen hätte:

—— wie brausend
Ein Meer von Feinden Ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehentausend
Zertretnen Schedeln ging.

Alcäus würde jezt mein Lied beneiden,
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beyden
Gefeirten Julian.

Dieser lezte Ausdruck gehöret wohl zu den Dingen quae incuria fudit.

Noch bekommen Sie hierbey eine Ode an dem Fabius.* — Zwar was sage ich, nicht eine Ode, sondern ein recht artiges, schönes und sinnreiches Gedichtchen; das Sie gewiß auch selbst gern wünschen würden gemacht zu haben; wann es nicht zu heissend wider einen großen Feldherrn wäre: dann ich weiß, daß ein Soldat am geneigtesten ist, auch seinem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dieses Gedichtchen, so artig es ist, hat doch mit der vorigen Ode schwerlich einen Verfasser. Es ist gar zu merklich, daß darinn die Odenwendung, der kühne Flug der Muse fehlt die

sich wirrt, doch nie verirret.

Inzwischen ist der Verfasser ein Mann von Genie. Am besten gefällt mir das feine Lob des Königs,

* Torgau, den 3 Nov. 1760. in 4to.

Königs, das in den folgenden Strophen enthalten ist:

Wer nimmt sich nun der Diener armer Staaten
Der hohen Pforten an,
Und straft den stolzen Potentaten
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind,
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und ach, zwar schändet Kunst der schönen Geister,
Nun du geschändet bist;
An einem Könige der Meister
In allen ihren Künsten ist?

Ke.

## Hundert und ein und vierzigster Brief.

Ich weiß nicht was ich dieser Tagen unter meinen uneingebundenen Büchern suchte, aber ich weiß wohl daß ich ein paar fliegende Bogen darunter fand, von denen ich nicht weiß, wie sie darunter gekommen sind. Ich weiß auch noch nicht recht was ich davon denken soll; indessen will ich Ihnen doch die Titel am Rande hersetzen. * So viel sehe ich wohl, diese Blätter müssen eine Gelegenheit gehabt haben, die ich aber nicht weiß. Was gehen unser einem auch musikalische Streitigkeiten an; ich bekümmere mich nicht darum, weil ich nichts davon verstehe, so wenig als die französischen Publicisten sich um die Rechte der deutschen

* Neueste Sammlung deutscher Lieder, nebst einem Tractat von deutschen Liedern, mit Vorrede und Register. Erste Nachlese zu der neuesten Sammlung von deutschen Liedern und dem Tractate von deutschen Liedern, nebst Vorbericht und Allotriis und einem musikalischen Intelligenzblatte.

deutschen altweltfürstlichen Häuser bekannt, blos mich, sie sie auch nicht verstehen.

Aber es mag zu diesem Blättern Gelegenheit gegeben haben, was da will, so weiß ich doch, daß mir dieselbe im Durchlesen Vergnügen gemacht haben, und mir ist Ursach genug, Ihnen, davon Nachricht zu geben.

Der Tractat von den deutschen Liedern, nebst den meisten Liedern die zu dieser Sammlung gehöret haben, sind, wie der Vorbericht sagt, verlohren gegangen; und es sind nur ausser einigen recht artigen Liedern, die hier bekannt gemacht werden, blos Vorrede und Register nebst einigen Allotria und einem Stücke von einem musikalischen Intelligenzblatte gerettet worden; man macht auch Hofnung, daß vielleicht noch einmal möchten die Errata dieses Werks aufgefunden werden.

So wenig ich auch von der Musik verstehe, so kann ich doch nicht umhin, den Verlust dieses Tractats von deutschen Liedern zu bedauren, es müssen darinn gar vortrefliche

Sachen abgehandelt worden seyn, wie man aus dem noch übergebliebenen kurzen Register ersehen kann; ich will Ihnen nur einen und andern Artikel hersetzen, von welchem sie auf die Wichtigkeit des Werkes schliessen können:

*Adagio*, ob es erlaubt sey bey einem Adagio zu plaudern S. 23

*Allegro di molto*, ob man solches nach Noten oder nach dem Gehör accompagniren müsse. 102

Amen, wird gesungen. 67

Ist länger als wenn es gesprochen wird. 87

*Bravo*, wird nach der Cadenz gesagt. 17

Gedanken, sind Zoll frey, s. Bravo.

Lieder, werden um der Noten willen gesungen, s. Papageye ꝛc.

Musik der Alten, hat niemand gehört. 439

Will mancher hören. 435

Sinfo-

Sinfonie, kann ein jeder mitspielen. S. 402
*Viola*, ist im Concert überflüßig. 31
Virtuosen schämen sich Ripienstimmen zu spielen. 666
Violinisten stimmen allemal rein. 365
Spielen enharmonisch. 444

Nur noch ein Wort von dem musikalischen Intelligenzblatte; die Allotria bleiben Allotria und gehören nur für die, so sie angehen.

## Sachen so zu verkaufen, so beweglich als unbeweglich.

Es sind wohleingerichte Brillen für diejenigen, welche die Vorzeichnungen, die Punkte, und das Piano und Forte, poco piano und poco forte, pianissimo, fortissimo öfters nicht zu sehen belieben, bey dem berühmten Künstler, Herrn Accurat, für gemäßen Preis zu haben.

Sachen

Sachen so gestohlen worden.

Es sind am — sechs Tacte aus der Arie des Capellmeisters — diebischer Weise entwandt, und sogar öffentlich unter einem andern, doch unbekannten Namen debitiret worden. Wer den Thäter weis, beliebe solches gehörigen Orts anzuzeigen.

Ich möchte wohl, daß jemand ein solches Intelligenzblatt für die Schriftsteller herausgebe, ich glaube es würden viel Avertissements von gestohlnen Gedancken, und Lobeserhebungen die zu vermiethen sind, von Personen die ihre Dienste antragen, u. dgl. hereinkommen können.

Wenn Sie übrigens etwa wegen der beygefügten Lieder auf die Gedanken kommen sollten, daß der berühmte Herr Marpurg der Verfasser dieser Blätter sey, so muß ich Sie des Gegentheils belehren. Dann ob

wohl

wohl Herr M. auch ein witziger Kopf ist, so siehet doch jedermann leicht, daß weder die Composition der Lieder noch die Schreibart in, seinem Geschmacke ist. Seine Feder pflegt sich ohnedem nicht zur Belustigung, sondern nur bloß zum Unterrichte des Publici zu bemühen; wie solches sonderlich aus seinen gründlichen Streitschriften wider den Herrn Sorge erhellet, von denen nun die musikalische Welt immer mehr erbauet wird. Ich glaube also nicht daß ihn jemand wegen dieser Bogen in Verdacht haben kann.

T.

## Bey dem Verleger ist zu haben.

Doris, oder die zärtliche Schäferin, ein Schäferspiel 8. Dresden, Gröll 1759. 8 Gr.

Storcks A. Abhandlung von den Schierling, oder Cicuta 8. Frft. und Leipzig, 1760. 4 Gr.

Schulzen C. F. Betrachtung der versteinerten Seesterne und ihrer Theile, 4. Dresden, Gröll 1760. 8 Gr.

Grenz A. drey Worte in der Noth, in drey verschiedenen Gotteshäusern vor Gott und seiner Gemeinde gesprochen, 4. Dresden, Gröll 1760. 6 Gr.

Richters J. T. theoretische und practische Abhandlung von venerischen Krankheiten, 8. Dresden, Gröll 1760. 5 Gr.

Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand, par l'Auteur de l'histoire de Charles XII, Tom. I. 8. *Leipzig, Lanckischens* 1760. 1 Rthlr.

502770